Des Herrn

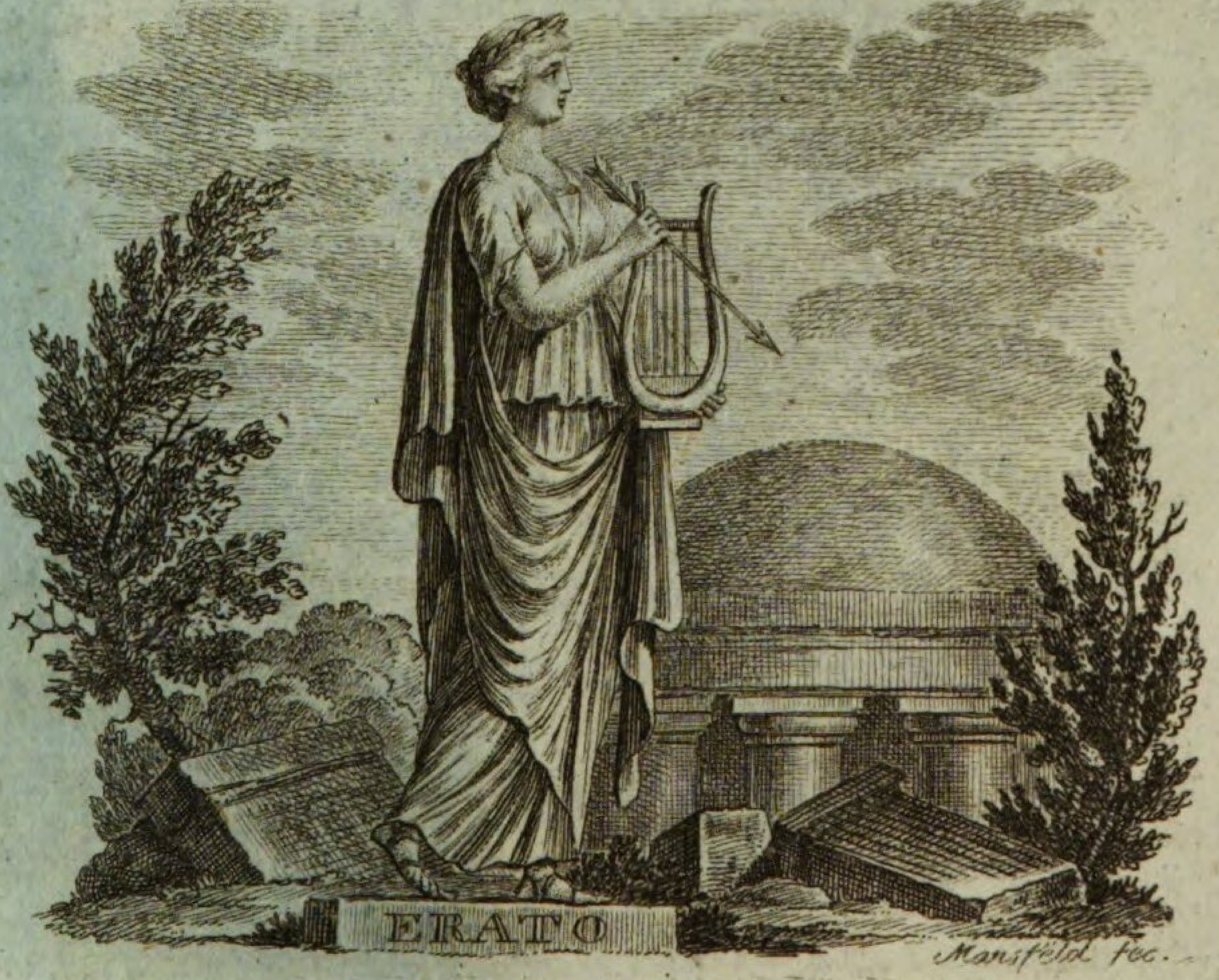
Cornelius von Ayrenhoff,

kais. königl. Feldmarschall-Lieutenants,

Sämmtliche Werke.

Neu verbesserte und vermehrte Auflage in sechs Bänden.

Sechster Band.



Wien, 1803.
Bey Anton Pichler.

Des Herrn

Cornelius von Ayrenhoff,

kais. königl. Feldmarschall-Lieutenants,

sämmtliche Werke.

Neu verbesserte und vermehrte Auflage in sechs Bänden.

Sechster Band.

Wien, 1803.
Bey Anton Pichler.

Inhalt
des sechsten Bandes.

Briefe über Italien ꝛc.

Ogni passion lasciate
Ove che giudicate!

Briefe
über
Italien,

in Absicht auf dessen

sittlichen, litterarischen und politischen Zustand,

an den

Herrn Grafen Max von Lamberg,

kaiserl. königl. Kammerherrn.

Von den Jahren 1786 — 87 und 88.

Anmerkung des Verfassers.

Was Italien in Absicht auf seinen sittlichen, litterarischen und politischen Zustand vor sechzehn Jahren war, habe ich mit Wahrheitsliebe, und wie ich mir schmeichle, auch richtig, in gegenwärtigen Briefen beschrieben — so richtig wenigstens, als man es von einem Reisenden fodern kann.

Was der größte Theil dieser merkwürdigen Nation in diesem Augenblick ist, würde schwerlich Jemand mit einiger Bestimmtheit sagen können; denn ihr jetziger Zustand ist Gährung — die vielleicht lange fortdauern wird. Ein künftiger Denina mag dereinst bey der Erzählung der letzten Revolution Italiens, zu gleicher Zeit bemerken, wie viel oder wie wenig dieselbe an dem, in meinen Briefen geschilderten Charakter der Einwohner verändert habe.

So schnell verwandeln sich öfters ganze Länder, und mit ihnen — die Philosophen ausgenommen — auch die Menschen! Und doch glaubt manch ernstvoller Politiker, recht weit vor sich zu sehen, wo nicht gar seine Plane für die ganze Ewigkeit zu entwerfen.

Erster Brief.

Görz den 3ten Oktober 1786.

Es ist schon lange, mein schätzbarster Freund, daß ich Ihnen ein Schreiben schuldig bin — keine Antwort! denn auf ihr Letztes war nichts zu antworten. Ich habe seitdem den Mode-Vorwitz, Italien zu sehen, ganz gestillet. Die Gegenden, wohin ich im vorjährigen Sommer nicht gekommen war, hab ich in dem dießjährigen besuchet. Ich sage kein Wort mehr davon. Man waget immer für einen Sonderling angesehen zu werden, wenn man gegen herrschende Meinungen spricht. Graf Montelabate, mit welchem ich zu meinem größten Vergnügen, ohne es zu vermuthen, in Rom zusammen traf, und der von dem sogenannten Paradiese von Europa fast wie ich denket, mag Ihnen die Sache deutlicher erklären. —

Ohne Zweifel haben Sie, gleich Andern in ihrer Gegend, vor einigen Wochen vernommen, ich sey von den algierischen Seeräubern gefangen worden, und (wovon ich versichert bin) mich deßhalb betauert. Dieß Gerücht kam von Neapel. Es ist sogar dem K. — vermuthlich von seiner Schwester der K. — geschrieben worden. Diese verehrungswürdige Frau hat, wie man mir von dorther berichtet, den gnädigsten Antheil an meinem vermeinten Unfalle genommen. Zum Glücke war das Schiff, welches den Seeräubern damals in die Hände gerieth, nicht das meinige, obgleich auch dieses zweymal in Furcht ge-

setzt wurde. Wäre mir dieses Schicksal wirklich zu Theil worden, so hätte ich die Schuld mir selbst zuschreiben müssen; und dieß Geständniß mache ich Ihnen nicht ohne schaamroth zu werden. Weil die Zeit meines festgesetzten Aufenthalts zu Neapel mit Ende Juli verflossen war, und ich durchaus mit Anfange des August in Florenz eintreffen wollte, setzte ich mich auf ein genuesisches Pinco; denn Sie wissen, daß in dieser Jahrszeit, der Malaria wegen, Niemand gern zu Lande diesen Weg machet. „Aber warum auf ein genuesisches Schiff, das vor den Barbaresken nicht sicher ist?" — Es war eben damals kein Schiff mit freyer Flagge im Hafen, welches diesen Weg zu machen hatte; und einige neapolitanische Seeoffiziers versicherten mich, daß keine Corsaren im Meere wären. Dieß ist die ganze Entschuldigung, die ich vorbringen kann. — Doch, büßte ich gleich meine Übereilung nicht so hart, so ward ich noch immer hart genug dafür bestraft. Ein heftiger Nordwind zwang uns in der Gegend von Terracina, bey dem Berge Circeo zu ankern (wo die berüchtigte Circe ihren Wohnsitz aufschlug, als sie mit der Equipage des Apollo von Colchis nach Italien kam). Dieß ist eben die höchst ungesunde Gegend, der ich hatte ausweichen wollen. Wir mußten da fünf Tage vor Anker liegen, und ungeachtet wir eine See-Mile vom Lande entfernt blieben, hatte ich schon den zweyten Tag ein gräuliches Fieber, von welchem die Hitze jedesmal beynah vier und zwanzig Stunden dauerte. In diesem Zustande mußte ich ohne alle medizinische Hülfe, ohne alle Nahrung, derer ein Kranker bedarf, und bey der übelsten Witterung, noch dreyzehn Tage auf dem Meere seyn, eh ich Livorno erreichte. Ich fing da meine Kur an, vollendete sie aber zu Florenz, wohin ich mich nach einigen Tagen, äußerst entkräftet, schleppen ließ. Zu Florenz genas ich wohl in drey Wochen so weit, daß ich

herumfahren und alle Merkwürdigkeiten besehen konnte; allein ich habe mich jetzt, nach zween Monaten, noch nicht ganz erholet. So bösartig sind die Fieber jener unglücklichen Gegend.

Doch genug von dieser Robinsoniade! nun etwas von dem Freudenfeste, das noch in diesem Monate zu Cremsir begangen werden soll! wie sehr wünschte ich mir diesem so seltenen Hochzeits-Jubiläum mit Ihnen beywohnen und an dem Vergnügen eines so ehrwürdigen Paares in der Nähe Antheil nehmen zu können! ꝛc. ꝛc.

Zweyter Brief.

Von Ihnen, mein Theuerster, der selbst in Italien war, Es gewiß mit mehr Forschungsgeiste durchschaute als ich, hätt' ich mir nichts in der Welt weniger erwartet als diese Auffoderung. So leicht Sie sich die Erfüllung ihres Begehrens vorstellen mögen; so schwer es mir meines Orts wirklich ist, bey dem Begehren eines so schätzbaren Freundes Nein! zu sagen; so würde mir es doch noch weit schwerer werden, Ihnen diesesmal das Jawort zu geben. Ich habe auf meiner Reise nichts gesammelt, nichts aufgezeichnet: denn ich reisete nicht als ein forschender Gelehrter, mit der Absicht Entdeckungen zu machen, und dann Andre davon zu unterrichten. Diese Rolle würde mich auch nicht am besten gekleidet haben. Es gehören gründlichere Kenntnisse dazu als die meinigen sind. Der Zweck meiner Reise war kein andrer, als Der eines lustwandelnden Diletante, dem die reizenden Nachrichten von den Vortrefflichkeiten Italiens seit langer Zeit Begierde erwecket hatten, diese Vortrefflichkeiten durch eignes Anschauen zu genießen, nicht zu beschreiben. Was können Sie da Lesenswürdiges von mir erwarten? Wenig oder nichts von dem Zustande der Wissenschaften! Bernoulli ist der Mann, der Sie besser davon unterrichten wird als ich. Nichts aus dem Naturreiche, ihrem Lieblingsfache! Dieß hat uns Ferber in seinen vortrefflichen Briefen beschrie-

ben. Nichts von den bewundernswürdigen Überbleibseln des Alterthums! Nichts vom jetzigen Zustande der Künste! Darüber verweise ich Sie an den unsterblichen Winkelmann; und an Volkmann; der Alles, was die Kunst betrifft, mit vieler Richtigkeit aufgezeichnet hat.

Wahr ist es, daß dem Philosophen bey Bereisung eines Landes noch andre Gegenstände als die hier angeführten zur Betrachtung übrig bleiben. Der moralische und politische Zustand der Einwohner verdienen noch weit mehr seine Aufmerksamkeit, als Bildsäulen, die vor zwey tausend Jahren verfertiget worden, und ungeheure Stücke Marmor und Granit, welche Raubsucht oder Stolz aus Asien und Afrika nach Europa überschifften. Und dieser wichtige Umstand, die moralische Lage des jetzigen Italiens, ist uns Oltramontanen viel weniger bekannt, als ers in Rücksicht auf die Menge der Schriftsteller seyn sollte, die uns dieses Land beschrieben haben. Wir erhielten zwar vor wenig Jahren von einem reisenden Engländer, dem D. Moore, ein Buch, welches man des Titels wegen, für einen guten Beytrag zur Ausfüllung dieses beynah leeren Faches halten sollte. Es heißt: Abriß des gesellschaftlichen Lebens und der Sitten in Italien. Allein außer dem Titel, passet das Buch nicht besser in unser leeres Fach, als in jedes andre. Es ist eines der gewöhnlichen Reisejournale von Ort zu Ort — bisweilen mit witzelnden Spöttereyen über alberne Religions-Gebräuche gewürzt — bisweilen mit lateinischen Versen aus Horaz und Virgil, oder mit empfindsamen Deklamationen gezuckert. Den Hauptgegenstand, die Sitten der Italiener, scheint Moore schon, eh er die Grenze von Italien erreichte, vergessen zu haben — vielleicht zu Wipach in Krain, wo ihm ein grober Postmeister so viel Verdruß, und ein höflicher Mönch, der ihm bey der größten Hun-

gersnoth zu Sauerkraut und Salat verhülflich war, so viel Freude verursachte.

Hätte ich vor meiner Reise gewußt, daß Sie schriftliche Anmerkungen über dieselbe von mir begehren würden, so wär es mir nicht schwer gewesen, Ihnen eines und das andre — aber nur über erst erwähnten Gegenstand — zusammen zu schreiben, wäre es gleich nicht so unterhaltend geworden, als verschiedene Leser die moorischen Briefe finden. Nun aber ist es zu spät. Das Mehrste, so ich darüber gedacht habe, ist aus dem Gedächtnisse verschwunden, oder in demselben vom Fieber aufgezehrt worden; und abgedroschnes Zeug will ich weder schreiben, noch Sie lesen lassen. Sie sehen also, daß ich ganz berechtiget bin, mich ihrem Verlangen zu widersetzen. Überdem würden meine Meinungen von Italien — so wie Sie es wirklich schon errathen haben — oft sehr verschieden von den Meinungen vieler ungemäßigten Panegyristen dieses Landes ausfallen; vielleicht auch bisweilen mit ihren eignen Ideen in Widerspruch gerathen. Sie gestehen zwar ein, daß die gewöhnlichen Lobeserhebungen von Italien oft bis zum Eckel übertrieben werden; allein Sie scheinen mir doch mit dem (wie Sie ihn nennen) ironischen Ausdruck meines vorigen Schreibens: Das sogenannte Paradies von Europa, nicht zufrieden zu seyn, sonst würden Sie mich nicht so bedeutungsvoll an die unvergleichliche Gegend von Neapel, und einige andere, weniger unvergleichliche, erinnern. Hierin, mein Freund, liegt offenbar Zweydeutigkeit. Entweder, Sie sind nicht ganz von den Vorurtheilen frey, gegen die ich mich erklären würde: oder ich bin von entgegengesetzten eingenommen. Beyde Fälle sind möglich; aber ich habe Grund an dem letztern zu zweifeln, so lange nichts anders als der erwähnte Ausdruck wider mich zeuget: denn das Ironische desselben getraue ich mir ganz leicht zu recht-

fertigen. Und das soll auch geschehen! Nur heute nicht mehr: denn die Sache ist zu weitläuftig. Aber mit der nächsten Post sollen Sie meine Rechtfertigung in bündigster Form erhalten. Hingegen wird mein künftiger Brief unabänderlich der letzte von italienischem Inhalte seyn. Bereiten Sie sich indeß einige Wahrheiten anzuhören, die vermögend seyn sollten, jeden ungerechten Deutschen über seine Unzufriedenheit mit der Mutter Natur auszusöhnen, daß sie ihn nicht unter einem andern Himmelsstrich in die Welt gesetzet hat. Leben Sie wohl!

Dritter Brief.

Warum ich Italien nicht für das Paradies von Europa erkenne? — Erstens: weil ich bey genauer Besichtigung dieses Landes nicht die mindeste Analogie mit dem Paradiese, daran wahrgenommen habe. Zweytens: weil ich verschiedene Leute von gesunder Beurtheilungskraft kenne, die von der Sache eben so denken wie ich. Und drittens (ich muß Ihnen vorhersagen, daß ich in dieser Streitsache nicht weniger gründlich zu Werke gehen werde, als der alte Pincee im Tambour nocturne) Drittens: weil ich als ein guter Orthodoxe es für Sünde halte, sich ein Paradies mit so viel Mängeln zu denken.

Welche Gründe können nun aber wohl die Italiener haben, ihrem Lande eine so stolze Benennung beyzulegen? — Erstgedachter homme à trois raisons würde vermuthlich diese Frage, wie folgt, beantworten, wenn er es anders auf sich nähme, in diesem ungerechten Handel der Advokat der Italiener zu werden. Ihr erster Beweggrund ist: die natürliche Schönheit des Landes; der zweyte; das paradiesische Klima desselben; und der dritte: seine außerordentliche Fruchtbarkeit. — Einige Anbeter der Abgöttinn Italia zählen zu diesen Vorzügen noch die angenehme Lebensart, die daselbst herrschen soll: allein das ist Wesen des Geschmacks, der Gewohnheit, der Sitten — Dinge, über welche ich mich nicht einlasse, weil sie mich nothwendig zu Weitläuftigkeiten führen müßten. Den Werth der übrigen Punkte will ich in der Reihe, wie sie hier stehen, untersuchen.

Die natürliche Schönheit Italiens richtig zu beurtheilen, muß man annehmen, daß —gering gerechnet— zwey Drittheile des Landes aus starken Gebirgen bestehen. Der italienische Antheil an den Alpen, und die Apeninnen, die von den Alpen an, durch das ganze Land, bis an die äußerste Spitze Calabriens und Apuliens sich ununterbrochen fortziehen und in mancher Gegend rechts oder links bis an die beyden Meere reichen, machen gewiß noch mehr aus als zwey Drittheile. Allein wir wollen es dabey belassen! Italien ist also unstreitig eines der gebirgigsten Länder von Europa. Wir müssen weiter beobachten, daß von diesen Gebirgen höchstens die Hälfte fruchtbar und von angenehmen Thälern durchschnitten ist, die andere Hälfte hingegen kahle Steinklippen oder Kalkmassen sind, die nicht einmal den Vortheil haben, uns gleich den hohen Alpen durch ihren majestätischen Anblick Verwunderung einzuflößen. Nun bliebe noch das ebene, oder doch nur hügeligte Drittheil des Landes zur Betrachtung übrig. Von diesem bessern Drittheile muß man wieder annehmen, daß ein großer Theil davon aus morastigem, höchst ungesundem Lande besteht: denn die Sümpfe bey Carara, die ganze Strecke der Maremne in Toskana, im Herzogthum Piombino und dem stato degli presidj, die fürchterlichen pontinischen Sümpfe, und die Ebenen bey Ferara, verdienen doch gewiß keine bessere Beschreibung. Selbst die Lombardie, die größte und schönste Ebene von Italien, ist nicht ganz von diesem Übel befreyt. Die Gegend um Mantoua ist sehr ungesund, und die von Mailand, wegen der vielen Reisäcker, nicht die gesündeste. Was bleibt also noch übrig, das man zur natürlichen Schönheit des Landes in Anschlag bringen könnte? Ansehnliche, schiffbare Flüsse! Schöne Auen und Wälder! — Der einzige Po kann für einen Fluß vom Range angesehen werden. Den Arno und die schlammigte Tiber kann

man nur in Rücksicht, daß sie doch einige Meilen weit Schiffe tragen, für Flüsse rechnen. Alle übrigen sind unbedeutende Gewässer und Regenbäche, die in einem Augenblick anschwellen und nach hinterlassenen Spuren der Verwüstung wieder versiegen. — Auf Schönheit an Auen und Wäldern kann Italien noch weniger Anspruch machen. Sie bestehen größtentheils aus niedrigem Gebüsche. Die Eichen und Buchen kommen weder an Größe noch Schönheit den unsrigen gleich. Die thurmhohen Asbern und Rusten, die man in den Auen der Donau sieht, sind hier ganz unbekannt. Überhaupt hat Italien viel nützliche, aber wenig schöne Bäume. Der Ölbaum ist von Wuchs und Farbe garstig, und der Maulbeerbaum nicht schön. Die Pinne und Cypresse, in welche die Italiener verliebt zu seyn scheinen, waren zu allen Zeiten das Sinnbild der Traurigkeit, und geben wenig Schatten. Linden erinnere ich mich nur in Toskana gesehen zu haben, aber von keiner besondern Größe. Wenn die große Linde von Pisenz, die Sie wohl kennen, in Italien stände, so wäre sie schon von hundert Arkadiern in Sonetten besungen worden, und verschaffte einigen Ciceroni den Lebensunterhalt. —

Und so hätte ich meines Erachtens den ersten Grund, warum man Italien das Paradies von Europa nennet, so ziemlich entkräftet. Aber die Gegend von Neapel! (werden Sie wieder sagen) die von Verona, Padua, Florenz! — Diese sind schön, das widerspreche ich nicht. Man kann nicht leicht eine schönere Gegend sehen, als die von Neapel, zumal wann auch, wie jetzt, der Vesuv beyträgt, durch seine flammenden Dämpfe den Anblick zu verschönern. Und doch ziehen Alle, die Constantinopel wie Neapel kennen, die Gegend von Constantinopel der neapolitanischen vor. Ist es darum noch jemals einem Sterblichen eingefallen, Thrazien das Paradies von Europa zu nennen? Und findet man denn in andern Ländern nicht

auch vortreffliche Gegenden? Sind die von Linz, Wien und Petronell in Österreich — in welcher letztern der große Kaiser M. Aurelius sich so lange aufgehalten — nicht auch schön? Findet man deren nicht in den Rheinländern, in Sachsen, in Ungarn? Ich schweige von Holland, Frankreich ꝛc. ꝛc. — Genug hievon! Ich schreite zum Klima von Italien.

Dieß ist ganz sicher das vortrefflichste von ganz Europa — für den Italiener. Der Russe, Schwede und Däne finden es zu warm; der Grieche aus dem Archipelagus, der südliche Spanier und der Portugiese zu kalt. Für uns Deutsche ist es weder das eine noch das andere in hohem Grade; aber wir empfinden doch große klimatische Unannehmlichkeiten in Italien. Im Sommer ist uns die Hitze um etwas zu stark, weil nie ein kühlender Regen sie mäßiget; und im Herbst und Winter mißfallen uns die immerwährenden Regen, die nicht selten mit Schnee vermischt, drey und vier Monate in Einem fortdauern. Um sich hievon einen richtigen Begriff zu machen, muß man die meteorologischen Beobachtungen des paduanischen Professor Toaldo zu Hülfe nehmen. Nach seinen Regen-Tabellen aus allen Gegenden, berechnet er, daß in der Strecke Italiens von den Alpen bis Florenz, und der ganzen Breite dieser Strecke, die Wassermasse, welche daselbst jährlich an Schnee und Regen fällt, und — ohne Abfluß — das ganze Land bedecken würde, 43 bis 44 Zoll beträgt. Zu Rom und Neapel (die er nicht einrechnet) weiß ich, daß sie auf der Ebene 30 Zoll, in den Gebirgen aber weit mehr beträgt; seine Berechnung ist daher auch auf diese Gegenden anwendbar. Ich weiß nicht, wie viel Wasser in der Gegend von Wien fällt, aber bey Paris, das unter eben dem Grade, eben so auf der Ebene, und eben so an einem Flusse ligt, beträgt es 19 Zoll. Der Unterschied ist also auffallend. Erwägt man überdem,

daß es in Italien im Frühjahre sehr wenig, und im Sommer fast gar nicht regnet, so kann man sich eine richtige Vorstellung von der Nässe der beyden andern Jahrszeiten machen.

Auch ist die Kälte im Spätjahre und zur Winterszeit weit stärker, als wir es uns gemeiniglich einbilden — nicht nur für uns Deutsche, die wir an unsere temperirenden Öfen gewöhnt sind — für die Italiener selbst. Man siehet in keinem andern Lande so vieles Frauenzimmer (das adeliche nicht ausgenommen) mit verfrörten Händen und Nasen. Selbst im Neapolitanischen war vor einigen Jahren der Winter so rauh, daß in Calabrien vieles Vieh auf der Waide erfror. In eben dem Winter (den von 1780, wenn ich nicht irre) verfroren alle Orangenbäume, welche in der Gegend von Neapel und Fondi auf freyem Felde standen, und von denen unsre Reisebeschreiber so viel zu erzählen wußten. Die Einwohner haben nun, anstatt der Orangen, Oliven gepflanzet. — Ein Deutscher leidet in Italien, bis er sich eingewöhnet, durch drey auch vier Monate des Jahrs sehr viel von der Kälte. Man erwärmet sich niemals ganz, und darf, um nicht zu frieren, wenig den Kamin verlassen; denn die Häuser sind gemeiniglich so sommermäßig gebaut, Thüren und Fenster so schlecht verwahret, daß mans nur beym Feuer aushalten kann. Ich wollte die drey Wintermonate lieber zu Kopenhagen als zu Venedig zubringen.

Überhaupt wird es schwerlich ein Land geben, wo man die Einwohner immerfort, der Witterung wegen, so beängstiget sieht, wie in Italien. Sie haben Ursache dazu. Im Sommer ist jeder Nordwind, und bisweilen auch die Winde, welche aus den Schneegebirgen von Tolentino und jenen von Abruzzo über sie kommen, ihrer Gesundheit gefährlich. Diese kalten Winde hemmen die starke Ausdünstung zur Zeit der Sommerhitze so plötzlich, daß sich Je-

dermann vor gefährlichen Katarrhen und der in Italien so gewöhnlichen Punta in Acht zu nehmen hat. Zu dieser Zeit eilt jedermann nach Hause, sich wärmer anzukleiden; trinkt warmes Wasser, und geht nicht aus dem Hause, ohne Mund und Nase zu verhüllen. So gefährlich als die kalten Winde sind, ist in einigen Gegenden auch der warme Scirocco. Vor diesem ungesunden, die Nerven erschlappenden Winde hat man nicht weniger Vorsicht zu brauchen. — Doch, ich schwatze ja über alle Maßen viel auch über diesen Artikel! Die Hälfte wäre genug, um zu beweisen, wie wenig das italienische Klima so ganz paradiesisch ist, und wie falsch die Vorstellungen sind, die man sich in Deutschland gemeiniglich davon machet. — Ich eile zum Punkte: von der außerordentlichen Fruchtbarkeit des Landes.

Vieles von diesem Artikel läßt sich durch dasjenige berichtigen, was ich von der natürlichen Schönheit des Landes gesagt habe. Wie es in Italien sehr schöne Gegenden gibt, so gibt es auch sehr fruchtbare; wie man hingegen sehr unangenehme und wilde antrifft, so trifft man auch sehr unfruchtbare an. Die Lombardie und der westliche Theil von Toskana sind theils durch ihr vortreffliches Erdreich, theils durch eine rühmliche Industrie der Einwohner überaus fruchtbar. Im Kirchenstaate wird die Kultur der Felder, eben wo sie am besten sollte betrieben werden, gänzlich vernachlässiget; das ausgebreitete Land um die heilige Stadt herum ist eine Haide. Im Neapolitanischen muß die liebe Natur Alles allein thun; und sie thut sehr viel. Ihnen auseinander zu setzen, von welchen Gattungen die Feld- und Baumfrüchte, und wie viel von jeder, noch über das eigne Bedürfniß, oder unter demselben, erzielet werde, mit einem Worte, die Quantität gehöret nicht in unser Fach: sie gehört in das Fach der Ökonomie und Handlung. Unser Augenmerk muß nur

nur die Qualität der Erdprodukte seyn, weil diese eigentlich das Meiste zur paradiesischen Eigenschaft des Landes beytragen kann.

Das Erste, was dem Reisenden in die Augen fällt, und was in der größten — gewißlich zu großen Menge in Italien cultivirt wird, ist der Wein. Die Art, wie man ihn, zumal diesseits des Po-Flusses bauet, wo man die Weinstöcke nach der Schnur pflanzet, und an Ulmbäumen hoch empor wachsen läßt, die jungen Ranken aber, in gleicher Höhe, von einem Weinstocke zum andern wie Festonen zusammen bindet, gefällt dem Auge ungemein, und gibt den Feldern das Ansehen so vieler Gärten. Diese Art die Reben zu ziehen, stammt aus den ältesten Zeiten her. Man findet sie im Herodian genau beschrieben, wo derselbe von der Ankunft der Armee des Kaisers Maximinus, aus Sirmium in die Gegend von Aquileja Nachricht gibt. Dessen ungeachtet ist der italienische Wein, den Florentinischen ausgenommen, schlecht. Er ist schwer und stockicht im Leibe, und ermangelt daher an der vorzüglichsten Eigenschaft eines guten Weins. Er hat wenig Geist, und verdirbt deßhalb größtentheils von einem Jahre zum andern. Abscheulich aber und höchst ungesund sind die gekochten Weine, die man in mancher Gegend bereitet, damit sie sich länger erhalten und süß bleiben mögen; denn die Italiener sind ungemein für süße Speisen und Getränke eingenommen. Der berühmte Lacrima Christi darf kaum mit unserem Erlauer um den Vorzug streiten.

Das Öl ist nach dem Weine eines der Hauptgewächse in Toskana, in dem Kirchenstaate und im Neapolitanischen. Es ist in verschiedenen Gegenden sehr gut, aber doch dem im Archipelagus und dem in der Provence nicht gleich. — Getraide wächst hinreichend für die Einwohner; der größte Theil bestehet aber nur aus türkischem Korn. Der Waizen ist nicht von so guter Gattung wie bey uns.

Man findet keinen, wovon der Metzen unsers Maßes 90 bis 94 unsrer Pfunde wäget, wie man dieß in vielen Gegenden von Deutschland antrifft. —

Aber das Obst? Die Gartengewächse? Ha! diese müssen wohl in Italien besser und schöner gedeihen als in Deutschland? — Antwort! Einige! Orangen, Citronen und der letzte Trieb der Feigen. Diese Gattungen fodern, zur Vollkommenheit zu kommen, einen Grad der Hitze, den wir ihnen nur in den Treibhäusern geben könnten, wo wir ihnen aber zur Sommerszeit keinen Platz gönnen, weil unsre Orangerien mehr bestimmt sind, die Gärten zu zieren, als vollkommen gute Früchte zu bringen. Dagegen sind alle übrigen Früchte (und das behaupte ich nach dem Buchstaben) in Österreich, Mähren, Ungarn, und besonders in den Thälern von Botzen in Tyrol, schmackhafter und schöner als die italienischen. Die meisten Baumfrüchte und Pflanzen werden bey einer langsamern Reifung schmackhafter, als bey einer schnellen. Alle diese sind natürlicher Weise bey uns besser: den übrigen weiß die Kunst unsrer Gärtner zu helfen. Wir lernen nirgends mehr als in Italien die Kunst unsrer Gärtner schätzen. In Neapel begnügt man sich, im Monat Juli reife Melonen zu haben. Man verwunderte sich, als ich versicherte, daß man sie zu Wien im Mai auf allen Taseln findet. Meine Lieblings-Frucht, der Pfirsich, ist in Italien durchaus nicht so gut als in Deutschland. Man kennet sogar die gute Gattung nicht, die man bey uns die französische nennet. Nur in den Hofgärten zu Neapel und Florenz, wo man deutsche Gärtner hält, findet man diese Gattung; und fast dort allein sind auch Ananas zu sehen.

Wollen Sie noch mehr von diesem Artikel hören? Ich glaube, ich habe diesen wie die vorhergehenden weitläuftig genug ausgeführt, um Ihnen Rechenschaft abzulegen, warum ich Italien, so viel Schönes es auch hat,

nicht für das Paradies von Europa erkenne. Die meiste Ähnlichkeit, die es mit dem echten Paradiese haben möchte, besteht darin, daß man oft in dem unechten, wie in jenem ungekleidete Menschen antrifft, und daß, nach Versicherung vieler Reisenden, auch in dem unechten die Äpfel-Bisse sehr gefährlich sind. Den Poeten mag es indeß erlaubt bleiben, sich dieser Benennung in ihren Versen zu bedienen, und wie es ihnen von jeher erlaubt war, das enge, morastige Thal, welches man bey Miseno den Reisenden zeigt, nach dem Beyspiele Virgils, Elisium zu nennen. Adio!

Vierter Brief.

Sie nehmen also keine Gegenvorstellung an, mein liebster Graf? Ich soll Alles niederschreiben, dessen ich mich noch erinnere? Dieß könnte wenig — und auch zu viel werden. Daß Ihnen meine vorigen Briefe gefallen haben, erfreut mich ungemein, aber es leistet mir nicht Bürgschaft, daß Ihnen die folgenden gefallen werden, und noch weniger; daß sie dem Publikum gefallen würden, dem Sie dieselben — viel zu voreilig — mitzutheilen wünschen. Der Patriotismus, bey welchem Sie mich angreiffen, ist wohl etwas. Ich würde mich allerdings glücklich achten, ein Vorurtheil, das nicht ohne nachtheilige Folgen für meine Landsleute ist, vermindern zu können. Allein ich weiß, um wie viel leichter es ist, Vorurtheile zu verstärken, auch ganz neue einzuführen, als die eingeführten zu schwächen. Der ökonomische Nachtheil, den Sie anführen, ist nach meinem Gedanken nicht der wichtigste, der aus diesem Vorurtheil entstehet. Ich würde meinen Landsleuten eben nicht sagen: reiset nicht nach Italien, damit ihr euer Geld nicht außer Landes verzehret! Ich würde nur sagen: reiset Dahin, wo ihr euer überflüssiges Geld auf die nützlichste Weise verzehret! Glaubet aber nicht, daß ihr in Italien so viele Wunder findet, als die meisten Reisebeschreiber euch vorspiegeln! Ihr

werdet anderwerts, selbst in eurem deutschen Vaterlande, (die Peterskirche und einige Alterthümer ausgenommen) eben so viel Schönes, und weit mehr politisch und moralisch Gutes finden, als in Italien. Ein Gegenstand zu ökonomischen Betrachtungen, würde die Reisesucht nach Italien, mit mehr Recht für einen englischen Staatsrath seyn. Es ist unglaublich, welche Menge junger Engländer (aus deren Betragen doch nicht die mindeste Anlage zu künftigen Wilhelm Hamiltonen hervorleuchet) jedes Jahr dieses Land nach allen seinen Theilen durchwandert. Es scheinet bey ihnen zu einer conventionellen Nothwendigkeit geworden zu seyn, daß Jeder Italien genau durchsuche, und von allen Antiquitäten, Statuen und Gemälden zu schwatzen wisse. Viele dieser unbärdigen Antiquare gehen mit einem Winkelmannischen Enthusiasmus zu Werke. Man sieht deren mit Lebensgefahr auf alten Gemäuern herumklettern, andere mit Meßschnüren auf den Feldern herumlaufen, um ein verfallenes Grabmahl abzuzeichnen, oder einen alten Circus auszumessen, die doch vorlängst wohl gezeichnet und wohl gemessen, in Kupfer gestochen, zu haben sind. Ein Histörchen, das kurz vor meiner Ankunft in Rom sich zugetragen haben soll, muß ich Ihnen der Originalität wegen erzählen. Ein junger Engländer, der sich zum erstenmale Rom näherte, war voll außerordentlicher Freude, sich endlich auf der berühmten Via Flamminia zu befinden. Sein Viturin hingegen wollte, sobald er konnte, von diesem äußerst holperichten Steinwege in eine sanfte Nebenstraße einfahren, theils den Rücken seines Milordo, theils seine eigne Sedie zu schonen. Ich will durchaus nicht (rief ihm der Engländer zu), daß du von diesem Wege abweichest! — Aber Signor Milordo! sagte der Viturin, diese verwünschte Straße prellt mir ja meine Sedie in einer halben Stunde zu Trümmern. — Wenn gleich! ich werde dir eine neue machen

lassen; nur verlaß mir diese antike Straße nicht, so lange sie währet! — Das ist doch wirklich Enthusiasmus, wo nicht etwas mehr! — — Daß alle diese jungen Kenner viel Geld nach Italien schleppen, kann man sich leicht vorstellen. Hingegen ist auch keine Nation dort so beliebt, wie die Engländer, ungeachtet man sie nicht als Christen betrachtet. Sie verthuen also doch ihr Geld nicht ganz umsonst; und das möchte vielleicht die Ursache seyn, daß noch keine Parlamentsakte ihre antiquarischen Pilgerschaften eingeschränket hat.

Nach dieser kleinen Ausschweifung kehre ich wieder zu ihrer Foderung zurück; und diese — ich weiß nicht, was ich sagen soll; und weiß es nicht, weil ich nicht weiß, was ich vermögend seyn werde zu leisten. Ich kann daher für jetzt nicht mehr versprechen, als daß ich die erste Hälfte ihres Begehrens erfüllen und mit meinen Briefen fortfahren werde. Beym Beschlusse derselben wollen wir erst erwägen, ob es rathsam sey, sie entsiegelt in das Publikum zu schicken. Finden Sie nicht, daß ich biegsam genug bin? Wahrhaftig! ich scheine mir bey dieser Gelegenheit — so alt ich bin — einem jungen, unbehutsamen Mädchen zu gleichen, das immer mit Nein in dem Munde, am Ende sich fast zu Allem bequemet, was der Liebhaber verlangt hatte. Bekennen muß ich Ihnen aber doch, mein Herr Liebhaber! daß mir ihre Nachricht: Sie seyen in Italien nicht weiter als bis Florenz und Livorno gekommen, nicht angenehm war. Dieser Umstand wird mich zwingen, weitläuftiger zu werden, als ich es wünschte. Ich erinnerte mich wohl aus ihrem, mir so werthen, und allgemein beliebten Memorial d'un mondain, daß Sie gleich von Livorno nach Corsika übergefahren sind; aber ich glaubte, daß Sie ihre Rückkehre von Tunis, nach Neapel genommen, folglich ganz Italien durchreiset haben. — Geduld! — Nur machen Sie

jetzt keinem Menschen — unsern Montelabate ausgenommen — etwas von diesem Briefwechsel bekannt! Auch werden Sie nicht unwillig, wenn Sie nicht ordentlich jeden Posttag Etwas von mir erhalten! Sie kennen meine angeborne Faulheit im Schreiben; und es ist jetzt eben die Jahrszeit, da man hier am liebsten die Nachbarschaften auf dem Lande besuchet. Vale! et cura etc. etc.

Fünfter Brief.

Ich hätte also hauptsächlich mit dem sittlichen Zustande der Italiener zu thun!

Einem Moralisten, der Italien nicht genau kennet, der über die bunte Außenseite seiner moralischen Gestalt nicht Betrachtungen angestellet hat, sollte es wohl ein wenig schwer werden, etwas Allgemeines darüber zu bestimmen. Er sieht ein Land vor sich, das aus Hierarchien, Monarchien, Aristokratien, größern, kleinen, und winzigen Staaten bestehet. In jedem dieser, ihrer Natur nach, ganz verschiedenen Staaten muß man billig einen großen Unterschied der Sitten und Denkungsart der Einwohner vermuthen; weil jede Regierung — wenn sie anders klug genug ist — sich angelegen seyn läßt, dem Geiste ihrer Unterthanen diejenige Richtung zu geben, welche denselben mit dem Geiste der politischen Verfassung in ein übereinstimmendes Verhältniß bringet; ja! weil sogar der einzelne Bürger (wenn wirklich die Regierung seine zweckmäßige Bildung vernachlässiget) von selbst, unvermerkt mehr oder weniger diese Richtung annimmt. Und doch bemerket der aufmerksame Reisende gar bald unter den Italienern aus so vielerley ganz verschiedenen Staaten mehr Übereinstimmung in Denkungsart und Sitten, als man in manchem andern eben so großen Lande antrifft, das nur einen einzigen Staat ausmachet.

Woher also diese Ähnlichkeit? — Es muß doch ein Band geben, welches diese heterogenen Theile der Nation in eine Art von Ganzem zusammen ziehet? eine Quelle, woraus die Italiener ihre sittliche Bildung, ihre guten und bösen Eigenschaften u. s. w. gemeinsam schöpfen?

Ganz gewiß gibt es eine solche Quelle, mein Freund! und diese Quelle ist und war zu allen Zeiten — Rom!

Die Jugend von ganz Italien, Fürsten, Magistrate der Republiken und Städte, Adel, Bürger und Landmann, Alles wird von Geistlichen, und diese — von Rom gebildet. Es ist für jeden Geistlichen oder Halbgeistlichen, der in Italien als Erzieher oder Privatlehrer irgend einer Wissenschaft, in einem guten Hause unterkommen will; der eine Professor-Stelle in einer Stadt oder irgend eine Pfründe auf dem Lande suchet, die allerwichtigste Empfehlung, wenn er in Rom die Theologie studirt, oder sonst eine Zeitlang da zugebracht, oder gar das Glück gehabt hat, seine ganze Ausbildung in einem römischen Collegio zu erhalten. Daß diese Leute nicht nur für die römischen Maximen, sondern auch für die römischen Sitten eingenommen sind, ihnen das Wort reden, sie nach ihrer Vermögenheit weiter zu verbreiten suchen, läßt sich leicht ermessen. Erwäget man noch über dieß, daß der Italiener von den ältesten Zeiten her gewohnt ist, Rom als die Hauptstadt der Welt zu betrachten; daß sich dieser hohe Begriff noch unendlich in ihm verstärket, weil in eben dieser uralten Hauptstadt der Welt allein, alles Gebundene gelöset, und alles Gelösete gebunden werden kann; daß es sich jeder zur Pflicht anrechnet, wenigstens einmal in seinem Leben dahin zu reisen, den Wunderort eine Zeitlang in der Nähe zu bewundern; erwäget man noch den eben so wichtigen Umstand, daß alle ältsten und reichsten Familien, Päbste, Cardinäle, Monsignori, aus ihrem Mittel gehabt haben oder haben, oder künftig zu

haben wünschen (ein Umstand, der alle vornehmsten Häuser Italiens, das heißt, diejenigen, welche in allen Provinzen den Ton angeben, in eine enge Verbindung mit Rom setzet), so läßt sich das Räthsel von der übereinstimmung der Denkungsart und Sitten in Italien leichter erklären, als man gleich anfangs vermuthet hatte.

Indeß überzeuget uns aber auch das jetzt Angeführte, daß man, um die Sitten der Italiener überhaupt richtig zu beurtheilen, zuvor Rom, als die Quelle derselben, wohl kennen lernen muß.

Dieß mein Freund, wollen wir jezo trachten! Und die Sache zu erleichtern, werd ich Ihnen eine Begebenheit erzählen, die sich mit mir selbst und unserm gemeinsamen Freunde Montelabate zugetragen hat. Diese kleine Begebenheit scheinet mir so charakteristische Züge des heutigen Roms zu enthalten, daß ich mich derselben als einer Skizze zur größern Schilderung der römischen Sitten bedienen kann.

Einer der anziehendsten Gegenstände von Rom muß jedem Fremden, der jemals die römische Geschichte mit Antheilnehmung gelesen hat; das Capitol seyn. Voll von den großen Dingen, die ehedem dort entschieden worden sind, die sich dort zugetragen haben, verfügte ich mich gleich den zweyten Tag in Gesellschaft unsers Montelabate dahin. Der Anblick der Vorderseite ist edel, und entspricht einigermaßen dem hohen Begriffe, den man davon hat. Eine mitten in der Stadt hervorragende Höhe, welche man auf einer schönen, ungemein breiten Treppe besteiget; am Fuße dieser Treppe zu beyden Seiten große ägyptische Sphynxen von Basalt; oben am Rande der Treppe ein marmornes Geländer, das eine Flanke von einem viereckigten Platze ausmachet; längs diesem Geländer die kolossalischen Statuen des Castor und Pollux, die Trophäen des Marius, Statuen der Söhne des Constantinus

und andere; dann der ebene Platz ins Gevierte, von welchem das eigentliche, auf den Ruinen des alten Capitols erbaute neue, die Hauptfassade ausmachet; zu beyden Seiten dieses ansehnlichen Hauptgebäudes zwey schöne Flügelgebäude als rechtwinkelichte Seiten; außerhalb dieser Flügelgebäude, auf der einen Seite der Tempel des Jupiter Capitolinus, auf der andern der Tarpejische Felsen; mitten auf dem Platze die berühmte Statue des großen Kaisers Marcus Aurelius zu Pferde; welch ein Anblick! — Ich vergaß darüber der unvergleichlichen Peterskirche, die ich den Tag vorher gleich nach meiner Ankunft in Rom, bewundert hatte. — Der stärkste Antrieb, den ich sogleich oben auf dem Platze des Capitols in mir fühle, ist gegen die Bildsäule des M. Aurelius gerichtet. Ich nähere mich derselben — erblicke mir aber im Wege, zehn Schritte vor der Statue, einen hölzernen Pflock, woran eine viereckigte Tafel über einer blechernen Büchse befestiget ist. Die Tafel ist mit großen Buchstaben beschrieben. Montelabate lieset — und was? Elemosina per i poveri incarcerati, chi morono di fame e de' pitochi. — — Ist das möglich? — Mitten auf dem Kapitol? Vor der Bildsäule des M. Aurelius? — Nicht anders, mein Freund! Ich empfinde den Ekel noch jetzt so lebhaft, daß ich die Sache als gegenwärtig vor mir habe. Doch — nicht genug! Nach einiger Erholung von meiner Verwunderung gehe ich vorwerts, um die Bildsäule von der Seite zu betrachten, und komme an eine Stelle, wo ich von den Arrestanten, die im eigentlichen Kapitole eingekerkert sind, gesehen werden kann. Sogleich tönet mir eine schreyende Stimme in das Ohr: Per l'amor di Dio! excellentissimo Signor foresto! Fate la carità a un povero innocente, chi non a fatto altro, ch' amazzar dieci sette persone! — Was sagen Sie zu diesem nicht gefoderten Geständnisse

eines armen, unschuldig leidenden Römers? mitten auf dem merkwürdigen Platze, wo vormals dem größten Theile der bekannten Welt die Gesetze ausgefertiget wurden? Was sagen Sie zu einem so sonderbaren Gemische von Schönem und Schmutzigem, von Herrlichem und Abscheulichem? —

Und doch macht dieß sonderbare Gemisch — im Kleinen — einen ziemlich richtigen Umriß von dem heutigen Rom aus. Wohin Sie ihr Auge richten, finden Sie die auffallendsten Contrarietäten so nahe beysammen, als die allgemein bewunderte Bildsäule des M. Aurelius und die Läuse der gefangenen Meuchelmörder. Man siehet die prächtigsten Palläste, Kirchen, Springbrunnen, neben Schutthaufen oder elenden Häusern; siebenzig bepurpurte Fürsten neben siebenzig tausend Elenden, die kein Hemde auf dem Leibe haben; wahre Andacht und Menschenliebe neben der häßlichsten Gleißnerey; Pracht auf der Straße, in der Kirche, auf dem Corso, und Hungersnoth zu Hause.

Ich weiß wohl, daß es keinen Ort in der Welt gibt, wo alle Gebäude gleich schön, alle Einwohner gleich reich, gleich fromm und gleich entfernt von Eitelkeit sind; ich weiß, daß es unverzeihliche Thorheit wäre, so etwas zu verlangen; allein ich weiß auch, daß sich der Werth und Unwerth eines jeden Dinges, durch die Vergleichung mit andern gleichartigen Dingen, bestimmen läßt, und daß es bloß das Resultat meiner wohl angestellten Vergleichungen ist, wenn ich behaupte, daß Rom durch die erst angeführten Eigenschaften sich von allen mir bekannten Orten sehr merklich auszeichnet.

Ich ging in meinen Vergleichungen weiter, als man gemeiniglich zu gehen pflegt. Weil ich durch alles Nachdenken keinen Ort finden konnte, der sich mit Rom in eine Parallel bringen ließ, verglich ich Rom mit Rom

selbst, das heißt: das neue Rom mit dem alten — nicht mit dem alten aus den Zeiten der Republik, der Curius und Cincinatus — hier gibt es kein Tertium comparationis — sondern mit dem alten unter den ersten Kaisern. Und diese Vergleichung allein, von welcher ich Ihnen ein andermal umständlichere Rechenschaft ablegen werde, war vermögend, mir das Licht zu ertheilen, welches ich nöthig hatte, um mir den sichtbaren Contrast zu erklären, worin Rom mit allen oltramontanen Orten, und mit sich selbst, stehet. Die Ähnlichkeit ist auffallend. Wir werden sehen, daß sich kein Amphitheater, kein Tempel, kein Grabmahl aus jener Zeit so unverändert erhalten hat, als die Neigungen, die Denkungsart, die Sitten und der Geschmack des römischen Volkes. Ich sage, des römischen Volks: denn daß sich die Sitten und Gesinnungen der Regenten verändert haben, verändern mußten, ist klar; daß aber die Regenten des neuen Roms die alten Sitten des Volks — vielleicht ohne es zu bemerken — unverändert gelassen haben, hoff ich in meinem künftigen Schreiben eben so klar zu machen.

Sechster Brief.

Das alte Rom veränderte, wie jeder Staat, seinen moralischen Zustand, so oft sich sein politischer veränderte. Sein Anfang war bekanntermaßen, Der, einer Räuberbande, die sich zusammen rottet, Alles, was um sie herum ist, zu plündern, und was sich vertheidigt, zu tödten. Seine Moralität war also die Moralität der Wölfe, welchen Thieren es wirklich die Erhaltung seines ersten Oberhaupts und die Gründung seines Staates zu verdanken hatte. Romulus, ein schlauer und kriegerischer Geist, dem es darum zu thun war, sein enges Gebiete mehr auszubreiten, ließ den Römern ihre ganze Wildheit und Raubsucht, und führte sie mit dem Schwerdt in der Faust dahin, wo er glaubte seinen Zweck am besten zu erreichen. Erst sein Nachfolger Numa faßte den edlen Entschluß, diese verächtliche Horde in Menschen umzuschaffen. Nach einer Arbeit von vierzig Jahren bracht er Ordnung in die Staatsverwaltung, mehr Gefühl von Billigkeit, mehr Religion, mehr Sittlichkeit in die Gemüther. Er war ein weiser Gesetzgeber, ungeachtet einige Schriftsteller ihn dem Solon und Lykurg weit nachsetzen. Seine Tadler sagen: Rom würde ewig in seiner Kleinheit geblieben seyn, wenn die Nachfolger des Numa seine viel zu sanften, zur Weichlichkeit führenden Grundsätze ganz beybehalten hätten, weil sie nur geeignet gewesen wären, den kriegerischen Geist, wodurch Rom nachher so groß wurde, zu

unterdrücken. Andere tadeln ihn auch, daß er sich zu Erreichung seines Zweckes religiöser Betrügereyen bediente. Über den ersten Vorwurf scheinet mir ihn Plutarch in der Vergleichung des Lykurg mit ihm, in wenig Worten gerechtfertiget zu haben. „Überhaupt (schreibt er) scheinen Beyde (Numa und Lykurg) ihre Unterthanen zur Genügsamkeit und Mäßigkeit geführet zu haben: aber unter den andern Tugenden sah Lykurg mehr auf Tapferkeit, und Numa mehr auf Gerechtigkeit, wenn nicht etwa die Verschiedenheit des Charakters ihrer Bürger und der Natur ihres Staatssystems diese Verschiedenheit der Einrichtung nöthig machte." Und anderswo in eben dieser Vergleichung. „So wie die Musiker mit den Saiten einer Leyer verfahren, spannte Lykurg die weichlichen und schlaff gewordenen Spartaner mehr an; Numa ließ bey den heftigen, zu scharf gespannten Römern etwas nach."

Was die religiösen Betrügereyen betrifft, kann man ihn freylich nicht ganz — aber doch zum Theil entschuldigen. Wenn ja ein Betrug verzeihlich ist, so ist es derjenige, wodurch man seine Nebenmenschen besser macht. Auch Solon und Lykurg hatten zu ihrem Zwecke Orakelsprüche nöthig. Ich bekenne, daß Orakelsprüche, die in Griechenland Jedermann erhalten konnte, nicht mit dem groben Betruge zu vergleichen sind, den Numa durch seinen vorgegebenen Umgang mit der Göttinn Egeria spielte: allein die Anmerkung des Plutarch über die verschiedenen Charaktere der beyden Völker, könnte wohl vielleicht auch hier dem Numa zum Schutze gereichen. Lykurg und Solon hatten mit den, von Natur feineren, und mehr aufgeklärten Griechen, Numa mit den ganz wilden, abergläubischen Römern zu thun. Confuzius brauchte weder erdichtete Wunder noch Orakelsprüche; ein Beweis, daß seine Chineser mehr aufgeklärt waren, als die Griechen und Römer in den Zeiten des Numa und Lykurg. Auch

dürfte wohl Confuzius von allen berühmten Gesetzgebern der einzige in seiner Art gewesen seyn.

Numa verbesserte unstreitig die Moralität der Römer, ohne doch ihren Muth zu unterdrücken. Man sah sie unter seinen Nachfolgern nicht weniger streitbar und tapfer, als unter dem Romulus; aber sie hielten mehr auf Tugend und Ehre — Eigenschaften, die allein zur wahren und anhaltenden Tapferkeit führen können. Nach Vertreibung der Könige ward der sittliche Zustand Roms noch um Vieles gebessert. Auf ihrer Huth gegen die Ausschweifungen und Laster, wegen welcher die Könige verjagt worden waren, beflissen sich alle Obrigkeiten der neuen Republik eines untadelhaften Wandels, der sich lange Zeit erhielt, erhalten mußte; denn, wer sich um eine Würde bewarb, mußte dem Volk als ein gerechter, tugendhafter Mann bekannt seyn, sonst erhielt er nicht die Stimmen desselben. Diese Stimmen zu erkaufen war der Adel noch nicht reich genug. Unter rechtschaffenen Obrigkeiten konnte auch das Volk nicht anders als rechtschaffen seyn. Alle Gesetze zweckten dahin, und die Gesetze wurden beobachtet. Man hatte damals ein obrigkeitliches Amt in Rom, welches nicht wenig zur Verbesserung der Sitten beytrug. Es war das Amt der Censoren. Zucht, Ordnung, Handhabung guter alter Gebräuche, Abstellung neuer Mißbräuche, kurz, unausgesetzte Wachsamkeit über die Sitten, war der Gegenstand ihrer Pflicht. Ihre Gewalt war anfangs groß und erstreckte sich über alle Stände. Sie konnten jedermann ohne Unterschied zur Verantwortung ziehen, unwürdige Senatoren aus dem Rathe verstoßen, Ritter ihres Pferdes und Ranges berauben, und Bürger aus vornehmern in geringere Centurien übersetzen. So lange das Censoramt in seiner Kraft blieb, war es ein vortrefflicher Schranken gegen alle Ausschweifungen und Laster. Dieß ist also die Epoche, wo wir die Römer nicht nur als ein tapfe-

res, sondern auch als ein tugendhaftes Volk erblicken. Die Beyspiele ihrer Tugend sind zu bekannt, als daß ich sie anzuführen brauchte. Zum Unglück dauerte diese glänzende Epoche nicht lange. Einige Ehrgeizige fanden als Heerführer oder als Prätors in entfernteren Provinzen, das Mittel sich Schätze zu sammeln, sich über ihre ärmeren Mitbürger empor zu schwingen, sie zu unterdrücken. Diese Ungleichheit des Vermögens, deren böse Folgen einige Wohlgesinnte, besonders die unglücklichen Grachen ahndeten und, vergebens, abzuwenden suchten, hob alles Gleichgewicht der Stände auf, und warf die politische, und mit dieser auch die sittliche Verfassung über den Haufen. Die Reichen konnten alles an sich bringen, alles erkaufen, und die Armen waren bereit, Treue, Stimmen, Eidschwüre, Alles, bis auf die Ehre ihrer Weiber und Töchter, den Reichen für Geld zu überlassen. Die Sekte des Epikur, die sich zur Zeit der Lucullus, Crassus und Pompejus in Rom einschlich, vergrößerte das Übel noch mehr. Ihren Grundsätzen zu Folge fingen die Reichen an, das höchste Gut der Menschheit in die Lust der Sinne, in müßiges Wohlleben, in Gleichgültigkeit gegen das allgemeine Beste zu setzen. Cato eiferte wohl gegen diese verderbliche Sekte; allein als ein wohlhabender Patrizier eiferte er nicht, gleich den edemüthigen Grachen, gegen die verhältnißwidrige Ungleichheit der Güter, die in einem solchen Staate solche Übel hervorbringen mußte.

Unter den Kaisern stieg sodann das Verderbniß der Sitten vollends auf die höchste Stufe. Die Römer wurden aus dem tugendhaften Volke, als welches wir sie in der vorigen Epoche gesehen haben, das allerniederträchtigste, das jemals den Erdball bewohnet hat. Da ich aber nichts so ungern thüe, als tadeln, will ich an meiner statt einen der größten politischen Schriftsteller hievon sprechen lassen. „Das römische Volk (sagt Montesquieu) haßte die

bösesten Kaiser nicht mehr. Seitdem dasselbe seinen Antheil an der Regierung verloren hatte, und nicht mehr selbst in den Krieg ging, ward es das allerschlechtste Volk der Welt. Künste und Handlung betrachtete es als ein Handwerk der Sklaven, und die Geschenke an Getraide, die es von Zeit zu Zeit erhielt, lehrten es den Ackerbau vernachlässigen. Es wurde an lauter Schauspiele und Possen gewöhnet. Bey seinem Müßiggange war ihm solcher Zeitvertreib nöthig, und es fand gar bald Lust und Geschmack daran. Calligula, Nero, Comodus, Caracalla waren ihm wegen ihrer Thorheiten selbst die werthesten Fürsten: denn diese liebten, was das Volk selber liebte, und trugen mit ihren Schätzen, sogar mit ihren Personen bey, es durch Spiele zu vergnügen. Waren die Reichthümer des Staats verschwendet, so sah das Volk mit gleichgültigem Auge die reichen Familien ausplündern, denn das Volk selbst genoß die Früchte der Tyranney und genoß sie desto ruhiger, je mehr seine Niedrigkeit und Armuth es vor ähnlicher Tyranney in Sicherheit setzte."

Man kann das Verderbniß des römischon Volks und die Ursachen davon, unmöglich treffender schildern, als es Montesquieu in diesen wenigen Zeilen geschildert hat. So war Rom unter den Kaisern, so war es, als unsre Germanier und Skandinavier es eroberten, und Italien, sammt dem ganzen Occident des römischen Reichs, unter sich theilten. Ist es Wunder, daß die Gothen und Vandalen, als sie die Mauern Roms erstiegen, ein solches Volk wie das Vieh niedermetzelten? Kann man es den Franken verdenken, daß sie in Gallien für die Ermordung eines Römers nur den sechsten Theil des Strafgelds entrichten ließen, welches für die Ermordung eines Franken erlegt werden mußte? —

Daß die Römer in den nächst darauf folgenden Jahrhunderten nicht gesitteter und besser wurden, läßt sich leicht

begriffen. Sie waren, so zu sagen, ohne Oberhaupt. Dieß war die Zeit, in welcher die römischen Bischöfe mit dem großen Plane, der Herrschaft über Rom, beschäftiget waren. Sie durften es daher nicht wagen, das römische Volk, welches bey aller seiner Feigheit, doch immer Ihnen, die keine Armee hatten, gefährlich blieb, durch unangenehme Neuerungen verdrüßlich zu machen. Panem et Circenses! hatte dasselbe unter den Kaisern begehrt, und das begehrte es auch jetzt. Lupercalien, Floralien und Fechterspiele konnten die Oberhäupter des Christenthums ihm freylich nicht verstatten; man ersetzte also diese unzulässigen Feste durch Maskeraden, Policinellen- und Gaukler-Spiele, durch Beleuchtungen eines Theils der Stadt an den Tagen gewisser Heiligen, durch Prozessionen und heilige Triumphaufzüge. Unter die Bettler und andre Müßiggänger ließ man häufig Brod und Almosen austheilen; man hielt die reichsten Klöster an, eben das zu thun. — Fragen Sie mich nicht etwa um die Nahmen der Päbste, die seit jener Zeit mit wahrem Ernst an Verbesserung der Sitten gearbeitet haben! Ich würde Ihnen vielleicht den einzigen Sixtus V. nennen, der es bey äußerst über Hand genommenem Diebstahle, Straßenraube und Meuchelmorde, mit der erforderlichen Strenge that. Allein diese Strenge währte nur so lang Er lebte, und das seit Jahrhunderten eingewurzelte Laster überlebte Ihn; ob es gleich Vieles von seiner Kraft verloren hatte. Ich übergehe hier die gehässigen Anmerkungen, die man über den Wandel einiger Päbste selbst und ihrer bepurpurten Jünger machen könnte, deren Beyspiel nicht geeignet war, ihren Unterthanen mehr Neigung zum Guten einzuflößen. Wir zählen dafür in den letztern Zeiten eine ganze Reihe von Päbsten, die rechtschaffene, tugendhafte und zum Theil gelehrte Männer waren. Ihre Wünsche zweckten, so wie ihr Beyspiel, auf Ausbreitung der Tugend ab. Allein was

vermögen die besten Gärtner gegen ein Unkraut, wovon sie die Wurzel nicht ausrotten können — vielleicht nicht ausrotten dürfen? Das Hauptübel, der Müßiggang, blieb immer unangefochten; das öffentliche Betteln blieb erlaubt; die unzähligen Feyertage, diese Opiate des Fleißes, wurden nicht abgeschafft; die Prozessionen und andere Schauwerke dieser Art erhielten sich in ungestörtem Fortgange; und die Polizey wurde vernachlässiget, oder von gewissen Personen, welche Macht genug hatten, ihr Eingriffe zu machen, in ihrer Wirksamkeit gehemmet; das allerfruchtbarste Feld für die Ärnte guter Menschen, die Erziehung der Jugend — welche nicht durch Wallfahrten und heilige Mährchen, sondern bloß durch die weit heiligern Grundsätze der christlichen Moral zur Tugend geleitet wird — blieb eben so schlecht angebaut, als die Campagna di Roma; und das gute Beyspiel der Fürsten (die überdem selten sichtbar sind) war zu schwach eine ergiebige Wirkung hervorzubringen. Mit einem Worte, der Sittenzustand der Römer ist geblieben, wie er unter den Kaisern war; wie ihn uns Juvenal, Tacitus und andere beschreiben — Eben die Neigung zum Nichtsthun, zu hinterlistigen Ränken, um etwas Geld zu erwerben, zu possenhaften Schauspielen, und — was das Abscheulichste ist, und vielleicht jetzt noch mehr im Schwange geht als zu den Zeiten des Juvenal und Tacitus — der Hang zum Meuchelmorde. Werden Sie glauben, daß binnen acht Wochen, die ich mich in Rom aufhielt, über sechzig Personen ermordet wurden? Alle meuchelmörderisch, das versteht sich, denn im Zweykampfe stirbt nicht leicht ein Römer. Freylich sind die Mörder und Ermordeten meistens Leute vom niedrigsten Pöbel; aber doch Menschen und — was in Rom mehr als anderswo bedeuten sollte — doch Christen!

Dieß Laster hat so tief eingerissen, daß die Tage ohne Mord, unter die seltnen Tage gezählt werden können. Manchen Tag fallen zwey, drey; an großen Festtagen auch mehr. Man macht nicht das Geringste aus der Sache, weil sie täglich vorkömmt. Nur wann das Loos einen Geistlichen trifft (wie zu meiner Zeit einer in seiner Stube von einem Eremiten umgebracht und bestohlen ward) nimmt man sich noch die Mühe etwas davon zu sprechen. Sie werden sich aus meinem vorigen Schreiben des unverlangten Geständnisses von siebzehn Mordthaten erinnern, welches mir ein im Capitol eingekerkerter Mörder mit einer Art von Ruhmredigkeit machte; hören Sie noch eine andere kleine Begebenheit, um überzeugt zu werden, daß Morden in Rom zu den Handlungen gehört, wovon man nicht nur ohne Abscheu, sondern sogar mit Vergnügen sprechen kann. Montelabate wird Ihnen die Wahrheit auch dieses Vorfalls, den ich eigentlich durch ihn erfahren habe, bestätigen: und seine Bestätigungen müssen immer von doppeltem Gewichte seyn, da Er selbst zur Hälfte von italienischer Abkunft ist. Er ging in einer Hauptgasse von Rom hinter zwey jungen Leuten, deren einer dem andern einen eben damals vorgefallenen Mord mit lauter Stimme erzählte. Er beschrieb umständlich den ganzen Vorgang der Sache, bey der er selbst gegenwärtig gewesen; und als er sie ganz vollendet, auch den Stoß des Mörders, nach Art der Italiener pantomimisch, ausgedrückt hatte, setzte er mit einem innigen Vergnügen noch hinzu: in meinem Leben habe ich keine schönere Cortellata gesehen, als diese; der Kerl fiel hin, ohne nur mehr ein einziges Glied zu bewegen!

Sind das nicht Züge, die uns begreifflich machen, wie man ehedem an den unmenschlichen Schauspielen der Gladiatoren — wovon Rom die Erfinderinn war, und worin es, zur Ehre der Menschheit, von keiner andern

Nation nachgeahmt ward — Vergnügen finden konnte? Man verfällt hier ganz natürlicher Weise auf die Frage: Was kann die Ursache seyn, daß man in der Stadt, wo das Christenthum seinen Thron hat, ein Laster, welches der Lehre Christi so sehr entgegen ist, mehr als in jedem andern Orte wüthen sieht? Ich würde antworten: Nebst der äußerst übeln Erziehung der Jugend vom gemeinen Volke, ist die Impunität des Lasters am meisten Schuld daran. Und die Impunität entspringet zu Rom aus zweyer-
ley Quellen. Erstens, aus dem unvernünftigen Rechte der Asyle, da jedes Kloster, jede Kirche, jedes Gesandten, jedes Cardinals Haus eine Freystatt des Lasters ist, wel-
che ihr gemeinschädliches Recht bey allen Gelegenheiten be-
hauptet — Und zweytens: aus einer übel verstandenen Langmuth der Regierung, die dafür angesehen seyn will, daß sie auch das Blut eines Mörders nicht gern vergieße — aber eben dadurch veranlasset, daß das Blut tausend bes-
serer Unterthanen vergossen wird. Eine Regierung, welche dem Unterthan seine gesetzmäßige Genugthuung entzieht, um einen andern zu begnadigen, ist keine gütige, sondern eine harte Regierung. Ein gütiger Fürst mag (wie Sene-
ca in seiner Abhandlung von der Gnade ihm den Rath ertheilet) bey Verbrechen, die an ihm selbst begangen werden, Proben seiner Gütigkeit ablegen, aber Verbre-
chen am Unterthan, an der gemeinen Sicherheit, muß er mit verhältnißmäßiger Strenge bestrafen, weil (wie eben Seneca hierüber die Vergleichung anbringet) nur derjeni-
ge, so mit seinem eignen, nicht derjenige, so mit fremdem Gelde freygebig ist, den Ruhm der Freygebigkeit verdie-
net. — Kein Gesetz ist verhältnißmäßiger und gerechter als das, welches einem Meuchelmörder den Tod zuerkennet, unsre juridischen Empfindler mögen unter der Gewährlei-
stung des Marchese Beccaria dagegen einwenden, was sie wollen. Beccaria hat in seinen Grundsätzen ein vortreffli-

ches Herz, sein Gegner Vergani hingegen mehr Kenntniß des Menschen gezeigt — bin ich gleich nicht mit diesem einverstanden, wann er auch auf den Diebstahl die Todesstrafe gesetzt wissen will.

Es ist wahr, man hat hundert Arten langwieriger Leibesstrafen erfunden, die in sich schrecklicher sind als der Tod. Aber Wem sind sie schrecklicher? nur dem Menschen von Gefühle! der Ruchlose betrachtet sie bloß als eine Züchtigung, die ihm noch Hoffnung übrig läßt, sie zu überstehen, oder durch irgend einen kühnen Versuch sich selbst davon zu befreyen. Auch wird er bey der ersten guten Gelegenheit auf seine Rettung bedacht seyn, wäre es ihm auch allenfalls nothwendig, seinen armen unbesorgten Aufseher zu erwürgen, oder ein Haus, oder eine ganze Stadt in Brand zu stecken. Die Hoffnung ist jedem Sterblichen das angenehmste Gut des Lebens; so lang er dieses besitzt, wird er sich über den Verlust jedes Andern noch trösten können. Zu geschweigen, daß bey den schweren Leibesstrafen, wodurch man den Missethäter nur langsam und im Verborgenen zu Tode martert, der Hauptendzweck aller Strafen, der Endzweck des schreckenden Beyspiels, verloren gehet.

Überdem gibt es in Rom noch manche andre Gewalt, welche die Gewalt der Gesetze vernichten kann. Weiß der Mörder das Mittel, eine mitleidige Dame von gewissem Ansehen, oder eine Eminenz, wäre es auch nur durch den Kanal eines erkäuflichen Domestiken, für sich zu interessiren, so brauchen jene nur ein Wort bey dem Governatore anzubringen, und der Missethäter ist gerettet. Ich habe einen Meuchelmörder drey Tage auf der Treppe einer Kirche gesehen, wohin er sich Essen und Bettzeug bringen ließ, und mit aller Bequemlichkeit da blieb, bis ihm sein Freund (ein Kutscher, wie man mir versicherte) Verzeihung auswirkte. Rom hatte vor einigen Jahren den Marchese Spi-

nelli zum Governatore, der mit gerechter Strenge zu Werke ging und auf keine Fürbitten hörte; allein, ungeachtet man schon die guten Folgen seiner biedermännischen Verwaltung erkannte, erhielt er sich nicht lange in seiner Würde. Man machte ihn unerwartet zum Kardinal, um ihn nicht länger zum Governatore zu haben. Heißt das nicht ein Übel, das so sehr überhand genommen, befördern? — Und doch ist es sicher, daß man ein so feiges Volk, wie das römische, mit gemäßer Strenge in kurzer Zeit von diesem Übel heilen könnte. Man rädere nur jeden (die Herren Beccarianer mögen mir meinen Vorschlag verzeihen!) man rädere nur jeden, der einen Meuchelmord verübt, binnen vier und zwanzig Stunden! Man verdamme jeden, der sein Messer auf einen andern zücket, zur Galeerenstrafe! Aber beydes ohne Nachsicht, ohne Ausnahme! und es wird mehr fruchten, als das schwache Flickgeboth: kein Messer bey sich zu tragen.

Und nun mein Freund, werden Sie wohl genug von Mord und Todtschlag gehört haben. Ich war etwas weitläuftig über diese Materie, weil ich Sie überzeugen wollte, daß sich sogar die widernatürlichsten Sitten und Gesinnungen, diejenigen, so die abscheulichen Gladiatoren-Spiele einflößen konnten, vom alten Rom auf das neue fortgepflanzet haben. Desto williger werden Sie mir glauben, daß sich andre Neigungen und Gebräuche, die weniger mit unsrer heutigen Denkensart im Widerspruche sind, erhalten haben. Der größte Unterschied, den man zwischen beyden Zeitpunkten entdecket, ist, daß die ersten Kaiser aus boshaften Absichten das römische Volk vorsetzlich verderbten; die letzteren Fürsten aber mit den besten Absichten von der Welt, es nicht zu verbessern wußten, und — worüber sie zu beklagen sind — in mancher Betrachtung nicht verbessern durften. Leben Sie wohl!

Siebenter Brief.

Ich habe Ihnen in meinem Vorigen gesagt, daß in Rom die Polizey vernachlässiget wird. Dieß war wohl der gelindeste Ausdruck, dessen ich mich bedienen konnte. Eigentlich scheinet man von diesem Theile der Staatsverwaltung gar keine Begriffe zu haben. Das ist leicht zu sagen, werden Sie denken: aber beweisen? — Geduld mein Freund!

Zu einer guten Polizey wird zweyerley erfodert: gute Gesetze, und eine hinreichende Gewalt, die Gesetze zu unterstützen. Mich deucht, daß in Rom Beydes mangelt. Wenn gute Gesetze da wären, wie könnten dieselben die allernöthigste Säuberung der Stadt stillschweigend übergehen? — Ich sahe in zwey Monaten keine andere Gasse als den Corso und ein paar Hauptplätze putzen. In allen Nebengassen, die niemals gepflastert zu werden scheinen, liegt jede mögliche Gattung Unraths von undenklichen Zeiten her — und wer weiß, ob nicht von den Zeiten der ersten Kaiser. Man geht in diesen Nebengassen, zumal des Nachts, unter keinem offnen Fenster ohne Gefahr, und könnte (wie Juvenal sich ausdrückt) noch zufrieden seyn, wenn man nur das, was in den Töpfen ist, und nicht die Töpfe selbst zu fürchten hätte. Der stärkste Beweis, wie wenig man auf Reinlichkeit, diesen ersten Schritt zur guten Polizey, halte, ist das Vatikan selbst. Der lange Corridor,

der in das Musäum führt, hat gewiß zwanzig Fenster, aus welchen man beynah ganz Rom übersieht. Ich ging einmal alle diese Fenster vorbey, ohne Eines zu finden, wo mich der Unflath, der in den Fenster-Nischen lag, und der Gestank zweyfacher Art, nicht verhindert hätte, einen Augenblick anzuhalten, um der schönen Aussicht zu genießen. —

Wer Lust hat, spielt mitten in einer Gasse Pallotole — ein Spiel, wobey große hölzerne Kugeln nach einem Ziele geworfen werfen; und da mag jeder Vorübergehende für seine Beine sorgen. Aus Flinten und Pistolen in den Häusern, oder aus den Fenstern zu schießen, ist Jedem bey Tag und Nacht verstattet, insonderheit wann in seinem Stadtquartiere das Fest eines Heiligen gefeyert wird. Das Geschrey der Verkaufenden, welches den ganzen Tag in allen Gassen ertönet, ist unerträglich. Anstatt die Landleute und Trödler anzuhalten, ihre Waaren auf gewissen hiezu angewiesenen Marktplätzen feilzubieten, läßt man Jeden, wo er Lust hat, damit herumlaufen, und so viel seine Lunge vermag, schreyen. Diese Unordnung wird von vielen Römern unter der Benennung Volksfreyheit öfters gar angerühmet. Das Betteln wird nicht nur Jedermann verstattet, sondern wie möglich befördert. Die Hospitäler und Klöster eingerechnet, zählt man in Rom wenigstens hundert Häuser, wo bettelnden Müßiggängern täglich zu Essen ausgetheilt wird. Sie stellen sich zur bestimmten Stunde schaarenweise da ein. Nach eingenommenem Mittagsmahle gehen sie wieder herum, andere Leute durch ihr Handwerk und ihren Ungestüm zu belästigen; oder sie setzen sich auf öffentlichen Plätzen hin, sich vom Ungeziefer zu reinigen. Die Römer haben sich an solche Schmutzereyen so gewöhnt, daß man auch viele andere Einwohner vor ihren Häusern sieht, die sich, zur Lust der Vorbeygehenden, einander die Köpfe absuchen. Doch, weg von dieser ekelhaften Materie. —

Vermuthlich lasen Sie schon in ältern Reisebeschreibungen, daß die Stadt — die sich so gern das Haupt der Welt nennen hört — ehmals in der Nacht keine Beleuchtung hatte? — Sie hat sie noch jetzt nicht. Und wann etwa Jemand, um seinen Weg zu treffen, sich einer der dort gewöhnlichen Handlanternen bedienet, so muß er diese verbergen, so oft ihm ein Begegnender zurufet: Volti la lanterna! sonst kommt es zu Cortellaten. — Die Kutschen, selbst der Cardinäle und Monsignori, haben kein ander Licht, als von kleinen Blendlanternen, welche vorne, wie an unsern Reisewagen, angeschraubet sind.

Ich könnte Ihnen noch mehr Beweise des Mangels an guten Polizeygesetzen anführen, aber es mag genug an diesen seyn! Wer das a. b. c. nicht weiß, ist schon überwiesen, daß er nicht lesen kann.

In Ansehung der aufgestellten Gewalt zur Ausübung der Polizeygesetze kann ich noch kürzer seyn. Sie bestehet aus Schergen und der Garnison. Die Schergen sind die verachtetsten Geschöpfe der ganzen Nation, und darum auch die verächtlichsten. Man fürchtet sie nicht mehr als man sie achtet. Auch ist ihre Hauptverrichtung, über den Schleichhandel zu wachen, den sie, wie man spricht, wenig verhindern. —

Die Garnison, wie überhaupt das päbstliche Militär, gehört zu den Dingen, welche sich seit den ersten Kaisern am meisten verändert haben. Sie ist für die Menge des müßigen Pöbels nicht zahlreich, und wie man behaupten will, auch nicht beherzt genug. Ihre Angriffe können nicht fürchterlich seyn, weil sie immer auf ihre Vertheidigung bedacht seyn muß. Für diese aber sorget sie desto fleißiger. Seitdem einige der, in verschiedenen Stadtquartieren ausgetheilten Wachen, des Nachts — zumal wann sie von Prozessionen ermüdet waren — von dem übermüthigen Pöbel gemißhandelt worden sind,

verschließen sie sich alle Abende in ihre Wachtstuben, und verbolwerken diese mit Gatterwerken und Schlagbäumen. Da Vegetius dieser Art von Verschanzung der Wachen mit keinem Worte gedenkt, muß man sie billig für eine neuere Erfindung halten, wovon die prätorianischen Cohorten nichts wußten.

Bey einer so beschaffenen Polizey hat man sich also nicht zu verwundern, wenn unter einem so müßigen und ungezognen Pöbel, besonders bey öffentlichen Feyerlichkeiten, häufige Unordnungen und nicht seltene Mordthaten vorfallen.

Solcher Feyerlichkeiten, theils geistlicher, theils profaner, gibt es in Rom eine Menge. Ihnen alle zu beschreiben, wäre so langweilig als mühsam; ob mir gleich ein solches Verzeichniß in der Folge, wann ich von andern Städten und Provinzen Italiens reden werde, zum Beweise dienen könnte, wie sehr Rom die Urquelle der Sitten und des Geschmacks der ganzen Nation sey. Indeß will ich Sie doch mit der vornehmsten von jeder Gattung (die unter den profanen, das Carneval, und unter den Geistlichen, das Petersfest ist) noch in diesem Schreiben bekannt machen.

Daß das lustige Ding, welches man Carneval nennet, in Italien zu Welt gekommen, beweiset des Dinges Nahmen selbst. Carnevale ist nichts anders als Carne, vale! Lebe wohl Fleisch! oder Fleischgerichte, lebet wohl! Die dem Carneval nachfolgende Fastenzeit machet die Sache klar. In lateinischer Sprache nennt man dieses lustige Fest zu Rom, wie aller Orten, Bacchanalia, und behandelt es mit auszeichnendem Ansehen von Wichtigkeit. Das Zeichen zum Anfange desselben wird jedes Jahr vom erhabenen Kapitol, und zwar durch eine Glocke, die nur bey dem Tode und der Wahl eines Pabstes geläutet werden darf, dem römischen Volke ertheilet; indeß andere

Völker den Anfang und Beschluß nur durch den Kalender — aber doch nach römischer Ausmaße — erfahren. Da die Bacchanalien zur Zeit der römischen Republik wegen der schändlichen Ausschweifungen, die sich, nach dem Berichte des Livius, dabey eingeschlichen hatten, durch ein eigenes Senatus Consultum in Rom und ganz Italien abgeschaffet und bey Todesstrafe verbothen wurden; das neue Rom hingegen diesem Feste, unter eben demselben Nahmen, so große Ehre erweiset, kann man wohl nichts anders vermuthen, als daß Rom selbst es wieder eingeführt; daß folglich ganz Europa es dieser Stadt zu verdanken habe.

Wahrscheinlicher Weise geschah die Zurückrufung der Bacchanalien nach Rom zu einer Zeit, da man Ursache hatte, dem römischen Pöbel, welcher lustige Feste ungemein liebet, sich gefällig zu zeigen. Und vielleicht waren dem Volke die Bacchanalien, eben weil sie lange Zeit so scharf verbothen gewesen waren, angenehmer, als jedes andere Fest dieser Art.

Nur scheinen die erneuerten Bacchanalien anfangs nicht so lange wie jetzt gedauert zu haben, weil man ihnen im Italienischen den Nahmen Carnevale beygeleget hat. Für einen bloßen Abschied, den dieses Wort, und so auch unser deutsches Fastnacht anzeiget, scheinet mir ihre Dauer zu lang zu seyn. Allein vermuthlich hat man erst in späterer Zeit, aus einer neuen Gefälligkeit für den römischen Pöbel, das angenehme Fest auf sechs und mehr Wochen ausgedehnet.

Indeß tadeln die Musulmänner diese allgemeine europäische Sitte. Sie räumen uns ein, daß Vergnügungen und Lustbarkeiten nöthig sind, um die mit dem menschlichen Leben verknüpften unangenehmen Empfindungen von Zeit zu Zeit zu schwächen, zu zerstreuen. Allein (sagen sie) diese Lustbarkeiten müssen von verhältnißmäßiger Art und

Dauer seyn. Denn so, wie zu lang anhaltende Anstrengung der Leibes- und Seelenkräfte dem Menschen schädlich ist, so wird es ihm auch zu lang anhaltende Ergötzlichkeit. Es ist deßhalb nicht vernünftig, (sagen sie) daß ihr Christen eine ununterbrochene Dauer von sechs und mehr Wochen, bloß den Ergötzlichkeiten, und was noch schlimmer ist, albernen Possen widmet, die in so langer Zeit vermögend sind, nicht nur eurer Gesundheit zu schaden, sondern auch eure Sinne in einen Taumel zu versetzen, aus welchem sie sich nicht ohne Mühe wieder erholen können.

In Wahrheit! man kann die Gründe dieser Ungläubigen ohne Partheylichkeit nicht verwerfen. Ein eigennütziger Arzt würde ihnen vielleicht einige sophistische Trugschlüsse entgegen setzen; denn Niemand weiß besser als Er, wie viel unsre Faschings-Lustbarkeiten, unsre mehr als bacchantischen Tänze, seine Einkünfte vermehren; allein der Philosoph ist gezwungen, dem Mahometaner Recht zu geben. Es ist dieser ein Gegenstand, über welchen ich Lust hätte, Ihnen mehr zu sagen, und der, seiner Wichtigkeit wegen, weit mehr Aufmerksamkeit verdienet, als ihm unsre weisen Sanitäts-Wächter bisher vergönnet haben; vielleicht weil sie es für unerlaubt halten, den römischen Anordnungen, auch dieser Art, nachzugrübeln, oder sie für unvernünftig zu erkennen: aber das Ding gehört nicht zu meinem Zwecke. Wir wollen es schon bey dem Vorwurfe bewenden lassen, den uns hierüber die Musulmänner mit ihrem schlichten Menschenverstande machen.

Da also die europäischen Völker überhaupt, in Absicht auf die Bacchanalien nur als Nachahmer von Rom zu betrachten sind; Rom hingegen seit undenklichen Zeiten mit dem echten, griechischen Dienste des Bacchus bekannt ist, hat man sich nicht zu verwundern, daß das römische

Fest mehr Ähnlichkeit mit den ehmaligen Orgien des Bacchus hat, als alle übrigen. Sobald am Tage der heiligen drey Könige dem am Fuße des Kapitols versammelten Volke das Signal zum Anfange, wie gesagt, durch den Schall der ehrwürdigsten von allen Glocken ertheilet wird, fährt augenblicklich der Geist der Fröhlichkeit in das römische Volk: aber seine vollkommne Glückseligkeit erhält es erst durch einen neuen Glockenschlag, der ihm die Erlaubniß der Vermummungen ankündiget. Sobald dieser vom Kapitol ertönet, schliefet jeder wahre Quirit, so geschwind er kann, in sein beliebtes Frazenkleid; und nun steht es auch Jedem frey, in Maske herum zu gehen, maskirt herum zu fahren, oder auf Pferden und Eseln herum zu reiten. Man hält in dieser Zeit öffentliche Aufzüge, die, so viel immer die Religion verstattet, dem alten Bacchusfeste gleichen. Es wird zwar kein Phallus dabey zur Schau herumgetragen, aber man behauptet, daß der Gott des Weins und der Fröhlichkeit im Wesentlichen nichts dabey verliere. Die letzten Tage des Carnevals sind vollends die lebhaftesten von allen. Das so beliebte Pferderennen, ein Institut des Pabsts Paul II., wird dazumal gehalten. Der ganze Adel, der, seiner Gewohnheit nach, jeden Tag des Jahrs sich in Kutschen auf dem Corso einfindet, erscheinet zu dieser Zeit in Maske. Alle Läufer, Bediente, Kutscher, sind nicht weniger als ihre Herrschaften und derselben Pferde, auf verschiedene Art maskirt, und dienen als Policinelli, Arlechini, Pantaloni ꝛc. ꝛc. den zu Fuß herumlaufenden gemeinern Masken, wie man sagt, zu einem herrlichen Schauspiele. Die Fahrenden bewerfen einander von einer Kutsche in die andere mit weißen Zuckerkügelchen aus so vollen Händen, daß am Ende der ganze Corso wie beschneyt aussehen soll. Man versicherte mich, daß die Römer — welche bey allen andern Freudenfesten doch immer einen starken Anstrich

von düstrer Schwermuth in ihrer Miene zeigen, bey dieser Gelegenheit allgemein vergnügt, und, so zu sagen, in ihrem Elemente zu seyn scheinen, weil alle Kardinäle, Fürsten und Monsignori, Weltpriester und Mönche, ihr Scherflein beyzutragen suchen. —

Der vornehmsten geistlichen Festivität, dem Petersfeste, hab ich selbst beygewohnet. Sie ist natürlicher Weise von einer ganz andern Gattung. So wie die Veranlassung derselben, ist auch die Ausführung edler und herrlicher. Es ist das eigentliche Festum Romae triumphantis. Hier zeiget sich das Oberhaupt der Kirche in seinen zweyerley Gestalten, in seiner geistlichen und weltlichen Hoheit, theils als Nachfolger des Apostels, dessen Jahrtag er begehet, theils als Souverän, dem ein König den Huldigungseid schwören, und zum Zeichen der Untergebenheit, ein Pferd mit einem Beutel Geld darbringen läßt. Es findet sich bey diesem Feste eine Menge Fremde ein. Die meisten auswärtigen Italiener, die nie in Rom gewesen, trachten es bey dieser Gelegenheit, oder in der Charwoche, kennen zu lernen.

Die Feyerlichkeiten gehen in folgender Ordnung vor sich. Am Vorabend vom Peterstage, nach Mittag, wird der weiße neapolitanische Zelter in einer prächtigen Rüstung, von dem Chef des fürstlichen Hauses Colonna (in welchem die Würde eines Contestabile des Königreichs Neapel erblich ist) durch die Stadt nach der Peterskirche geführet. Die theils reitenden, theils gehenden Trabanten in verschiedener Kleidung, die Staatswagen des Fürsten, seine reichen Livereyen, Er selbst zu Pferde, von einer Anzahl Edelleute begleitet, die päbstlichen Garden — alles zusammen, was vor und hinter dem Zelter einhergehet, machet einen langen und prächtigen Aufzug. Der heilige Vater erwartet denselben in seinem päbstlichen Ornate in der Peterskirche. Hier leistet der Fürst im Nahmen

seines Königs die Huldigung, und übergibt mitten in der Kirche sowohl den Beutel mit dem Lehenzinnse von sieben tausend Dukaten, als auch den höflichen Schimmel, der dem Oberhaupte der Kirche seine Ehrfurcht durch eine Knieverbeugung bezeiget. Ehedem hat der Pöbel diese Kniebeugung des Zelters für ein Wunderwerk betrachtet, seitdem er aber andere abgerichtete Pferde gesehen, die weit mehr als diese Kunst erlernet haben, bleibt ihm alle Jahre um Ein Wunder weniger zu bewundern.

Noch diesen Abend wird die Vorderseite der Peterskirche, die ganze Kuppel und der Säulengang vor der Kirche beleuchtet. Einige tausend Lampen werden auf das Zeichen eines Kanonenschusses, so zu sagen, in einem Augenblicke angezündet. Die Kuppel nimmt sich vortrefflich aus. Die Faßade würde sich besser ausnehmen, wenn die Säulen, der Länge nach, auf ihren beyden Seiten durch Lampen ausgedrückt würden. Wenn diese Lampenbeleuchtung ungefähr eine Stunde gedauert hat, wechselt sie plötzlich mit einer andern ab, indem einige hundert Pechpfannen in eben so großer Geschwindigkeit angezündet, und dadurch die kleinen Lampen verdunkelt werden. Nach meinem Geschacke gewinnet der Zuschauer nichts bey dieser Abwechselung.

Ungefähr eine andere Stunde nachher wird auf der nicht weit davon entlegenen Engelsburg ein Feuerwerk abgebrannt. Dieß Feuerwerk kann nur wegen der Girandola (dem Pfauenschwanz, der beym Anfang und dem Ende durch einige Tausend, in der Rundung einer Scheibe, zugleich ausfahrende Rakete vorgestellet wird) gerühmet werden.

Nach Vollendung dieses Feuerwerks eilet Alles nach dem Platze degli Apostoli, wo vor dem Pallaste des Fürsten Colonna ein anderes Feuerwerk in Bereitschaft stehet. Der ganze Adel begibt sich in den Pallast auf eine gedeckte Terasse; das Volk versammelt sich auf dem Platze. Die-

ses Feuerwerk kann unmöglich die gewünschte Wirkung hervorbringen. Der Platz ist lang, aber sehr schmal. Das Gerüste zum Feuerwerk — ein Architekturstück — ist mitten auf dem schmalen Platze errichtet, und reichet an beyden Seiten — nah an die Häuser. Es werden zwar beyde Fronten des Gerüstes in Feuer gesetzet, aber die Fronten haben nicht Breite und die Feuerstücke nicht Spielraum genug. Das architektonische Gerüste war in diesem Jahre von guter Erfindung und Anordnung; allein man hat am Fuße desselben eine historische Gruppe von Figuren in Lebensgröße angebracht, die unmöglich sonderbarer hätte erdacht werden können. Es war die abscheuliche Geschichte der Vatermörderinn Tullia, wie sie auf ihrem Wagen über den entseelten Körper ihres Vaters und Königs wegfuhr. Es ist mir noch jetzt unbegreifflich, wie man diese schändliche Begebenheit zur Verschönerung eines Freudenfestes auswählen konnte. Hätte doch der Fürst Colanna, der manches Meisterstück seiner Bildergallerie, der Nudität wegen, übermalen ließ, lieber diese gräuelvolle Vorstellung vertilget, die weder der altrömischen Geschichte, noch dem neurömischen Geschmack Ehre macht!

Den darauf folgenden Peterstag werden alle Festlichkeiten des Vorabends, den Einzug des Zelters ausgenommen, wiederholet.

Und nun muß ich nur noch über den Ursprung dieser berühmten Feyerlichkeit, deren Hauptgegenstand die Belehnung des Königs von Neapel ist, eine kleine historische Bemerkung machen.

Die Lehensherrlichkeit der Päbste über Neapel und Sicilien datirt sich vom Jahre 1130, da die Normänner dieses Reich von den Sarazenen eroberten; und ihrem Eroberungsrechte durch eine dazumal sehr wichtige Formalität noch mehr Gültigkeit zu verschaffen, sich freywillig als Vasallen des päbstlichen Stuhles erklärten. Aber die

Ceremonie mit dem Zelter und den sieben tausend Dukaten ist eines neuern Ursprungs. Von dem letzten normännischen Könige Wilhelm III., der keinen andern Erben als seine Muhme, die mit Kaiser Heinrich VI. vermählte Prinzessinn Constantia hinterließ, fiel das Reich auf diese Prinzessinn. Nach ihrem Tode ererbte es ihr Sohn Kaiser Friedrich II., von welchem es auf desselben Sohn Kaiser Conrad den IV. fiel. Als dieser starb, sollte es natürlicher Weise auf Conrads Sohn, den jungen Prinzen Conradin fallen. Allein der päbstliche Stuhl, der das Haus Schwaben äußerst haßte, und als ein mächtiges Haus durchaus nicht zum Nachbar haben wollte, nützte die Gelegenheit, den jungen Waisen seines väterlichen Erbes zu berauben. Er rufet Carln von Anjou mit einer Armee nach Neapel, und verspricht, ihn mit dieser Krone zu belehnen, wenn er vermögend seyn würde, sie dem Hause Schwaben zu entreißen. Es kömmt zwischen Carln und dem sechzehnjährigen Prinzen Conradin zu einem Treffen. Conradin wird geschlagen und muß mit seinem jungen Freunde und Verwandten, Friedrich von Österreich, flüchtig werden. Unglücklicher Weise werden beyde Prinzen im päbstlichen Gebiete auf ihrer Flucht erkannt, und ihrem ehrlosen Feinde, Carln von Anjou, geliefert, welcher (wie alle unpartheyische Geschichtschreiber, selbst die Italiener Villani, Quadelfiero und Giannoni behaupten) auf Begehren des noch ehrlosern Pabstes Clemens IV., beyde Prinzen — beyde die Letzten ihres Hauses — im Jahre 1268 auf öffentlichem Marktplatze zu Neapel, durch Henkers Hand hinrichten läßt. Voltaire sagt: diese gräuliche That war des Pabstes letzter Wille, denn er starb bald darauf.

Nun erhielt Carl von Anjou das Königreich vom päbstlichen Stuhle zu Lehen; und dieß ist die Epoche, wo die Ceremonie mit dem Zelter und dem Beutel, einem

vorher geschlossenen Vertrage gemäß, den Anfang nahm. Ich überlasse Ihnen, sich hinzu zu denken, was Sie wollen. Mir aber sagt die Anzahl der vor mir liegenden Blätter, die ich schon beschrieben habe, daß ich gut thun werde, mein Schreiben zu schließen. Auch deucht es mich, hab ich Ihnen von den römischen Sitten und Gebräuchen schon so viel gesagt, daß Sie den Charakter desjenigen Theils der Nation, welchen die Alten Plebs nannten, zu beurtheilen vermögen. Es wäre aber unbillig, wenn man die bessere Klasse der Römer, besonders den Adel, und was durch Erziehung an den Adel grenzet, damit vermischen wollte. Ich werde Ihnen in meinem Künftigen auch über diese bessere Klasse meine Meinung — und nicht weniger aufrichtig sagen. Nur bitte ich Sie, niemals zu vergessen, daß Urtheile über ganze Städte und Nationen, immer nur Urtheile über den größern Theil der Städte und Nationen sind. Ich bin überzeugt, daß auch die Römer, wann sie noch jetzt bisweilen uns Deutschen und andern Oltramontanen die Ehre erweisen, uns Barbaren zu nennen, so billig sind, doch für Einige von uns eine Ausnahme zu machen: es ist unsere Pflicht, nicht weniger billig zu seyn. Leben Sie wohl!

Achter Brief.

Der römische Adel (ich spreche von demjenigen, welcher in der Stadt Rom lebet) ist noch immer sehr reich. Man findet Häuser, die über 100000 Scudi, und noch mehrere, die über 50000 an jährlichen Einkünften haben. Solchen Privatreichthum findet man in wenig Hauptstädten von Europa; und eben darum zerstöret er in Rom, der Hauptstadt eines kleinen, und was noch schlimmer ist, eines armen Staates, viel zu sehr das Verhältniß der Hauptstadt mit dem Staate, einzelner Theile mit dem Ganzen. Ich habe schon in einem meiner vorigen Briefe zu erkennen gegeben, daß ich so verhältnißlose Ungleichheit des Privatvermögens in einem Staate, für ein größers moralisches Übel betrachte, als allgemeine Armuth; ich könnte es ohne Bedenken wagen, sie auch für einen höchst schädlichen politischen Nachtheil zu erklären. Doch dieser Umstand gehört nicht hieher. —

Diese reichen Häuser sind eigentlich die Case papali, die — wie man in Rom selbst zu sagen pflegt — durch die Mirakel des heiligen Petrus in so vortheilhafte Umstände versetzet worden sind; und die Häuser, aus denen einige Cardinäle entsprossen sind, welche in Bekleidung der besten Ämter und Gouvernements, Mittel gefunden haben, ihren Anverwandten großes Vermögen zu hinterlassen. Rechnet man zu diesen noch die verschiedenen mindern Prä=

laten, welche durch ihre Würden ansehnliche Einkünfte genießen, so sollte man glauben, daß Rom nothwendiger Weise eine der glänzendsten und angenehmsten Städte für das gesellschaftliche Leben seyn müßte. Und doch würde man sich sehr irren. Das Wort Conversazione bedeutet in Rom weder mehr noch weniger, als unsre abgeschmackten Spielversammlungen. Es ist jetzt ein einziges Haus in Rom, wo der artigste Theil des Adels sich täglich überzeuget, daß weder Treset noch Menchiate erfodert werden, das Band der guten Gesellschaft zusammen zu halten; und dieß ist das Haus eines Fremden, des bekannten Cardinals Bernis. Der Herr vom Hause selbst gibt den Ton seiner Gesellschaft an, und dieser Ton kann nicht anders als gut seyn. Alles das Beste von Rom und den Fremden wohnet seinen öftern musikalischen Akademien und seinen fast täglichen Tafeln bey, welche beyde vortrefflich sind; und wo gewiß Niemand ein Leeres empfindet, als der es in seinem Kopfe dahin bringet. Diese Letzteren haben aber auch die Freyheit, ihre Zuflucht zum Menchiate zu nehmen. Der Cardinal zieht von seinem Hofe einen ansehnlichen Gehalt, und lebt auf einem sehr herrlichen Fuße. Sie wissen, daß er als Abbee Bernis einer der beliebten französischen Dichter war: als Cardinal scheinet er manche von den Früchten seiner Muse vertilgt zu wünschen. Vielleicht sind das eben diejenigen, welche dem Könige von Preußen den bekannten Vers *) entlockten, der nach dem Behaupten einiger Anekdoten-Krämer zur Theilnahme Frankreichs gegen ihn im siebenjährigen Kriege, beygetragen haben soll. — Er beklaget sich auch, daß man verschiedene Gedichte, die nicht von ihm sind, unter die seinigen gedrucket habe. Ich sagte ihm, durch eine neue Ausgabe wäre Diesem leicht abzuhelfen. Seine Antwort war: er denke an diese

*) Et je laisse à Bernis sa sterile abondance.

Produkte seiner Jugend niemals, als wann man davon spräche.

Nebst den vielen allgemeinen Conversazionen gibt es auch einige besondere, wo man Hazardspiele hält. Diese Spiele sind zwar im päbstlichen Gebiete verbothen; es wird aber dessen ungeachtet in einem der vornehmsten Häuser öffentlich, und in einigen andern nicht sehr verborgen dem Könige Pharao geopfert. Weh den Fremden, die ihr unglücklicher Stern dahin führt! Mein Nachbar, im Hause wo ich wohnte, ein junger modenesischer Cavalier, ward durch den Verlust alles seines Reisegeldes, seiner Nippen und eines Wechselbriefs davon belehrt. Montelabate, der auch in einen Hinterhalt von solchen Partheygängern gerieth, hat sich klüger aus dem Netze gewunden. Lassen Sie sichs von ihm selbst erzählen!

Über die allgemeinen und Privat-Gesellschaften sind noch Häuser einiger Cardinäle, wo ein eingeführter Fremder den Abend angenehm in vernünftigen Gesprächen zubringen kann. Den Cardinal Boromeo muß ich besonders bemerken. Er ist ein Mann von großen Kenntnissen, in jedem Theile der Litteratur bewandert, und ein angenehmer Gesellschafter. Überhaupt unterscheiden sich die Cardinäle, die an auswärtigen Höfen als Nunzien gestanden, sehr merklich von denen, die nie den Kirchenstaat verlassen haben. Sie sind aber alle, so wie die übrigen römischen Fürsten, sehr höflich gegen Fremde, von denen sie besucht werden, und geben die erste Visite sogleich persönlich zurück; eine Höflichkeit, die in einigen Gegenden von Deutschland unter die außerordentlichen gezählt werden kann.

Theatralische Schauspiele, woran der kultivirtere Theils des Adels Geschmack finden könnte, sollen, nach einem alten Herkommen, außer der Carnevals Zeit nicht gehalten werden. In diesem Sommer aber wurden zum

erstenmale in zwey Theatern Opere buffe gegeben, doch beyde nur unter dem Nahmen Intermezzi. Die Hauptspiele, unter deren Schutz sie geduldet wurden, waren eine elende Kinderkomödie, und in dem andern Theater ein Marionettenspiel. Ein neuer Beweis, wie sehr man in Rom den Geschmack des Pöbels begünstige. Eine von diesen Sänger-Truppen war gut; aber die Kastraten, die hier die Weiberrollen spielen, (ungeachtet Mancher zwo vollkommne Längen einer mittleren Weiberfigur ausmachet, und Mancher Stoff für ein halb Dutzend Weiberfüße an seinen zwey Beinen schleppet) sind einem Fremden auffallend und lächerlich. Auch diese sonderbare Sitte scheinet ein Nachlaß des alten Roms zu seyn, wo — eben so wie in Griechenland — nie eine Weibsperson auf dem Theater erscheinen konnte; aber wie wenig passet die Ausschließung des weiblichen Geschlechts von einem öffentlichen Gewerbe zu den Sitten des jetzigen Roms! — Die Kastraten-Fabriken und Fabrikanten sind mit dem fürchterlichen Fluche der Exkommunikation belegt, und doch ist ihre Waare nirgends so beliebt und unentbehrlich als in Rom. Nicht genug, daß die ganze päbstliche Kapelle aus solchen Verschnittenen besteht, so müssen sie auch noch in den Schauspielen anstatt der — meines Wissens, doch nicht exkommunizirten Weiber, auftreten.

Bey den Opern geht es in den Logen bescheidener und stiller zu, als in einigen andern italienischen Städten: das Parterr hingegen ist äußerst ungebärdig. Dieß erhebt über jede ihm gefällige Arie, über jede platte Posse eines Buffo, betäubendes Geschrey. Einige rufen den Nahmen des Musikmeisters aus, andere des Sängers oder Possenreißers, je nachdem Jedem etwas an der Sache gefällt. Dieses Schreyen, Stampfen und Händeklatschen währet manchmal eine Viertelstunde in einem fort. Darin besteht das Recht des Parterrs, aber das Recht,

eine Arie wiederholen zu lassen, hat, nach einer sehr genau beobachteten Einrichtung, nur immer der Nipote des Pabstes, und in dessen Abwesenheit der Governatore.

Übrigens erkennet man im Umgange mit dem römischen Adel gar sehr die Art seiner schulgerechten, pfäffischen Erziehung. Er ist höflich gegen Fremde, aber mit einem abgemessenen, unfreyen Anstande. Wenige gehen in ihren Gesprächen über die Theorie der Witterung hinaus. Die mehr unterrichteten drehen sich in dem Zirkel der römischen Alterthümer herum; nur selten wagt es einer, mit Fremden über Dinge, die außerhalb des Kirchenstaates sind, sich einzulassen. Unter sich hingegen politisiren sie sehr gerne über die Angelegenheiten von Europa; und da ist immer Rom der Punkt, von welchem alle Linien auslaufen. Alles dieß geht sehr natürlich zu. Weil die römischen Mentore und Telemache immerfort so viele Fremde zu sich kommen und ihre einheimischen Merkwürdigkeiten bewundern sehen, halten sie es nicht der Mühe werth, sich um gründliche Kenntnisse von auswärtigen Dingen zu bestreben; und kein Adel in Europa reiset weniger als der römische. Eine Reise mit vier Postpferden über die Alpen würde für manchen jungen Römer kein geringeres Unternehmen seyn, als für den Hannibal sein Heereszug über diese Gebirge war.

Mit den Damen sieht es noch mißlicher aus. Ihre Erziehung in den Nonnenklöstern, woraus nur eine, dem Dünkel ihrer Ältern gemäße Heyrath sie befreyen kann, ist noch schlechter. Viele Schriftsteller eifern wider diesen unnatürlichen, grausamen Gebrauch, welchen ganz Italien von Rom angenommen hat: ich will ihn deßhalb nicht hier von neuem rügen, sondern nur ein Wort von dem Einflusse sprechen, den er unmittelbar auf den gesellschaftlichen Umgang haben muß.

Es ist unwidersprechlich, daß in allen Versammlungen von beyderley Geschlechtern das weibliche immer die Seele der Gesellschaft ausmachet. Die Weiber sind es, denen wir den Rang vor unserm Geschlechte eingeräumt haben; denen wir unsre meiste Aufmerksamkeit bezeigen; deren Foderungen wir — so viel uns möglich ist — zu erfüllen suchen; denen unsre jungen Leute, und zuweilen auch alte, vorzüglich zu gefallen trachten. Wie soll nun aber die italienische Dame bey ihrer verwahrloseten Erziehung vermögend seyn, in Gesellschaften die Function der Seele gut zu verrichten? Man muß die Welt kennen, um darin eine hervorstechende Rolle mit Beyfall zu spielen: und wie ist es möglich, die Welt in einem Nonnenkloster kennen zu lernen? Es ist wahr, daß sich manche Italienerinn — denn an natürlicher Geschicklichkeit fehlt es ihnen gewiß nicht — in kurzer Zeit selbst ausbildet, und in allen Eigenschaften, die zum gesellschaftlichen Leben gehören, so vollkommen wird, als die artigste Französinn; allein es muß bey einer solchen eine Menge vortheilhafter Umstände zusammentreffen, die man selten beysammen sieht. Ihr Mann muß nicht nur ein artiger Gesellschafter seyn, er muß sich auch die Mühe geben wollen, an seiner Gemahlinn das nachzuholen, was man im Kloster an ihrer Ausbildung verabsäumet hat. Sie selbst muß den Mann genug lieben, um seinen wiederholten Lehren Aufmerksamkeit zu verleihen. Ihr Cicisbeo muß mit dem Manne gemeinsam wirken — ein schwerer Punkt! Denn entweder ist der Cicisbeo ihr Liebhaber oder nur ihr Aufwärter. Im ersten Falle ist zu befürchten, daß er nach und nach den Mann um sein lehrmeisterliches Ansehen bringet; im zweyten Falle aber kann man von ihm nicht viel Gutes zur Ausbildung seiner Gebietherinn erwarten, denn es scheinet unmöglich zu seyn, daß ein Mann von Verstande das alberne Amt eines, nur aufwartenden, Cicisbeo auf sich nehmen könne.

Und nun, mein Freund, dünkt es mich, einen Wegweiser vor mir zu sehen, der mich wieder in das verlassene Geleis zurück winket. Ich habe Ihnen oben gesagt, daß der römische Adel sehr reich, und doch, was das gesellschaftliche Leben betrifft, nichts weniger als glänzend sey. — Dieß hat seine volle Richtigkeit. Auf die Tafel, worauf bey uns in manchem Hause ein Drittheil von den Einkünften aufgespeiset wird, verwendet der Römer nicht den dreyßigsten, mancher nicht den vierzigsten Theil. Es gibt wohlstehende Familien in Rom, die sich ihr tägliches Mittagsmahl aus einer schlechten Garküche um drey oder vier Pauli für den Kopf bringen lassen. Andere lassen sich von ihren Köchen um einen festgesetzten Pauschpreis bedienen. — Für die Jagdlust (welche richtiger berechnet, als man sie gemeiniglich zu berechnen pfleget, unsern großen Häusern viel mehr kostet, als sie selbst glauben) machet der römische Adel nicht die geringste Ausgabe. Alle Parties de plaisir mit französischen Nahmen, als Soupés, goutés, dejeunés etc. etc. sind dort beynah unbekannt. Das Reisen in auswärtige Länder entziehet, wie ich schon gemeldet, dem Adel wenig oder nichts. Wohin kommen also seine ansehnlichen Einkünfte?

Er opfert sie fast ganz seinem angebornen Hange zur äußerlichen Pracht auf, die in einer Menge von Domestiken, Pferden, und besonders in Gebäuden bestehet.

Die Anzahl der Domestiken und Livreybedienten, die in jedem großen Hause von Rom unterhalten werden, ist außerordentlich. Ein Fremder, welcher da einen Besuch ableget, wird immer durch zwo parallele Reihen von Bedienten eingeführet, die so lang als der Vorsaal sind. Wenn von ungefähr nicht genug Bediente bey der Hand sind, um dieses Hauptmanövre der neurömischen Taktik auszuführen, läßt man den Fremden lieber unter irgend einem Vorwande diesen Tag nicht vorkommen. Zwar wird

das gewöhnliche Visittengeld (das die Bedienten jedem Fremden, der ihre Herrschaft besuchet, gleich den folgenden Tag abzufodern kommen, und das immer in einigen Pauli bestehet) denenselben als ein Theil ihres Soldes angeschlagen; allein dieses filzigen Hülfsmittels ungeachtet, kostet ihnen die übergroße Menge der Bedienten und ihrer theuern Kleidungen weit mehr als unsern großen Häusern. — Sollte dieser übertriebene Bedienten-Pracht nicht auch zu den Erbsünden des alten Roms gehören, wo man in allen vornehmen Häusern die Sklaven zu Tausenden unterhielt? —

An Pferden ist in Rom ein Luxus, welcher nicht nur den Familien; wegen des theuern Ankaufes und Unterhalts dieser Thiere, sondern auch dem Staate, dem sie meistens vom Auslande zukommen, sehr lästig seyn muß. Kein Cardinal kann, als ein solcher, mit weniger als drey sechsspännigen Wagen öffentlich erscheinen. Die Case papali, die zwar nicht gleiche Etiketsrechte mit den Cardinälen in Publiko genießen, wollen wenigstens in ihren Stallungen durch die Anzahl an Pferden und Maulthieren, die Vorzüge ihrer Geburt behaupten. Die Monsignori und der übrige Adel fühlen nicht minder ihren Werth genug, um unter diesen Riesen nicht als Zwerge erscheinen zu wollen. Der mindere Adel hingegen, und was sich an denselben anzuschließen trachtet, würde sich lieber bequemen, bloß von Kirbißen zu leben, als die bedeutungsvollen Spazierfahrten auf dem Corso zu unterlassen; da Jeder, der sich nicht öfters in der Woche auf dieser Promenade einfindet, ohne Gnade von der Liste der schönen Welt ausgelöscht wird. Alles dieses zusammen verursachet, daß jeder Große, um nichts von seiner Dignita zu vergeben, eine unglaubliche Menge von Pferden und Equipagen erhalten muß. — Gütiger Himmel! so viel überflüssige Pferde und Domestiken in Rom, und die Felder in der ganzen Gegend nicht angebaut!

Die dritte Rubrike der Ausgaben, nämlich die Gebäude, ist vollends die beträchtlichste, und verdienet, daß ich ein Wort mehr davon spreche.

Die hervorstechende, unverkennbare Neigung zur schönen Architektur, hat das neue Rom ebenfalls von dem alten ererbet; und diese edle Neigung, die seinem Geschmacke Ehre macht, ist sicher der schätzbarste Theil seiner ganzen Erbschaft. Indeß können die Römer nicht leugnen, daß sie in den Besitz dieser Erbschaft größtentheils durch Ausländer eingesetzt worden sind, ich meine, daß diejenigen, welche Rom die ersten Beyspiele zur Nachahmung des erloschenen Geschmacks der Alten in den schönen Künsten gaben, größtentheils keine Römer waren. Paul II., ein Venetianer, war der erste, der das äußere Ansehen Roms, das vorher wohl sehr schlecht muß gewesen seyn, zu verschönern anfing. Leo X., aus dem Hause Medici, dieser große Beschützer aller Künste, that noch mehr, als seine Vorgänger Paul und Julius. Das schönste und prächtigste Gebäude der Welt, die Peterskirche, kann man größtentheils mit unter seine Werke zählen, ob es gleich von ihm weder angefangen noch vollendet worden ist. Während seiner Regierung verbreitete sich der Geschmack von allen Künsten unter die Römer, die hierin seit den Einfällen der Barbaren so tief herunter gekommen waren, daß die übrigen Italiener lieber den Geschmack der Gothen und Longobarden nachahmeten, als den ihrigen. Paul III. aus dem Hause Farnese, führte nachher den Farnesischen Pallast auf, der, nach Übereinstimmung aller Kenner, noch jetzt das herrlichste und geschmackvollste Privatgebäude in Rom ist; ob es ihm gleich die Liebhaber der Alterthümer niemals verzeihen werden, daß er die Baumaterialien seines Pallastes aus dem Coliseo nehmen, und dadurch dieses unvergleichliche Denkmahl des Alterthums zu Grunde richten ließ.

Nach Anleitung dieser Vorgänger setzten Sixtus V., Clemens VIII., Paul V. und andere, die Verschönerung Roms und der umliegenden Gegend mit dem rühmlichen Eifer fort, welchem itzo Rom alle die schönen majestätischen Tempel, Fontanen, Palläste, Landhäuser und Kunstsammlungen zu verdanken hat, die es — in dieser Rücksicht — zu der ersten Stadt in Europa machen. Denn ob ich gleich überzeuget bin, daß man (die Peterskirche und die herrlichen Denkmähler des Alterthums ausgenommen) eben so schöne, auch schönere Gebäude und Kunstsammlungen in andern Städten antrifft, so bekenne ich doch, daß man nirgendwo eine solche Menge davon in einen so engen Raum concentrirt findet.

Seit der Zeit hat sich die Liebe zu den schönen Künsten in Rom immerfort thätig gezeigt; obgleich im gegenwärtigen Jahrhunderte nur ein einziges — aber desto merkwürdigers Gebäude von Wichtigkeit, ganz neu entstand. Ich wünschte Ihnen die Villa Albani, wovon ich rede, zu sehen; Sie würden gewiß mit mir einverstanden seyn, daß man nichts schöners und geschmackvollers in der Welt finden könne *).

So gern ich indeß das Lob der Römer in dieser Betrachtung unterschreibe, so kann ich doch nicht verschweigen, daß sie meines Erachtens hierin zu weit gegangen sind. Ein Pabst ist wohl vermögend, in Zeit von zehen bis zwanzig Jahren seiner Regierung Palläste, Gärten und Kunstsammlungen von dem Werthe einiger Millionen für seine Nipoten zu errichten: wie viel muß er ihnen aber nicht zu gleicher Zeit an Geld und Gütern hinterlassen, damit sie die so groß angefangenen Werke erhalten und fortsetzen können? Dieß scheinen verschiedene

*) Leider wurde diese schöne Villa im letzten Kriege von den Franzosen zerstöret.

Päbste nicht bedacht zu haben, oder sie hatten nicht Zeit genug, ihren Plan ganz auszuführen.

Und dieß mein Freund, ist der Schlund, in welchen ein großer Theil der Einkünfte des höhern Adels, nämlich der Case papali, versinket. Die meisten thuen das äußerste, ihre gigantesken Gebäude und Kunstsammlungen in gutem Stande zu erhalten, aber nicht wenige fühlen ihre Schultern für die ihnen aufgebürdete Last zu schwach, und sinken mit derselben zusehends nieder. Die ehmals allerreichste Familie von Rom, welche vor Zeiten so oft den Neid des Pasquino wider sich aufgebracht, seufzet jetzt unter der Last ihrer Herrlichkeiten. Manch anderes Haus scheinet diesem auf dem Fuße nachzueilen, und manches ist schon vorausgegangen. Einige Palläste, die vor hundert Jahren die merkwürdigsten der Stadt waren, werden jetzt kaum mehr von Fremden besuchet. Man könnte, ohne Prophet zu seyn, vorher sagen, daß nach zwey, drey Jahrhunderten ein gleiches Verhängniß fast alle getroffen haben wird. Werden nicht inzwischen wieder neue, eben so merkwürdige entstehen? — Das ist möglich, aber aus leicht begreifflichen Ursachen, viel schwerer als es in der verflossenen Zeit war. Mit mehr Grund könnte man annehmen, daß in zweyhundert Jahren nur noch die vatikanischen und kapitolinischen Musäen die Aufmerksamkeit des Liebhabers der Künste auf sich ziehen werden.

Indeß erhellet aus allen Diesem, daß der reiche römische Adel — so weit von der letzten Rubrike seiner Ausgaben die Rede ist — mehr Lob als Tadel verdienet. Er verzehret aus einer löblichen Neigung vielleicht zu viel, da unsre reichen Landsleute diese Neigung kaum empfinden; da Mancher der reichsten in kurzer Zeit arm wird, und doch am Ende seines Jäger- oder Stallmeister-Lebens sich nicht rühmen kann, daß er jemals das Geringste zum Flore der Künste beygetragen habe. Hier ist doch das deut-

sche zu wenig sicher tadelhafter, als das römische zu viel. Freylich ist die Mittelstraße immer die beste, wie schon vor langer Zeit der Gott des Tages seinem Sohne Phaeton recht väterlich versichert hat. Wenn man aber bey uns gar keine Straße nach diesem rühmlichen Ziele einschlägt? Wenn diejenigen, welche ihren Überfluß lieber auf die schönen Künste, als auf lüderliche Dirnen verwenden, bisweilen sogar für Thoren ausgerufen werden? — Doch, vielleicht bin ich Abwesender seit zwey Jahren, nicht genug hievon unterrichtet! Nennen Sie mir doch, ich bitte Sie, in ihrem ersten Schreiben alle Diejenigen von unserm reichen Adel, welche jetzt, nebst dem Fürsten von Kaunitz, den schönen Titel: Unterstützer der Künste, ohne zu erröthen annehmen dürfen. Liebhaber kenne ich wohl einige, aber ihre Liebhaberey ist so gemäßigt, daß es zu wünschen wäre, der Staat hätte von jeder andern Gattung der Liebhaberey so wenig Concurse und schändliche Criden zu befürchten, als von dieser.

Über die andern beyden Rubriken der Ausgaben ist es schwerer, die reichen Römer zu vertheidigen, daß sie bey ihren großen Einkünften so wenig zum Besten des gesellschaftlichen Lebens verwenden. Das Mitwirken zur Erhaltung der guten Gesellschaft scheinet mit zu den sittlichen Pflichten des reichen Adels zu gehören. Vielleicht ließe sich dieß aus den Hospitalitäts-Gesetzen der alten Ritterschaft sogar beweisen. Da ich aber die dazu erforderlichen Codices nicht bey der Hand habe, muß ich mich schon begnügen, das Betragen des römischen Adels bloß als eine Verletzung des adeligen Anstandes zu tadeln. Ungetadelt kann man ihn aber desto weniger durchkommen lassen, weil er den Theil seiner Einkünfte, welchen er zu Beförderung der guten Gesellschaft in seiner Vaterstadt beytragen könnte und sollte, durch übertriebenen Aufwand auf äußerliche Pracht — auf Eitelkeit verzehret; weil diese Eitelkeit (ein

Gebrechen, das man nur Weibern verzeihen kann) nach dem Behaupten vieler Menschenkenner, den Hauptzug in dem Charakter des römischen Adels ausmachen soll.

Wirklich kann man Denen, welche die Römer einer unmännlichen Eitelkeit beschuldigen, nicht unrecht geben. Sie beweisen ihren Satz durch viele, schwer zu widerlegende Gründe. Als Einen der sichtbarsten führen sie die schön gemalten Wappen an, die man zu Rom vor jedem Hausthore ausgehangen siehet, und die häufigen Inschriften, wodurch die Römer, nebst ihren Nahmen, die geringfügigsten Handlungen auf Erz und Marmor der spätsten Nachwelt zur Wissenschaft und Bewunderung aufzudringen trachten. Wir wollen hierüber eine Stelle aus Volkmann hören — ob ich gleich nicht gewiß weiß, ob sie ihm, oder dem de la Lande gehöre — welche die Sache ziemlich in das Licht setzet. „Das ganze Kapitol (heißt es) ist voll solcher Inschriften. Die Conservatori, welche sich nicht weniger als die ehmaligen Tribuni Plebis dünken, lassen alle sechs Monate ihren Nahmen in Marmor hauen und zugleich das Andenken ihrer wichtigen Thaten auf die Nachkommen fortpflanzen. Wann Jhro päbstliche Heiligkeit ein paar Steine in einem Gebäude anders legen, oder etwas Schnitzwerk daran hauen lassen, wann eine Eminenz Befehl gibt, in der Kirche, wovon sie den Titel führet, die Freskomalerey hie und da auszubessern, mit einem Worte, was ein jeder Prior in seinem Kloster, oder Pfarrer in der Kirche unternimmt, das wird mit hochtrabenden Worten durch eine Inschrift verewigt. Dazu rechne man nun noch die Inschriften von weltlichen Privatpersonen bey allerley unerheblichen Vorfällen, welche dem vorbeygehenden Wanderer das Stillstehen auferlegen, ohne zu wissen, warum, so kann man sich einigermaßen einen Begriff von der ungeheuern Menge der Inschriften in Rom machen."

Diese lächerliche Eigenliebe, sich jede unbedeutende Handlung als etwas Wichtiges anzurechnen, sie öffentlich der Welt und Nachwelt selbst zu erzählen, ist in der That ein unverzeihlicher Egoismus und ein unumstößlicher Beweis der römischen Eitelkeit.

Eitelkeit also und Neigung für die schönen Künste wären die beyden Hauptbestandtheile vom Charakter des römischen Adels — Löbliches und Tadelhaftes neben einander — recht so, wie mans bey allen Nationen, bey allen einzelnen Sterblichen antrifft. Nur schade! daß der löbliche Theil, weil er nur durch Reichthum behauptet werden kann, nothwendiger Weise immerfort in den kleinen Zirkel des Adels eingeenget bleiben muß; der tadelhafte Theil hingegen, die Eitelkeit, sich gar merklich auch auf die mindern Stände verbreitet, und (wie er am Adel gemeiniglich nur lächerlich ist) an den ärmeren Ständen sehr oft verderblich wird. Ich will über diese, aller Orten bestätigte, Wahrheit keine traurigen Betrachtungen anstellen, sondern Ihnen zum Beschluß meines langen Schreibens lieber eine lustige Folge erzählen, die der Bedienten-Pracht der vornehmen Römer bey den geringern hervorbringet. Kein römisches Frauenzimmer, das nicht zum Pöbel gerechnet werden will, geht ohne Bedienten aus dem Hause. Die nicht Vermögen genug besitzt, sich einen Bedienten zu halten, zeiget sich bey Tage selten auf der Gasse. An Sonn- und Feyertagen hingegen, da sie bemüßiget ist, in die Kirche zu gehen, nimmt sie sich einen Miethlakey auf, der die vorräthige Hauslivrey anziehet, und seine Dame für einige Pajochi in die Kirche und wieder nach Hause begleitet. Ein solcher Miethling (der von seinen Sonntagsdiensten den eigenen Nahmen Domenichino hat) wiederholt an einem Morgen bey drey, vier Schönen die nämliche Verrichtung, und erscheint in einem Morgen, bisweilen in eben der Kirche, in drey,

vier verschiedenen Livereyen. Ist das nicht eine schöne Maskerade? — Und doch gibt es in Rom noch schönere dieser Art. Man findet Ehemänner vom Bürgerstande, die ihren Weibern, und Väter, die ihren Töchtern als Livereybediente nachtreten. Und alle diese sonderbaren Maskeraden gehören (sowohl als die Maskerade vieler äußerst ungeistlicher Herren, die unter der Zwitterbenennung Abbate, sich als Geistliche maskiren) zu den Mummereyen, welche das ganze Jahr, nicht etwa nur zur Carnevals-Zeit gewöhnlich sind. Leben Sie wohl!

Neunter Brief.

Anstatt Ihnen, liebster Freund, neue Nachrichten von Rom und Italien mitzutheilen, seh ich mich heute gezwungen, mir selbst von Ihnen eine Nachricht zu erbitten. Wie, um des Himmels Willen! kam ich in ihrem letzten Schreiben zu dem eben so unverlangten als schmeichelhaften Titel: Juvenal des neuen Roms? Sollte mir diese prächtige Benennung nur ein Sporn der Aufmunterung seyn? Oder ertheilten Sie mir dieselbe aus Überzeugung, daß ich mit dem berühmten alten Satyrendichter gleiche Absichten hege? Im ersten Falle würde ich leicht zu trösten seyn; ich würde den Ehrennahmen für das annehmen, was er wäre, für ein schmeichelhaftes Kompliment. Im zweyten Falle hingegen würde ich mich überführet finden, daß ich bisher gänzlich meinen Zweck verfehlet habe, und unvermerkt etwas geworden sey, das ich in diesen Briefen durchaus nicht werden wollte, ein Satyrenschreiber. Denn ungeachtet ich noch keinerdings entschlossen bin, diese Briefe, ihrem Begehren gemäß, dem Publikum vorzulegen, so bekenne ich doch, daß ich bisher immer, wann ich sie schrieb, das Publikum vor Augen hatte, und sie so einzurichten trachtete, daß sie allenfalls demselben — als echte, unpartheyische Nachrichten, nicht als Satyren — vorgelegt werden könnten.

Zwar darf man es keinem Schriftsteller, von welcher Gattung er sey, verdenken, wenn er menschliche Thorheiten, die ihm auf seiner Laufbahn begegnen, verlachet, und das Laster bey jeder Gelegenheit züchtiget: er wird aber dadurch noch lange nicht zum Satyrenschreiber, dessen eigentlicher Beruf es ist, Thorheiten und Laster absichtlich aufzusuchen, um darüber zu spotten und zu schmähen. Ich würde es mir nimmermehr verzeihen, wenn ich irgend einem vernünftigen Italiener, dem diese Briefe zu Gesichte kämen, eine gegründete Ursache geben sollte, über ein Unrecht zu klagen, das ich seiner Nation angethan hätte. Nicht nur einzelne rechtschaffene und liebenswürdige Italiener, worunter ich mir manchen werthen Freund zu haben schmeichle, sondern die Nation überhaupt ist mir schätzbar, und verdienet, es allen Europäern zu seyn. Italiener waren es, denen wir die Wiederauflebung der Wissenschaften in Europa zu verdanken haben. Wer weiß, in welchem verächtlichen Zustande wir ohne die edlen Bemühungen des Hauses Medici noch diese Stunde wären! Italien war es, das die ersten lesenswürdigen Geschichtschreiber und vortrefflichen Dichter hatte; die Provenzalen und Schwaben können nur auf Alterthum, aber nicht auf Vortrefflichkeit Anspruch machen: und eben so hat es auch die ersten, und man kann sagen die größten, Meisterstücke der bildenden Künste hervorgebracht. Wenn die Italiener in der Philosophie und den damit verwandten Wissenschaften andere Nationen für ihre Vorgänger erkennen müssen, so kann die Schuld mehr in ihren Hindernissen, als in ihren Fähigkeiten liegen. Der Sieg der Dummheit über den ersten großen Mann, den sie in diesem Fache hatten, war ein Sieg, der die Geisteskräfte der ganzen Nation auf lange Zeit in Fessel schlug; denn der Verstand von ganz Italien schien dem Streben nach Wahrheit in eben dem Augenblick abzuschwören, da der arme Greis Gali-

lei den Wahrheiten des kopernikanischen Systems vor den römischen Inquisitoren abschwören mußte. — Wer alle diese Verdienste an einer Nation erkennet, sollte wohl nicht in den Verdacht kommen, daß er über dieselbe Satyren schreiben wollte. Doch muß man auch nicht von ihm fodern, daß er Alles Gute, das auf der südlichen Seite der Alpen befindlich ist, mit dem Vergrößerungsglase vor den Augen, beschreibe, für das Fehlerhafte hingegen blind sey. Wer Nachrichten dieser Art verlanget, findet sie häufig. Die Björståhlischen und Jagemannischen werden ihm in dieser, wie in jeder andern Betrachtung, mehr Genüge leisten, als die meinigen; wenn ihm nicht etwa des Ersten acht und zwanzigster Brief, durch seinen zu sehr auffallenden Enthusiasmus, durch die zu sichtbare Partheylichkeit für Rom, die Augen eröffnet. Der gelehrte Schwede (der außerdem Jedermanns Hochachtung verdienet) gerieth über einen Händedruck des heiligen Vaters, über die Ehre mit mehreren Eminenzen bekannt worden zu seyn, und über die Entdeckung, daß man in Rom die Schweden, als Landsleute der Königinn Christine, ganz besonders liebe, in so außerordentliche Freude, daß für ihn Alles, was er ihn Rom ansah, rosenfärbig war. Er hätte bedenken sollen, es sey den schlauen Römern nicht unbekannt, daß Gelehrte, welche auf Kosten ihrer Höfe reisen, gemeiniglich ihre Beobachtungen schriftlich der Welt mittheilen; auch sey ein schmeichelhaftes Kompliment, ein Händedruck, ein sehr geringer Aufwand für einen Ruhmgierigen, wenn er sich dadurch seinen Beobachter zu seinem Panegyristen erkaufen kann. — Jagemann hingegen hatte offenbar, auch wann er im Allgemeinen von Italien schrieb, immer nur Florenz und Toskana vor Augen. Hievon läßt sich freylich mehr Gutes, als von Rom und dem Kirchenstaate, auch mehr als vom ganzen übrigen Italien sagen. Es wäre Italien zu wünschen, daß Toskana oder

allenfalls die kleine, fleißige Republik Luca, den mächtigen moralischen Einfluß auf die übrigen Provinzen des Landes hätte, welchen Rom — obgleich im Verborgenen — auf dieselben hat: man würde mehr Ordnung, mehr Fleiß und Betriebsamkeit zum allgemeinen Besten, und weniger Müßiggänger, weniger privilegirte Bettler, weniger Diebe und Mörder sehen. Allein, daß diesen Einfluß nur Rom habe, nur Rom haben könne, ist, glaub ich, in meinem fünften Briefe deutlich genug gezeigt worden. Dessen ungeachtet ist Jagemann öfters zu heftig in seine schöne Hetruria verliebt, und übersieht in seiner Zärtlichkeit alle ihre Sommerflecken — bisweilen wohl auch eine Zahnlücke an ihr. Toskana hat unter der jetzigen löblichen Regierung noch nicht Zeit genug gehabt, den falschen Bug, welchen es während einer achtzigjährigen Verwahrlosung angenommen hatte, gänzlich auszugleichen. Es hat schon große Vorschritte gemacht; sein besserer Zustand fällt Jedem, der nicht blind ist, beym ersten Anblick in die Augen: allein es ist noch nicht so weit gekommen, als es kommen kann, und gewiß bald kommen wird, wenn, troß allen Einstreuungen eigennütziger oder stolzer Widersacher, die jetzigen Grundsätze standhaft und mit Ernst gehandhabet werden.

So frey ich indeß von Haß und jeder anderer Leidenschaft, Ihnen bisher meine Meinung von Rom gesagt habe; so sehr ich mir alles Gesagte zu beweisen getraue; so ist es doch möglich, daß ich durch die Art es zu sagen, in den Schein eines vorsetzlichen Spottes verfallen bin. Die Saite, sagt Horaz, läßt nicht immer den Ton hören, den unser Ohr und Finger verlangt; oft glaubt man sie in einem tiefern gespannt zu haben, und sie gibt einen höhern an. Aber Sie mein Freund, der Sie bloß Zuhörer, und Zuhörer mit einem richtigen Gehöre sind, sollen mir nun die falschgestimmten Saiten bekannt machen. Ich

fodre Ihnen deswegen die Erklärung ab: was für Stellen meines sechsten und siebenten Briefes Sie bewogen haben, mir den Nahmen des alten Satyrikers beyzulegen. Ich bin desto mehr zu dieser Foderung berechtigt, da ich ohne Ihre Veranlassuug nie würde daran gedacht haben, nur eine Zeile über diesen Gegenstand zu schreiben. Bis ich diese Erklärung von Ihnen erhalte, bleibt Stillstand in unserm Briefwechsel über Italien: erhalte ich sie aber nicht in so bestimmten und freymüthigen Ausdrücken, wie wir gewohnt sind gegen einander zu brauchen, so soll dieser Stillstand, nach Art der türkischen Waffenstillstande, auf fünfzig Jahre geschlossen bleiben. Durch diesen Aufschub breche ich keinerdings das Ihnen anfangs ertheilte Wort, meine Briefe fortzusetzen; und gewinne eine Zeitfrist, während welcher vermuthlich die Sitten Roms, oder meine Schreibart sich verändern werden.

Zehnter Brief.

Sie haben mich schon wieder überwunden, mein theuerster L. Ihre Meinung von der erlaubten und unerlaubten Satyre scheinet mir so richtig zu seyn, daß ich mir nicht getrauen würde etwas dagegen einzuwenden, hätten Sie auch, mich davon zu überführen, nur halb so viel Beredsamkeit und analytischen Scharfsinn angewendet. Auch Ich bin des Erachtens, daß es nicht nur zu den Privilegien, sondern zu den Pflichten eines jeden Schriftstellers gehöre, in jeder Gattung von Schriften die menschlichen Thorheiten lächerlich zu machen, und das Laster, wo er es immer antrifft, zu geißeln. Er waget vieles dabey, das hat seine Richtigkeit. Kein Thier (sagt Rabener) ist gefährlicher als der Bär, dem man seine zottige Brut, und ein mächtiger Thor, dem man seine Lieblingsthorheiten rauben will. Wahr! (setze ich hinzu) aber der muthige Jäger wird darum nicht weniger zum Besten seines Geheges, der muthige Schriftsteller nicht weniger zum Besten der menschlichen Gesellschaft, seine Pflicht erfüllen. Freylich ist es auch Pflicht des Letztern, die Gränze zu kennen, wo die erlaubte Satyre aufhört, und die unerlaubte Pasquinade, der persönliche Angriff auf die Ehre seines Nebenmenschen anfängt: kann aber — selbst in Rom,

wo Vater Pasquinus zu Hause ist — ein Schriftsteller, welcher Empfindung der Ehre hat, diese Gränze verkennen?

Daß Sie hingegen in meinem sechsten und siebenten Briefe (über welche Sie mich den Juvenal des neuen Roms nannten) nicht eine einzige zu freye oder anzügliche Stelle sollten gefunden haben, übertrifft gewissermaßen meine Erwartung. Allein der erst erwähnten Gründe wegen geneigt, ihrer Versicherung zu glauben, will ich mich über den Skrupel hinwegsetzen, und zu meinem Geschäfte zurückkehren.

Dieß erfodert, daß ich wider meinen Willen, noch einen Augenblick bey der Hauptstadt Italiens verweile. Ich beschrieb Ihnen bisher nur den römischen Adel, das gemeine Volk, und mitunter, so viel uns nöthig war, den Bürgerstand, als welcher, in Absicht auf Moralität, in allen großen Städten monarchischer Staaten ein Mittelding von den beyden andern Ständen ausmachet. Aber es gibt noch einige andere Klassen der Einwohner, die ich eben so wenig als jene unerwähnet lassen darf. Diese sind der Geistliche- der Gelehrten- und der Künstler-Stand. Ich werde Ihnen heute nur über den Erstern, und zwar mit einer Kürze, die mir ihre Verbindlichkeit erwerben soll, meine Meinung sagen; die beyden andern mögen auf ein künftiges Schreiben aufgespart bleiben.

Wer von der römischen Geistlichkeit schreibet, muß nothwendig bey dem Oberhaupte derselben anfangen: und ich versichere Sie, daß dieser Anfang keinen andern als einen sehr vortheilhaften Begriff von ihr erwecken kann. Pius VI. ist — als geistliches Oberhaupt — der würdigste, den die Kirche erhalten konnte; fromm aus wahrem christlichem Antriebe, erbaulich ohne Heucheley, und tugendhaft aus den echtesten Grundsätzen *). Sein rühmliches

*) Die Römer (die keinen Pabst mehr lieben, wann er schon einige Jahre regiert hat) beschuldigen den gegen-

Beyspiel wirket auf Alles, was um ihn herum ist; und vielleicht waren Cardinäle und Prälaten nie mehr als unter seiner Regierung einer allgemeinen Achtung würdig. Nur schade! daß die elektrische Kraft seiner Tugend und Rechtschaffenheit nur auf die ihm zunächst Stehenden ihre ganze Wirkung äußert, auf die Entferntern aber sie zu verlieren scheinet. Ob die Ursache hievon in seiner zu großen Nachsicht liege, oder in dem gewöhnlichen Fehler rechtschaffener Leute, die das Gefühl ihres eignen Herzens auch bey andern Menschen vermuthen, will ich nicht entscheiden. Da ich Ihnen aber ein Sittengemälde von Rom aufzustellen versprochen habe, darf ich die Lebensart der mindern Geistlichkeit, dieses in jeder Rücksicht beträchtlichen Standes (der zwischen einheimischen, und immer anwesenden fremden Weltpriestern und Mönchen männlichen Geschlechts, bey zehen Tausend ausmachet) auch nicht gänzlich übergehen.

Die Lebensart der mindern Geistlichen ist in dem Wohnsitze des geistlichen Oberhaupts, in der Pflanzschule der geistlichen Disciplin, viel weniger eingeschränkt, als in den meisten katholischen Provinzen Deutschlands; auch weniger, als es die Lebensart der Weltlichen in Rom selber ist. Nicht nur, daß sie ungetadelt in allen öffentlichen Ortern eintreten können, sie genießen überall, wohin sie kommen, des Vorzuges vor den Weltlichen. In mancher deutschen Provinz ist es ihnen verbothen, unsern gereinigten, censurirten Schauspielen beyzuwohnen; in Rom besuchen sie ohne Bedenken die Zotenschule des Policinells und Arlequins. Sie können erklärte Cicisbei bey jungen

wärtigen eines übertriebenen Nepotismus, ohne zu erwägen, daß sein Nipote nicht die Hälfte des Vermögens besitzet, welches die Päbste aus den Häusern Barbarini, Colonna, Borghesi und andere, ihren Nipoten hinterlassen haben.

Damen, Protettori von armen jungen Mädchen seyn, oder auch sich von reichen Frauen protegiren lassen; kein Mensch ist befugt, etwas dagegen einzuwenden. Die Sekularen haben in solchen Fällen weit mehr von der Kritik und Nachrede zu fürchten; und dieß bewegt viele derselben, das Abbee-Kleid zu tragen, die es — der vorgeschützten Ersparung wegen — nicht Ursache hätten. Die wirklichen Geistlichen sind dieser Verkleidung der Layen nicht entgegen, weil es ihnen bey vielen Gelegenheiten vortheilhaft wird, daß man einen wirklichen Diener des Altars für einen verkleideten, bisweilen auch den verkleideten für einen wirklichen halte.

Da es unter dem großen Haufen der Weltpriester, wovon ein beträchtlicher Theil bloß von der nicht sehr ergiebigen Messe lebt, viele arme gibt, ist es ihnen erlaubt, sich ihren Lebensunterhalt in großen Häusern als Domestiken, bey Kaufleuten als Sensalen, bey Fremden als Ciceroni oder Bekanntschaftsmacher zu verdienen. Ich rathe jedem Fremden, der in Rom mehr als Gemälde und leblose Statuen kennen lernen will, gleich bey seiner Ankunft sich der Freundschaft eines oder einiger dieser dienstfertigen Leute zu erkaufen. Sie kostet wenig und nützet viel. Nur muß sich jeder vor den Spielhäusern hüten, sonst könnte diese Freundschaft ihm doch theuer zu stehen kommen.

Auch die Mönche leben hier in einer bey uns ungewöhnlichen Freyheit. Man findet sie zu allen Stunden auf der Gasse — einzeln oder paarweise — mit einem ihres Gleichen, oder auch mit einem Frauenzimmer gepaart. Auch Sie werden nicht gehindert, sich durch Industrie von verschiedener Art einen Nebenverdienst zu verschaffen. Zur Carnevals-Zeit ist es ihnen unverwehrt, sich auch in weltliche Masken zu kleiden und auf dem Corso, oder wo sich Gelegenheit zeiget, zu belustigen. Ich weiß zwar nicht, ob sie hierüber eine legale Erlaubniß aufzeigen können,

aber ich weiß, daß man ihnen deßhalb keine Schwierigkeiten macht, wie man ihnen ganz sicher in Deutschland und Frankreich machen würde. Nollite judicare! dieser goldene Spruch, der eigens für die römische Geistlichkeit gemacht zu seyn scheinet, setzet sie gegen alle die Urtheile in Sicherheit, die man sich jenseits der Alpen über einen so freyen Wandel der Geweihten des Herrn erlauben würde. Sie soll deßhalb auch vor meinem ferneren Tadel in Sicherheit seyn! Nur muß sie mir aus einer billigen Gegengefälligkeit verzeihen, daß ich über diesen Gegenstand mir selbst einige Fragen setze: Kann man es einem in den wundervollen Mysterien der katholischen Religion eingeweihten Priester nachsehen, daß er sich öffentlich mit Weltgeschäften, mit so niedrigen Weltgeschäften abgibt, wie ich sie hier ohne den mindesten Zusatz, ohne beißende Anekdoten aus der Chronique scandaleuse anzuführen, beschrieben habe? Ist an einem Priester die genauste Kenntniß des Ritus, der Ceremonien, selbst die Kunst, bisweilen eine gute Predigt herabzudeklamiren, so schätzbar, als sein Beyspiel in Ausübung der christlichen Moral? Welche von beyden Eigenschaften ist wirksamer zur Ausbreitung guter Neigungen und Sitten unter dem Volke? Ist es Wunder, daß der römische Pöbel für den ungesittetsten in der Christenheit gehalten und von den Italienern selbst durch die gewöhnliche Benennung il popolo cornuto ausgezeichnet wird? Ist endlich Italien nicht zu beklagen, daß Rom den mächtigen Einfluß auf die Bildung seines moralischen Charakters hat, welchen ich Ihnen in einem vorhergegangenen Briefe gezeigt habe? — Fragen genug! Alles, was mir ein Römer darauf antworten könnte, wäre ungefähr dieß: nicht alle römische Geistliche von minderem Range gehören in die hier beschriebene Kathegorie. Es gibt auch rechtschaffene, fromme Männer darunter, sogar solche, die selbst wider die zu unbedingte Freyheit ih-

res Standes eifern. — Eingestanden! Nur ist es zu beklagen, daß der Theil, welcher hier vom Ganzen abgeschlagen werden kann, äußerst klein ist, und sich von dem vielstimmigen großen Haufen bey allen Gelegenheiten unter dem Spottnahmen der Rigoristen, Jansenisten, Molinisten rc. rc. lächerlich gemacht sehen muß. —

Vielleicht wäre hier der Ort, etwas von dem Aberglauben des Volkes, von den geistlichen Wallfahrten und lächerlichen Mirakeln zu erzählen; allein diese Materien sind so abgedroschen und unschmackhaft, daß ich Sie lieber damit verschonen will. Wer einmal den Wandel der Geistlichkeit kennet, und Logik gelernet hat, denket sich alle diese Mißbräuche der Religion ganz leicht selber hinzu. Für einen Solchen liegt in meiner Beschreibung des ersteren Gegenstandes der ganze Vordersatz zum richtigsten Silogismus über den zweyten Gegenstand. Ein Offizier, der als ein Feiger bekannt ist, kann unmöglich seinen untergebenen Soldaten die Tapferkeit sehr nachdrucksam anempfehlen; und ein Geistlicher von unmoralischem Wandel wird sich wohl auch enthalten, viel von der christlichen Moral zu predigen. Er muß also seine Zuflucht zu Nebendingen nehmen: und diese Nebendinge machen sodann, durch Verdrängung der Hauptsache, die Religion zu etwas ganz anderem, als sie seyn sollte. Daher der Glaube an die sonderbarsten Wundergeschichten, welcher an die Stelle der praktischen christlichen Sittenlehre treten mußte; daher der Prunk eines überhäuften Ceremoniels, wodurch allmählich die schöne Simplicität der ersten Kirche ganz unkennbar gemacht wurde.

Nach dem Bedünken vieler reisenden Protestanten haben sich auch die Nachfolger des heiligen Petrus in ihrem äußerlichen Anstande viel zu weit von der liebenswürdigen Einfalt ihrer Vorfahren, der Apostel, entfernet. Sie tadeln die (wie sie glauben) zu übertriebene Pracht des rö-

mischen Hofstaates; und spotten über gewisse Etiketsformeln, über das Herumtragen des Pabstes auf den Schultern, über die Adorationen, über das Fußküssen und dergleichen Gebräuche: allein sie scheinen mir — so weit die Rede nur von der Pracht des Hofstaates ist — Unrecht zu haben. Sie fehlen, daß sie den Pabst bloß als einen Geistlichen betrachten, da er doch zu gleicher Zeit ein Souverän, ein ansehnlicher Souverän ist; da folglich seine Souveränitäts-Rechte ihm sowohl als jedem andern Landesfürsten erlauben, seinen Hofstaat nach eigenem Gefallen einzurichten. Unsre souveränen Bischöfe in Deutschland üben dieses Recht aus, wie kann man es dem römischen Oberbischofe streitig machen?

Was aber die den Protestanten anstößigen Etiketsformeln betrifft, so bekenne ich, daß ich selbst einige davon nach dem Orient, woher sie gekommen sind, zurück gewiesen wünschte. Man mag dem Fußküssen eine Auslegung geben, wie man will, so ist dasselbe doch immer für den Menschen, welcher küsset, oder für das Kreuz, welches man auf einem Fuße küsset, erniedrigend. Es kann aber dieser Tadel nicht den jetzigen Hof (der vielleicht hierüber denket wie wir), sondern nur die Erfinder dieses seltsamen Ceremoniels treffen, welches man jetzt abzustellen, vielleicht anderer Ursachen wegen, Bedenken trägt. Was mir meines Orts nicht weniger als dieser Gebrauch auffallend geschienen hat, ist ein großes Gemälde gewesen, welches im Vorsaale des Vatikans hänget. Dieses stellt den großen Kaiser Friedrich I. vor, wie derselbe vor dem arroganten Pabste Alexander III. knieend lieget, und dieser auf den niedergebeugten Kaiser, als auf einen Schemmel, seinen Fuß setzet. Dieses Gemälde würde sicher im Vorsaale des Dalia Lama weit besser an seinem Orte seyn, als im Vorsaale der Päbste, die den Kaisern deutscher Nation (von Carl dem Großen angefangen) so Man-

ches zu verdanken haben. Ich begreiffe nicht, wie die gerühmte römische Sagacität eine solche Schilderung zur Schau ausgestellt lassen kann, da nichts so sehr als diese Schilderung die Welt überzeuget, wie weit es in den Zeiten der frommen Dummheit schon gekommen war, und wie weislich zu Abschaffung der lebendigen, römisch-katholischen Fußschemmel, vor dritthalb hundert Jahren ein gewisser Doktor Martin.... Leben Sie wohl!

Eilfter Brief.

Wenn ich selbst ein Gelehrter wäre, so ständen Sie heut in Gefahr, durch eine sehr weitläuftige Abhandlung, begleitet von einem genauen Verzeichnisse aller römischen Gelehrten oder großen Männer (denn diese beyden Ausdrücke werden in solchen Abhandlungen gemeiniglich als gleichbedeutend gebraucht) heimgesucht zu werden. Zu ihrem Glücke bin ich kein Gelehrter; und habe über diesen Gegenstand ganz besondere Begriffe. Nach meiner Meinung gibt es im Stande der Gelehrten nicht mehr merkwürdige Subjekte, das heißt nach meiner Dialektik, Subjekte, die sich durch ihre Bemühungen über alle andern aus ihrem Fache emporgeschwungen haben, oder wenigstens den Höchsten gleich gekommen sind, als in jedem andern Stande. Vielleicht muß ich es zum Theil dieser Gleichgültigkeit gegen so viele Nahmen und Schriften verdanken, daß mich mein von Natur schwaches Gedächtniß nicht lange gänzlich verlassen hat. —

Ich kam einst in ein Dominikaner-Kloster, das eine zahlreiche Büchersammlung hat. Vermuthlich gab ich meine Verwunderung hierüber dem Pater Bibliothekar ein wenig zu deutlich zu erkennen; und er sagte mir nicht weniger deutlich: Es ist nichts Seltenes, eine solche Bücher-

sammlung bey uns Dominikanern anzutreffen. Sie würden eine noch weit zahlreichere als die gegenwärtige sehen, wenn ich Ihnen alle Werke, die bloß von Brüdern unsers heiligen Prediger-Ordens geschrieben worden sind, beysammen zeigen könnte. — Das wäre doch erstaunlich! widersetzte ich ihm. Er fing an zu lächeln, wie man über einen armen, aber doch ehrlichen Ignoranten lächeln kann, und holte aus einer verschlossenen Schublade einen Katalogus in Folio, der bloß von Nahmen der Schriftsteller aus dem Dominikaner-Orden, mit einer simpeln Anzeige ihrer Werke, ganz voll geschrieben war. Ich sahe gleich mit dem ersten Blicke verschiedene Nahmen, die mit rother Dinte geschrieben waren, und fragte nach der Ursache. Diese, sagte er mir, sind bloß die Nahmen derjenigen, welche wir unter die Vortrefflichen zählen. Die übrigen haben nicht minder ihre Verdienste; werden aber doch Diesen nicht gleich geschätzet. — Die Anzahl dieser Vortrefflichen ging über fünfhundert hinaus. Wahrhaftig — sagte ich ihm — ihr Orden ist sehr glücklich! ich hätte nicht geglaubt, daß die ganze Welt eine solche Menge vortrefflicher Schriftsteller hervor gebracht hätte, wie ich hier in ihrem Orden allein finde. — Ich las eine ganze Menge dieser vortrefflichen Nahmen, fand aber keinen einzigen mir Bekannten, bis ich auf den Thomas von Aquin gerieth. Ha! sagt ich ihm, (sehr zufrieden, daß ich endlich vermögend war, zu Bedeckung meiner Unwissenheit ein Wort anzubringen) Dieser hier ist ein sehr berühmter Nahme! Haben Sie viele Schriftsteller seines gleichen gehabt? — „Das ist zu viel begehrt, antwortete er mir; die Welt hat bisher nur Einen Thomas hervorgebracht, und wird schwerlich einen zweyten erzeugen." Diesen einzigen Thomas hatte ich ein paar Jahre zuvor, wegen seiner merkwürdigen Gedanken über das Alter der Welt zu lesen angefangen, aber wegen der unausstehlichen langen

Weile, die er mir so oft verursachet hatte, unmöglich vollenden können.

Nicht viel anders als in diesem Dominikanerkloster erging es mir bisher fast in jeder großen Stadt, dieß- und jenseits der Alpen, welche auf Kultur der Wissenschaften Anspruch machet, so oft ich mich nach der Zahl und den Werth ihrer einheimischen Schriftsteller erkundigte. Besonders sind hierin die Italiener mit ihren Rechnungen und Lobsprüchen äußerst verschwenderisch. Alles ist bey ihnen un gran Genio! un valentissimo Uomo! un eccellentissimo autore! una penna incomparabile! etc. etc. Selbst der in jeder Betrachtung schätzbare Cardinal B. setzte mir die Anzahl der vortrefflichen italienischen Dichter auf nicht weniger als zwey tausend, von denen er um alle Schätze der Welt nicht einen einzigen würde herunter handeln lassen. Es kommt hier bloß auf die Ausdehnung an, welche man dem Worte vortrefflich oder Eccellente gibt. Unter diesen zwey tausend sind vielleicht fünfzehn hundert Cinquecentisten, die wegen eines erträglichen Sonets, das ihnen unter etlich hunderten geglückt hat, wegen eines einzigen gut versifizirten Einfalls, in die Klasse der Vortrefflichen gerechnet werden. Allein wie ungereimt wäre es nicht, wenn man Jemanden, der sich nach den vortrefflichen Helden des berühmten siebenjährigen Krieges erkundigte, anstatt ihm von vier oder fünfen Meldung zu machen, von vier oder fünf Tausenden spräche, und dabey auch gemeine Soldaten, die etwas Lobwürdiges vor dem Feinde gethan, in die Rechnung brächte? — Und sollte denn der vorzüglich brave Musketier nicht eben so bemerkenswerth seyn, als der Verfasser eines gut gereimten Einfalls? Ohne Zweifel ist er es; aber keiner von Beyden ist es für Jemanden, der nach Vortrefflichkeit fraget, weil es nicht möglich ist, in irgend einer Wissenschaft oder Kunst viele Meister von so

gleich hohem Werthe zu finden, daß sie alle verdienen könnten, in eben dieselbe Klasse gebracht zu werden. Quintilian findet unter allen Griechen und Römern so vieler Jahrhunderte, nur sieben und neunzig, die er für würdig achtet, in seiner Charakteristik der griechischen und römischen Schriftsteller zu bemerken. Welche einzelne, berühmte oder weltberühmte Universität würde jetzt Bedenken tragen, uns eine weit größere Anzahl der bloß aus ihrem Schoose Hervorgekommenen zu nennen? Und doch bin ich der festen Meinung, daß wir Neuere noch in wenig Wissenschaften den Alten gleich gekommen sind, und in noch wenigern sie übertroffen haben.

Nach diesem meinem besondern Maßstabe des Vortrefflichen können Sie schließen, daß ich Sie bey einer einzelnen Stadt, welche überdem in Vergleichung mit andern Städten Italiens, seit Wiederherstellung der Wissenschaften, durch profane Litteratur, niemals vorzüglich geglänzet hat, nicht lange aufzuhalten denke. Die fähigsten Köpfe Roms haben sich seit vielen Jahrhunderten meistens die Theologie zu ihrem Hauptstudium gewählet, und um billig zu seyn, muß man Rom in dieser Wissenschaft den Vorzug vor allen katholischen Völkern einräumen — wenn ihm nicht etwa die sübtilen Spanier den Ruhm streitig machen können. Die Zahl der römischen Theologen heißt Legion; Die sich aber vor allen andern hervor thaten, waren natürlicher Weise die vom heiligen Geiste selbst inspirirten großen Päbste, Leo der Große, der Große Gregorius, und einige minder Große.

In der profanen Gelehrsamkeit war immer die Politik der Lieblingsaugenmerk Roms. Der glückliche Erfolg, womit es diese nützliche Wissenschaft betrieben hat, ist aus der Geschichte genugsam bekannt. Hier wäre es nicht minder schwer als überflüssig, alle die geschickten Männer nahmentlich anzuzeigen, welche in einer Reihe so vieler

Jahrhunderte wechselsweise, und gemeiniglich im Verborgenen, die Seele des feinen römischen Kabinets ausgemacht haben. Daß aber doch dieß feine Kabinet nicht allzeit gleich gut beseelet war, daß es bisweilen sogar grobe Fehler beging, beweisen hauptsächlich die Veränderungen, welche sich durch die sogenannte Reformation Luthers in Europa zugetragen haben. Von allen politischen Fehlern, welche die römische Staatskunst jemals begangen hat, waren die aus jenem Zeitpunkte unstreitig die wichtigsten und schädlichsten. Alles Unangenehme, so diesem Kabinete seitdem begegnet ist, und noch künftig begegnen könnte, ist nur Folge von seinen damaligen Fehlschlüssen. Allein welches Kabinet macht nicht Fehlschlüsse? Das weiseste ist immer dasjenige, welches die wenigsten macht, und die Fehlschüsse Anderer am besten zu nützen weiß. Auch hängt hierin, wie in allen menschlichen Dingen, vieles vom Glücke ab. Es werden oft politische Fehler von der gröbsten Art begangen, die doch keine andern Folgen nach sich ziehen, als daß man am Ende darüber lachet; da hingegen zuweilen ein kleiner Fehltritt den Sturz in den schrecklichsten Abgrund zur Folge hat. Überhaupt aber muß man doch eingestehen, daß das römische Ministerium durch lange Zeit das feinste und thätigste in Europa war, und die vortheilhaften geistlichen Mittel, die ihm der Himmel zu Erreichung seiner weltlichen Absichten eingeräumet hat, mit Klugheit zu benützen wußte. —

Was die Philosophie im eigentlichen Verstande betrifft, wär es ungerecht, von Rom eben so viel zu fodern, als von andern großen Städten. Wo der Geschmack an Theologie der herrschende ist, muß die Weltweisheit sich glücklich schätzen, wenn sie nur unter die tolerirten Dinge gezählet wird, und ihrer mißfälligen Gestalt wegen sich nur in Maske, in einem Abbeekleide, öffentlich zeigen darf. Die heilige Inquisition, sagte der gelehrte Pelea-

rius, ist ein Schwert, gegen alle denkende Köpfe gerichtet. Er hatte recht, werden Sie denken; ich denke es auch: aber Pius V., ein Dominikaner, dachte anders — er ließ den unglücklichen Philosophen, dieser Freymüthigkeit wegen, auf dem Scheiterhaufen sterben. — Das einzige Verdienst, dessen sich Rom um die philosophischen Wissenschaften rühmen kann, ist die Verbesserung des Kalenders, welche unter dem Schutze Gregors XIII. nach den Ausrechnungen unsers Kopernik (wie der berühmte Galilei in seinen Briefen schreibt) zu Stande kam.

— Mit den römischen Geschichtschreibern werde ich Sie nicht länger aufhalten als mit den Weltweisen. Wo die philosophischen Wahrheiten mißfallen, da können auch die historischen nicht beliebt seyn; und eine Geschichte, die nicht biedre Zeuginn der Wahrheit ist, hat mit aller möglichen Eleganz nicht den Werth eines gut geschriebenen Romans. —

In der Poesie hatte Rom seit Wiederherstellung der Wissenschaften nicht das Glück, Italien so viele Männer von Bedeutung zu liefern, wie Florenz, Verona oder nur die kleine Stadt Arezzo; will man aber die Übersicht, wie es mir billig scheinet, zu gleicher Zeit über den ganzen Kirchenstaat ausbreiten, so findet man einen Bojardo, Hannibal Caro und Quarini, die unstreitig unter die italienischen Dichter vom Range gezählt zu werden verdienen. — Ein besonders Schicksal hatte Rom mit der dramatischen Dichtkunst. Es war entweder die Erzeugerinn oder die Pflegemutter aller ersten guten Produkte in jeder Gattung dieser schätzbaren Dichtart. — Trissino war zwar ein Vicentiner, aber seine Sophonisbe, die erste nach den Regeln der Kunst verfertigte Tragödie der Neuern, wurde in Rom geboren, und das erstemal dort aufgeführt. Der erste glückliche Versuch einer wahren und vernünftigen Komödie war die Calandra des Cardinal Bibiena.

Ariosts Lustspiele, die zwar auch regelmäßig sind, und eben so alt seyn sollen als die Calandra, verdienen nicht in Betrachtung zu kommen. Sie sind so schlecht, daß man sich verwundern muß, wie das Genie des Ariosto sie zur Welt bringen konnte. In der dritten Gattung endlich, im lyrischen Drama, hat sich der Römer Metastasio unter allen Italienern den größten Ruhm erworben. Ob seine Dramen dasjenige sind, wozu er sie machen wollte, ob sie lyrische Tragödien sind, ist eine andere Frage, die ich mit Nein beantworten würde. Er hat — vielleicht aus zu vieler Nachgiebigkeit gegen die herrschende Mode — seine Dramen mehr zu einem Tummelplatz, worauf Sänger und Sängerinnen sich zu produziren haben, gemacht, als zu Tragödien, deren Hauptendzweck die Erregung heftiger Leidenschaften seyn muß. Er gleicht hierin einem Bildhauer, der einen Herkules bilden soll, aber aus Begierde, seiner Statue auch Reiz für Weiber und Nichtkenner zu ertheilen, einen Hermaphroditen zu Stande bringt — den man seiner Schönheit wegen, dem Borghesischen an die Seite setzen kann. Vielleicht erkläre ich mich bey einer andern Gelegenheit umständlicher hierüber. Indeß wird Metastasio durch die Schönheit seiner Poesie, des Styls und den bezaubernden Wohlklang seiner Verse, immer einer der beliebtesten Dichter Italiens bleiben. —

Eine Wissenschaft, worauf sich die Römer seit einigen Jahren mit viel Eifer verlegen, ist das Studium der Alterthümer; und für dieses Studium ist Rom unstreitig der erste Ort in der Welt. Wie nachlässig und schief aber die meisten hierin vorgegangen sind, bis ihnen Winkelmann zeigte, was Kunst sey, und wie man von der Kunst urtheilen müsse, ist bekannt. Die aufrichtigern römischen Gelehrten bekennen es, wie viel sie dem berühmten Manne zu verdanken haben; aber ein ganzer Haufen subalterner Kennerlinge summet wie ein Wespenschwarm

um den todten Löwen herum, und sucht ihn auf allen Seiten zu verwunden. Was für ein Lärm wird nicht unter ihnen aufgeschlagen, wann Einer Winkelmannen, in Nebendingen, auf einem Irrthume ertappt! Arme Wespen! Winkelmann konnte irren, denn er war Mensch: allein bis ihr uns nicht einen eben so klassischen Kopf wie den seinigen, ein eben so klassisches Werk wie seine Geschichte der Kunst, aufweisen könnet, solltet ihr lieber schweigen und lernen. Daß in Rom, sogar Leute von der Profession, noch Vieles zu lernen haben, davon erhielt ich zu meiner größten Verwunderung in dem vatikanischen Museo selbst einen sehr lustigen Beweis. Gleich innerhalb der Thüre, durch welche man über den langen Corridor hinein kommt, rechter Hand, ist eine liegende weibliche Statue von ziemlich schöner Arbeit. Der Vicecustode, der mich damals begleitete, ermangelte nicht, mich auf diese sterbende Venus, wie er sie nannte, aufmerksam zu machen. — Wie? sagt ich ihm, die Venus wäre gestorben? ganz gewiß an der garstigen Krankheit, die ihren Nahmen führt? — Meine Frage brachte den guten Mann aus seiner Fassung, und er antwortete mir mit einiger Verlegenheit: verzeihen Sie! Wir haben diese Statue nie anders als unter diesem Nahmen gewiesen. — Diese Statue ist nichts anders als ein schlafendes Weib, ohne alle Attribute.

Die römischen Antiquare, welche sich durch vorzügliche Schriften ausgezeichnet haben, sind Bottari und Raffei. —

Auch von den römischen Akademien, deren es verschiedene gibt, die man aber ja nicht mit der Pariser, Londner und Berliner vergleichen muß, hab ich Ihnen wenig zu sagen. Die Akademie der Arkadier, dieß ungerathene Kind der Königinn Christina, ist Ihnen bekannt. Sie ist mehr durch die Menge ihrer Schäfer, als durch

die gute Wolle ihrer Schaafe berühmt. In Ansehung des weltberühmten Instituts der Propaganda hingegen, wo in zwey und dreyßig Sprachen, und in jeder nach ihren eignen Alphabeten und Charakteren, katechetische Werke gedruckt werden, verweise ich Sie an Bernoulli. Ich verstehe von allen diesen Sprachen kaum ein paar; zweifle aber keineswegs, daß die Peguaner, Tibetaner, Abyssinier ꝛc. ꝛc. das, was in Rom für sie gedruckt wird, besser verstehen, als ich, und sich endlich bequemen werden, zu der katholischen Religion herüber zu treten. —

Und nun auch etwas von den römischen Bibliotheken! Diese sind in großer Anzahl, und sehr viele davon öffentliche. Sie werden durch die besondere Meinung, die ich über diesen Gegenstand habe, einen neuen Beweis erhalten, daß ich kein Gelehrter bin.

Bekannter maßen wird der Werth großer Bibliotheken weit mehr durch die Menge der Manuscripte, als der gedruckten Bücher bestimmt. Ich will nichts gegen eine so allgemeine Gewohnheit einwenden; allein sie scheinet mir ein lautsprechender Beweis zu seyn, wie wenig uns, in unserm sogenannten aufgeklärten Jahrhunderte, die Ausbreitung der Wissenschaften am Herzen liege. Sind die so geschätzten Handschriften, die man wie Gold aufbewahret, wirklich Schätze des menschlichen Geistes, warum macht man sie nicht durch den Druck gemeinnützlich? Sind sie es nicht, warum macht man so viel Wesens daraus? — „Es ist nicht möglich (kann man mir antworten) eine solche Menge von Handschriften abdrucken zu lassen. Die vatikanische Bibliothek zum Exempel hat allein dreyßig tausend derselben.“ Dreyßig tausend? Das ist wahrlich eine schreckliche Anzahl! — Sie wird von einigen Schriftstellern auch auf vierzig tausend, von andern auf fünf und zwanzig tausend angegeben: ein klarer Beweis, daß man nichts Gewisses davon weiß. — Doch Dem sey wie ihm

wolle! Lassen Sie uns doch ein wenig untersuchen, woraus diese fürchterliche Menge von Schriften bestehen kann! — Um sie in einer gewissen Ordnung zu übersehen, wollen wir sie in drey Klassen eintheilen! In die erste Klasse bringen wir die noch ungedruckten Schriften des hohen Alterthums bis zum Verfall der Wissenschaften im Occident; und die Werke der neuern Griechen, Araber und andrer Orientaler. In die zweyte Klasse die verschiedenen Übersetzungen und Abschriften der Bibel, und die Abschriften der schon gedruckten alten Classiker. In die dritte endlich alle die ungeheuern Geburten der Mönche und andrer gelehrten Vielschreiber, die wegen ihres geringen Werths ewige Manuscripte zu bleiben verdammet sind.

Lassen Sie uns nun auf jede dieser drey Klassen insbesondere einen kritischen Blick werfen! — Die erste Klasse ist nicht nur die schätzbarste von allen Dreyen, sie ist meines Erachtens die einzige, welche Aufmerksamkeit verdienet. Besonders sollte die Erste Abtheilung derselben, nämlich die ungedruckten Werke des Alterthums, der Hauptaugenmerk der Gelehrten seyn. Wer kann zweifeln, daß hier noch die wichtigsten Entdeckungen zu machen wären? Wenig große Bibliotheken wissen zuverlässig, was sie in diesem Fache besitzen, und keine weiß es weniger als die vatikanische, die von ihren alten griechischen und lateinischen Handschriften noch nicht einmal einen ordentlichen Katalogus aufweisen kann. Vor noch wenig Jahren hat ein bloßes Ungefähr das schätzbare Fragment des T. Livius, welches den Krieg des Sertorius in Spanien enthält, an den Tag gebracht. Ein gelehrter Schwede mußte nach Rom kommen, diese schöne Entdeckung zu veranlassen. Wer weiß, ob nicht unzählige Schätze der Art, ganze Werke, die im Alterthum berühmt, und für uns bis jetzt verloren waren, in unsern vernachlässigten Fundgruben des menschlichen Verstandes verborgen liegen — ohne

ihren Besitzern einen größern Nutzen zu bringen, als die ariostischen Verstandes-Fläschchen im Monde! — Mit der zweyten Abtheilung, den orientalischen Werken, die seit Lorenz von Medicis Zeit, bis auf die unsrige, allmählich nach Europa gebracht worden sind, hat es eine fast gleiche Beschaffenheit. Doch besitzt die vatikanische Bibliothek von dieser Gattung wenigstens ein Verzeichniß, welches aus vier gedruckten Folianten bestehet. Daß aber alle diese Schriften untersuchet, durchgelesen worden sind, glaubt man in Rom selbst nicht. — Wie manches morgenländische Manuscript ist mit großen Kosten für unsere Bibliotheken erkauft worden, um da ruhig und ungenützt zu vermodern? Wäre es denn für unsre Mächtigen, die sich so gerne Beschützer der Wissenschaften nennen hören, ein so überschwenglicher Aufwand, wenn Jeder ein Dutzend der Sache angemessener Gelehrten zusammen setzte, um in den eben so unnützen als berühmten Manuscripten-Sammlungen das Gold aus den Schlacken heraus zu suchen? Wo könnte das leichter und mit mehr Vortheil angefangen werden, als eben zu Rom selbst, wo man sich rühmet, eine so ungeheure Menge Handschriften zu besitzen? Wo man ein Sprachen-Institut, wie das von der Propaganda, hat? Wie viel könnte hierin in Zeit von zwanzig Jahren durch eine ununterbrochene Arbeit geleistet werden! — Mir scheinet, dieß wäre noch das einzige Mittel, unserm zu Ende gehenden Jahrhunderte wirklich einigermaßen das stolze Beywort, des aufgeklärten, zu verdienen, dessen es sich bisher — Gott weiß, mit welchem Grunde — angemaßet hat. Die Nachwelt würde dadurch gezwungen werden, uns zu danken, daß wir ihr so manches kostbare Werk vor dem nagenden Zahn der Verwesung gerettet haben; da wir ihr widrigenfalls das vollkommenste Recht einräumen, unsere Leichtsinnigkeit zu tadeln, unsere Zeit, anstatt einer aufgeklärten, eine bar-

barische zu nennen, und sogar zu wünschen, daß wir niemals Schätze dieser Art in unsre nachlässigen Hände bekommen, niemals dergleichen aus den Ruinen von Pompeji, Herkulanum 2c. 2c. hervorgezogen hätten, weil sie dort besser vor dem Moder bewahrt waren, als in unsern zierlichen Büchersälen.

Desto gleichgültiger könnte man meines Erachtens über die zweyte Klasse der Manuscripte bleiben. Was nützen alle die verschiedenen Dollmetschungen und Übersetzungen der Bibel, worin so viele grübelnde Theologen von allen christlichen Gemeinden, neuen Entdeckungen nachjagen? Wozu denn neue Entdeckungen, deren jede ein neuer Zankapfel unter ihnen werden kann? Sind die bereits gedruckten Bibeln nicht hinreichend uns zur Seligkeit zu führen? Was brauchen wir mehr in einer Sache zu wissen, von welcher die schwache menschliche Vernunft nie Vieles, schwärmende Köpfe hingegen immer zu Vieles wissen werden?

Noch weniger Achtung scheinen mir die alten Abschriften der schon gedruckten Classiker zu verdienen, so viel man sich auch in den meisten großen Büchersammlungen darauf zu Gute thut. Sie sind meistens Arbeiten der müßigen Mönche aus den Jahrhunderten der Unwissenheit, da Jeder, der eine schöne Abschrift eines berühmten Classikers besaß, sich dreist unter die Gelehrten zählte. In jedem Kloster war eine eigene Schreibstube, wo die jungen Mönche zur Ehre und zum Gewinn ihres Klosters die alten classischen Schriftsteller kopiren, und mit schönen Randbildern ausmalen mußten. Eine ganz kluge Spekulation für die damalige Zeit! Was kann aber ihr Daseyn jetzt, da man sie gedruckt findet, der Welt nützen? Ich habe in ein paar Bibliotheken dergleichen Codices, wie man sie nennet, untersucht, und um viele Blätter mangelhaft gefunden, und doch ist man stolz auf ihren Besitz geblieben.

Regierenden Häusern und Republiken können allenfalls die alten Urkunden ihrer Archive von großem Werthe bleiben, wenn dieselben auch schon mehrmal abgedruckt worden wären; was aber ein vor vier hundert Jahren abgeschriebener Xenophon oder Homer, Sallustius oder Virgil, vor einem gedruckten voraus habe, das begreiffe ich nicht.

Aber die dritte, die zahlreichste, die unübersehbarste Klasse der Manuscripte, ist gerade die allerschlechteste. Was für unnützer Überfluß! was für ein erbärmlicher Reichthum dieser Klasse füllet so unzählige Fächer unsrer großen Bibliotheken, zumal der römischen aus! Thörichte Commentatoren der Kirchenväter! Verwegene Erklärer unerklärbarer Mysterien! Unsinnige Biographen der Heiligen! Spitzfindige Casuisten! und Ihr, verketzernde Controversisten! waren eure unseligen Schriften wohl würdig auf die Nachwelt zu kommen? — Zwar liegen dieselben schon seit geraumer Zeit vor allen vernünftigen Menschen in Ruhe; zwar wird ihr Daseyn auch künftig wenig Einfluß auf Glück und Unglück der menschlichen Gesellschaft haben; der Himmel und die gesunde Philosophie wird uns vor den übeln bewahren, die sie ehmals auf dem Erdboden angerichtet haben; wäre es aber dessen ungeachtet nicht noch weit besser, wenn sie gänzlich aus unsrer Welt vertilgt würden? Wenn man sie, sammt allen ihren im Druck vorhandenen Brüdern und Schwestern, auf große Haufen zusammen trüge, zu einem Auto da Fe, deren sie so viele der gräßlichsten veranlasset haben, sie verdammte, und als Sühnopfer der Menschheit ex Voto in Rauch aufgehen ließe?

Wäre das nicht ein herrliches Feuerwerk, mein Freund, noch weit herrlicher als die berühmte Girandola beym Feste des heiligen Petrus? nicht ein neues Mittel, unserm Jahrhunderte den noch nicht verdienten Beynahmen, des aufgeklärten, zu verdienen?

Aus allem Angeführten ersehen Sie also, daß von den vielen tausend Handschriften, welche zumal die vatikanische Bibliothek zu besitzen vorgibt, nicht so viele Hundert übrig bleiben würden, die einer besondern Aufmerksamkeit würdig wären. Was hingegen die gedruckten, brauchbaren Werke betrifft, ist weder die vatikanische noch sonst eine Büchersammlung in Italien mit der wienerischen und parisischen zu vergleichen. Der Index librorum prohibitorum verhindert in diesem Lande eben so den Anwachs der Bibliotheken, als die Aufnahme der Wissenschaften. Man wird es mir darum nicht verdenken können, wenn ich, als ein Ungelehrter, als ein Nichttheologe diejenigen Büchersammlungen, welche die meisten brauchbaren Werke in allen Gattungen besitzen, denen vorziehe, deren Reichthum in unbrauchbaren Handschriften von unbekannten Werthe bestehet. —

Der Artikel der schönen Künste, den ich noch in diesem Schreiben zu berichtigen schuldig bin, wäre einer weit größern Ausdehnung würdig, als ich ihm geben werde. Lesen Sie hierüber den Volkmann nach. Er behandelt die Sache umständlicher und gründlicher als ichs vermögend wäre. Ich habe hier nur zu erinnern, daß Rom seit der Zeit, da de la Lande und nach ihm Volkmann es beschrieben, noch mehr Ursache hat, über den Verfall der bildenden Künste zu klagen.

In der Baukunst, die ehmals in dieser Stadt zu einem so hohen Grade der Vollkommenheit gebracht wurde, hat dieselbe seit langer Zeit keinen Meister vom ersten Range erzeuget, wenn man nicht den zufälliger Weise in Rom gebornen Van Vitelli, (dessen Vater Van Kalf hieß und ein holländischer Maler war) in die Rechnung bringen will. — Die Villa Albani, das schönste römische Gebäude dieses Jahrhunderts, hat der geschmackvolle Cardinal Albani selbst angegeben und mit seinem getreuen Rathgeber Winkelmann ausgeführet.

Seitdem Sergel und Trippel, der erste ein Schwede, der andere ein Deutscher, Rom verlassen haben, ist kein Bildhauer von Bedeutung dort. Ein noch junger Venetianer, Canova, läßt vieles von sich hoffen. Unter den übrigen sind einige, die antike Basreliefs gut kopiren, aber keiner, der sich an eine Statue von eigner Erfindung waget. Cavaceppi ist nur im Ergänzen verstümmelter alter Statuen glücklich.

Der beste Steinschneider ist Pickler. Keiner vor ihm, auch sein Vater nicht, hat die Kunst der Alten in ihren Cameen so wie er erreichet. Er hat, insonderheit für Engländer, außerordentlich viel Arbeit; und läßt sich dieselbe, wie billig, recht gut bezahlen.

An Kupferstechern hat Rom niemals ausgezeichnete Meister aus seinem Mittel gehabt. Der beste aus der neuesten Zeit, Piranesi, ist vor ein paar Jahren gestorben. Seine Stärke bestand im Radiren. Die Prospekte, die er selbst ausführte, sind ungemein malerisch und schön.

Fast noch mehr als alle andern Künste ist die Malerey, ungeachtet der gepriesenen Akademie von St. Lucca, und der vielen Vortheile, deren sich Schüler dieser Kunst in Rom zu erfreuen haben, gesunken. Battoni, der letzte römische Maler von hervorstechendem Verdienste, arbeitet seines hohen Alters wegen nicht mehr. Maron und Unterberger, beyde Österreicher, werden jetzt für die besten Geschichtmaler, und der Preuße Hackert für den ersten Landschaftsmaler gehalten. Letzterer ist vor wenig Monaten als Direktor aller königlichen neapolitanischen Gemälde- und Kunstsammlungen mit einem ansehnlichen Gehalte nach Neapel berufen worden. Er wird dort Arbeit genug finden. Conca (ein Römer, und wo ich nicht irre, ein Sohn des Sebastian Conca) hat vor kurzer Zeit in einem Saale des vatikanischen Museums eine Decke gemalt, welche Lob verdienet. Diese Arbeit mag noch besser in die Augen fal-

len, wenn man nicht, wie der Fall mit mir war, vorher die unvergleichliche Decke von Mengs in eben dem Museo gesehen hat.

Ich kann mir nicht das Vergnügen versagen, von diesem großen Künstler, der Deutschland so viele Ehre macht, hier ein paar Worte zu sprechen. Mengs wurde seit geraumer Zeit von allen Unpartheyischen für den größten Maler dieses Jahrhunderts erkläret. Man fängt jetzt an, sein Lob noch höher zu treiben. In Rom selbst gibt es Kenner, welche sich getrauen zu behaupten, daß sein Plafont in der Villa Albani und der im päbstlichen Museo, die vollkommsten Frescogemälde in Rom sind. Man räumet Mengsen eben so viel Kunst in der Anordnung, eben so viel Richtigkeit in der Zeichnung ein, als dem berühmten Raphael, und zieht ihn diesem großen Meister in Absicht auf die Vertheilung von Licht und Schatten, auf das Colorit, und die Feinheit der Tinten noch vor. Öhlgemälde hat man in Rom wenig von ihm. Auch in Deutschland (Dresden ausgenommen, wo man an seiner Himmelfahrt Christi, wie der Professor Casanova sie beschreibt, eines seiner größten Meisterstücke besitzet) sind sie selten. Im Pallaste Pitti zu Florenz, im Schlafzimmer der Großherzoginn *) sieht man ein paar vortreffliche Stücke von ihm: aber die meisten seiner Arbeiten sind zu Madrit. Der König von Spanien soll sie über alle andern Meisterstücke seiner prächtigen Sammlung schätzen. Auch hat der spanische Minister zu Rom, Don Azara, diesem vortrefflichen Künstler, wie ehmals Alexander Albani dem Winkelmann, in der Rotunda (dem Pantheon) ein Monument errichtet. Es bestehet aus Mengsens Büste von weißem Marmor, mit der rühmlichen Inschrift: Pictori Philosopho.— Unter den vielen schriftlichen Ehrenmäh-

*) Sie sind jetzt in der kaiserl. Gallerie.

lern, welche ihm Dichter und Redner verschiedner Nationen gestiftet haben, scheinet mir ein Sonet der berühmten Improvisatrice Corilla (die ich selbst improvisiren hörte, und wirklich bewunderte) bemerkenswürdig, weil es zu gleicher Zeit zum Beweise dienet, daß Corilla nicht nur gut zu improvisiren, sondern auch gut zu schreiben versteht. Ich könnte gegenwärtigen Brief unmöglich besser als mit diesem artigen Sonete beschließen:

Morte routando al Vaticano intorno
L'adunco ferro ancor di sangue tinto,
Superba alto gridava: Ho vinto, ho vinto
Delle bell' arti, e di natura a scorno.
Inde rivolta al ricco tetto adorno
Opra immortal del nuovo Apelle estinto
Disse: col mio potere a terra ho spinto,
Chi richiamò gli estinti ai rai del Giorno.
La Gloria allor, che le animate mura,
Onor del Lazio in guardia avea, le disse:
Chi vive a me, vive all' età futura:
Giove ai gran geni tal destin prescrisse;
Diè a me di Mengs il nome illustre in cura,
E in auree cifre di sua man lo scrisse.

Zwölfter Brief.

Mit Rom wären wir also fertig. Spät genug! können Sie denken. In der That wären wir beyde zu beklagen, wenn ich zur Absicht hätte, bey jeder Stadt von Italien so weitläuftig zu seyn wie bey Rom. Allein Sie werden sich erinnern, daß ich, bey meiner kritischen Übersicht Italiens, Rom als die Urquelle betrachte, woraus seit den ältesten Zeiten dem ganzen Italien—ehmals durch den Einfluß der Macht, jetzt durch den Einfluß der Religion, seine moralische Bildung zufließet. Je mehr wir also von Sitten, Denkungsart und Geschmack der Stadt Rom wissen, desto mehr wissen wir von Italien. Diesem Umstande müssen wir es zuschreiben, daß ich in der uralten Hauptstadt des Landes mich bisweilen bey Kleinigkeiten verweilte, über die ich mich in Zukunft ohne Bedenken durch einen raschen Sprung hinwegsetzen werde.

Auch bin ich keinerdings gesinnt, Sie jetzt nach Anleitung der Postkarte, an einem geographischen Leitfaden von einer Stadt oder Provinz zur andern herum zu führen, um über die Einwohner derselben spezial Musterungen abzuhalten. Dieß würde eine langwierige Reise werden, und meine Absicht ist doch nur, mit Ihnen spazieren zu gehen. Hätte ich auch gegenwärtige Bemerkungen während meiner Reise zusammen geschrieben, so würde ich sie Ihnen doch nicht in so topographischer Form mittheilen.

So gut eine solche Einrichtung für den Reisebeschreiber im uneingeschränkten Verstande seyn mag, so unausstehlich würde sie an Mir werden, der ich bloß die Sitten des Landes zu meinem Gegenstande nahm. Durch die oftmaligen Wiederholungen eben derselben Dinge bey jedem Orte, müßte ich Ihnen der seccanteste von allen Seccatoren werden; da hingegen der Reisebeschreiber in jedem großen Orte, nebst den sittlichen Gegenständen, unzählige physische antrifft, welche durch ihre Mannigfaltigkeit den Leser unterhalten. Dieser Umstand ist in Italien wegen der häufigen Kunstwerke und der vielen Gegenden, die mit der alten Geschichte in Beziehung stehen, noch weit erheblicher als in andern Ländern.

Ich weiß wohl, daß man das Beyspiel des Tacitus, der in seiner Schrift über Deutschland, sich ebenfalls der geographischen Ordnung bedienet hat, gegen mich anführen könnte. Allein Tacitus schrieb für Leser, die nicht die geringste Kenntniß von der inneren Beschaffenheit Deutschlands hatten. Selbst sein geographischer Gang, die Beschreibung der Lage und Gränzen der verschiedenen Völkerschaften, so wie alles übrige, bis auf ihre Nahmen, konnten seinen Leser interessiren. Aber welcher lesende Deutsche kennet nicht jetzt Italien nach allen diesen Theilen besser, als damals die gelehrtesten Römer Deutschland kannten?

Ich sage Ihnen alles Dieses, weil ich weiß, daß man überall, wo ein Sterblicher dem andern seine Gedanken schwarz auf weiß mittheilet, eine gewisse, der Sache angemessene, Ordnung fodern kann. Die meinige ist sehr einfach. Ich werde so kurz als möglich, die Italiener, zuerst nach ihrer Gemüthsart, dann nach Cultur und Aufklärung, und endlich nach ihrem Geschmacke beurtheilen. Mich dünket, daß in diesen wenigen Fächern alles liege, was zur Bestimmung des moralischen Charakters einer

Nation beytragen kann. Mit dem ersten Gegenstande verspreche ich, noch heute fertig zu werden: aber freylich werde ich mich über die andern beyden mehr ausdehnen müssen. Sie sind schon ihrer Natur nach von einem viel weitern und reichhältigern Umfange, und es hat sich auch seit der Zeit, da Sie einen Theil von Italien bereiseten, mehr daran verändert als an jenem.

Und endlich zur Sache! Wie ist die Gemüthsart der Italiener beschaffen?

Ich muß hier wiederholen, was ich schon einmal gesagt habe, und was man bey einer Verrichtung wie meine gegenwärtige ist, nicht leicht zu oft wiederholen kann: Urtheile über ganze Nationen, Stände, Gemeinden, haben immer nur für Urtheile über den größern Theil derselben zu gelten. Der Machtspruch, den Sie so oft als ich, in Deutschland gehört haben: die Italiener sind falsch und tückisch, die Deutschen sind aufrichtig und redlich, enthält eine zweyfache Unwahrheit; denn ich kenne so wohl aufrichtige und redliche Italiener als falsche und tückische Deutsche. Weit richtiger würde der Ausspruch seyn: es gibt in Italien kein Laster, das man nicht auch in Deutschland — und in Deutschland keine Tugend, die man nicht auch in Italien fände. Und wie kann man eine ganze Nation gut oder bös nennen, da es keinen einzelnen vollkommen guten oder bösen Menschen gibt? Bey allen Aussprüchen dieser Art entscheidet bloß das Mehr oder Weniger, öfters auch nur der Schein des Mehr oder Wenigern. Und gesetzt, die deutsche Nation hätte wirklich auf der moralischen Wagschale ein beträchtliches Übergewicht über die italienische, so entstehet erst die Frage, ob jene es nicht mehr dem Temperamente, oder der Erziehung, oder der Regierungsform, als eigenen, aus dem Innern des Gefühls und der Überzeugung hergeholten Grundsätzen zu verdanken habe. Wer erkennet nicht, daß im erstern Falle

jeder tugendhafte Italiener doppeltes Lob, und jeder lasterhafte Deutsche doppelten Tadel verdienen würde?

Auch wissen wir aus der Geschichte aller Zeiten, daß die Sitten ganzer Völker nicht weniger großen Revolutionen ausgesetzt sind, als die Sitten einzelner Menschen; obgleich jene Revolutionen nicht so plötzlich, und vor unsern Augen zu geschehen pflegen. Vermehrung des Reichthums und Luxus bey einem Volke, öftere und langwierige Kriege, Veränderungen der Religion, der Handlung und des Verkehrs mit andern Nationen, und besonders der Regierungsform, sind immer, wo sie sich einfinden, von andern Tugenden und Lastern begleitet. Wir bedürfen hierüber keines andern Beyspiels als desjenigen, so ich in einem meiner vorigen Briefe von der Verschiedenheit des römischen Volks in den Zeiten der Republik und der ersten Kaiser angeführet habe. Über Dinge von so wandelbarer Art muß man keine unbedingten Aussprüche wagen; und diesen Satz bitte ich Sie auf alles anzuwenden, was ich Ihnen nun über die Gemüthsart der Italiener sagen werde. Wann ich wirkliche Fakta erzähle, bin ich Mann, um das Erzählte zu behaupten; meine Meinungen hingegen sollen nicht mehr Gültigkeit haben, als die entgegengesetzten Meinungen anderer schwacher Sterblichen: Je peux tout comme un autre avoir eu la berlue. —

Das Resultat aller meiner Beobachtungen über das Unterscheidende im Charakter der italienischen Nation ist, daß dieselbe — im Durchschnitte — die sinnlichste von allen mir bekannten Nationen ist; das heißt, daß sie in einem höhern Grade als andere Nationen, lieber hört, riecht, befühlt, schmeckt und sieht, als sie denkt. Und vielleicht ist die andre charakteristische Eigenschaft, die man an ihr wahrnimmt — ihre lebhaftere Imagination — eine natürliche Folge der ersteren. Woher ich aber die erstere leiten soll, darnach fragen Sie mich nicht! Temperament, Erziehung,

Eimal, es kann jedes allein, es können auch alle zusammen Ursache daran seyn. Durch Analysen dieser Art läßt sich Alles behaupten, aber eben so leicht, auch Alles widersprechen. Gewiß hingegen ist es, daß Sinnlichkeit und Imagination die sichtbarsten charakteristischen Züge sind, welche der unbefangene Beobachter in allen physischen und moralischen Handlungen, Produkten und Neigungen der Italiener gewahr wird. Charakterisirt hingegen ein Italiener selbst seine Nation, so kann man versichert seyn, daß er — und wäre es auch der kurzsichtigste — die Schlauigkeit für den Hauptzug ihres Charakters angibt. Keine Eigenschaft affektirt er mehr als diese, keine gefällt ihm besser. Man nenne den Italiener einen Biedermann, und er wird sich wenig aus diesem Lobspruche machen; man nenne, welchen man will, einen Furbazzo, und man ist sicher ihm etwas Schmeichelhaftes zu sagen, obgleich dieses Wort im Grunde eben keinen Lobspruch bedeutet. Auf diesen zweydeutigen Vorzug machet die ganze Nation, bis auf den materiellsten Apulier und Calabreser Anspruch. Aber die feinsten von allen Feinen sollen die Venetianer, und die feinsten von Diesen — wer sollte das vermuthen? — die Barcarioli seyn. Man weiß in Italien von dem schlauen Witze, und den listigen Ränken dieser Botsknechte nie genug Histörchen zu erzählen, die fast alle abzwecken, die Dummheit der nach Venedig kommenden Ausländer, und den feinen Witz der Barcarioli zu beweisen. Man hat mich wieder bey meiner letzten Anwesenheit zu Venedig, und zwar in angesehenen Gesellschaften, mit einer Menge solcher Geschichtchen zu unterhalten gesucht, die ich schon vor dreyßig Jahren von Wort zu Wort eben so, dort hatte erzählen gehört. Ein Beweis, daß der Barcariolenwitz unsterblich ist.

Mich däucht, daß diese herrschende Begierde, für äußerst schlau angesehen zu werden, vieles übel unter den

Italienern anrichte. Denn da sie sich befleissen, bey jeder Gelegenheit ihre Schlauigkeit an den Tag zu legen, und immer einer den andern überlisten will, entstehet dasjenige Mißtrauen unter ihnen, welches gleichfalls einen Zug ihres Charakters ausmachet und vielleicht eine Mitursache ihrer wenigen Geselligkeit und Offenherzigkeit ist.—

Der Italiener von geringem Stande, war zu allen Zeiten sehr religios, immer in der eingeführten Religion eifriger als die meisten übrigen Völker; und das ist er noch jetzt. Er ist ganz Christ, so ganz inniglich überzeugt, ein Mensch von gesundem Verstande könne unmöglich etwas anders als ein Christ, und zwar ein römischer Christ seyn, daß er Jeden der es nicht ist, keinerdings nur als einen Irrenden, sondern als einen geflieſſentlich Irrenden betrachtet, der bloß aus boshaftem Eigensinn den ewigen Aufenthalt in der Hölle, den paradiesischen Freuden vorzieht.

Der wesentlichste Glaubenspunkt ist ihm: daß man Alles von Rom zu glauben Befohlene glaube, ohne dem Warum auch nur nachzudenken. Die wesentlichsten praktischen Werke der Religion aber, sind ihm das Meßhören, auch wann er es vermag, Messen zu bezahlen, und an bestimmten Tagen kein Fleisch, als von Wasserthieren zu genießen. Dieß sind die Artikel seines Christenthums, die er nicht leicht übertreten wird; über alle andre ist er weniger streng gegen sich. Er hält sich für vollkommen versichert, daß die heilige Stiege beym Lateran, die Madonna von Loretto, der Heilige von Padua oder ein Jubiläum, so oft er will, seine Sünden tilget. So wird er belehrt, so glaubt er, und so handelt er auch: kann man es ihm verdenken? — Beyspiele des italienischen Aberglaubens werde ich Ihnen hier eben so wenig anführen, als ichs bey Rom that. Und was wäre auch über diesen Punkt anzuführen, das man nicht vor ein paar Jahrhunderten von

jedem Lande in Europa hätte erzählen können? Auch ohne so weit zurück zu gehen — sahen wir nicht vor kurzer Zeit in unserm Deutschlande selbst, einen Pater Gaßner die schönsten Farcen dieser Art spielen? Treibt man zu Czenstchau in Pohlen, weniger Teufel aus als zu Loretto und Venedig? Spuckt es in England nicht eben so gut als in Italien? — Die Schande eines herrschenden Aberglaubens trifft immer weniger die Abergläubischen, als die, welche daran Ursache sind. Wenn diese Verstandessünde in Italien häufiger vorkommt als in andern Ländern, so ist gewiß die Ursache größtentheils in der Denkungsart der dortigen Seelenhirten zu suchen, kann man gleich einen Theil davon der größern Sinnlichkeit der Nation anrechnen. Als eine besondere Erscheinung aber, habe ich meines Orts betrachtet, daß das gemeine Volk in Italien über den Werth seiner Geistlichkeit die Augen ziemlich offen hat, den gewöhnlichen Wandel derselben mißbilliget, sie größtentheils verachtet, und dessen ungeachtet, gegen ihre eigennützigen Blendwerke stockblind bleibet, und sich von ihr wie eine Dratpuppe behandlen läßt. — Man sollte denken, daß mit der Achtung, auch das blinde Zutrauen aufhören müßte. —

Eine andre Eigenschaft, wodurch sich der Italiener von den meisten Völkern auszeichnet, ist seine Mäßigkeit im Essen und Trinken. Diese sittliche Tugend erstrecket sich über die ganze Nation und macht ihr Ehre. Sie ist keinerdings eine Folge des Clima und eben so wenig der Armuth, wie viele Nichtitaliener behaupten wollen. Italien hat viele Gegenden wo eine frische und scharfe Luft die Eßlust eben so wohl befördert als in andern Ländern: es hat auch Einwohner genug, die vermittelst ihrer ansehnlichen Einkünfte den Hang zur Unmäßigkeit und Schwelgerey eben so wohl befriedigen könnten, als die Pohlen, Franzosen und Deutschen. Auch die in Italien herrschende Sparsamkeit hält sie nicht vom Schwelgen ab, denn viele

Reiche verzehren ihre Einkünfte eben so ganz als die reichen Franzosen und Deutschen. Ihre Mäßigkeit ist wirklich eine Nationaltugend, die man im Allgemeinen an keiner Nation in so hohem Grade bemerket. — Indeß entschuldiget diese rühmliche Eigenschaft nicht ihren ausgezeichneten Mangel an Gastfreyheit. Ein wohlhabendes, wohleingerichtetes Haus kann ohne zu Schwelgen, auch ohne großen Aufwand zu machen, gastfrey seyn — muß es vielmehr auf eine solche Art seyn, wenn es nicht von vernünftigen Gästen getadlet werden soll. Die Mayländer und Turiner unterscheiden sich hierin noch immer sehr merklich von allen andern Italienern, ohne doch reicher zu seyn als die Römer, Neapolitaner und Genueser. Schade, daß nicht alle großen Städte Italiens sich Mayland zum Muster des gesellschaftlichen Lebens wählen! Allein das wird wohl erst dann geschehen, wann Geselligkeit das Übergewicht über das Mißtrauen in dem Charakter der Nation erhalten haben wird.

Dieß allgemeine Mißtrauen und die wenige Geselligkeit der Italiener verhindert doch nicht, daß der gesittetere Theil derselben überall, wo sich die Gelegenheit von selbst anbiethet, sich sehr höflich gegen Fremde bezeiget. Aber vom Betragen des gemeinen Volks, mit welchem ein Reisender zu thun hat, kann ich Ihnen wenig Vortheilhaftes sagen. Diese Menschen-Classe hat überhaupt die Meinung angenommen, man müsse von den Fremden so viel Vortheil als nur möglich ist ziehen; und hiezu seyen, Gewaltsamkeiten ausgenommen, alle Mittel erlaubt. Ihre wenigen Polizey-Gesetze, oder vielmehr die schlechte Unterstützung derselben, bestärkt sie in dieser Meinung. Daher hat ein Reisender, zumal von Gastwirthen, Postmeistern und ihren Angehörigen manchen Verdruß, und wann er sich ihren Betteleyen und den unzähligen Ränken ihrer

schmutzigen Habsucht nicht fügen will, auch Grobheiten zu besorgen.—

Die Rachgier ist eine der bösen Eigenschaften, welche man noch immer der Gemüthsart der Italiener besonders zur Last leget; und die Beyspiele, so man in einigen Gegenden des Landes täglich davon siehet, sind so viele Gründe dieser Beschuldigung. Ich bin nicht in Abrede, daß der kolerische und melankolische Antheil, die man gemeiniglich in dem Temperamente des Italieners gewahr wird, jener ihn reizbarer zum Zorn, und dieser geneigter zur Rache machen, als verschiedene andre Nationen: allein ich glaube fest, daß kaum der vierte Theil der Ursache in seinem Temperamente, sondern daß ein eben so großer Theil in seiner Erziehung, und zwey Theile in der verwahrloseten Polizey liegen. Was ich hierüber bey Rom gesagt habe, ist größtentheils auch auf Neapel und Venedig anwendbar — nicht so viel auf die Stadt Venedig als auf die terra ferma, besonders auf das brescianische, veronesische und vicentinische Gebiet. Wo eine wachsame und ernste Polizey eingeführt ist, wie in Toskana, hat man nicht Grund dem Italiener über rachgierige Gemüthsart Vorwürfe zu machen. Vielleicht ist kein Land in Europa, wo weniger Mord geschieht als in Toskana, da er doch unter den vormaligen Regierungen eben so gewöhnlich war als im Römischen und Brescianischen.—

Man hat den Italiener ehedem als einen überaus eifersüchtigen Ehemann beschrieben. Nach dem zu urtheilen was er jetzt ist, scheinet ihm Unrecht geschehen zu seyn. Der Italiener ist eifersüchtig wie der Deutsche und jeder Andre, so lange er verliebt ist: allein aus Glut wird nach einiger Zeit, auch in Italien Asche. Vielleicht hat man mehr von der italienischen Eifersucht zu sprechen gewußt, weil sie dort öfters als anderswo, durch Ausbrüche der Rache sich bekannt gemacht hat. Dieser Umstand kann aber mehr für

einen Beweis der Rachgier als der Eifersucht dienen. Heutiges Tags wird man — wie natürlich — eher einen eifersüchtigen Cicisbeo antreffen als einen eifersüchtigen Ehemann. Zum Glücke haben diese zahmen Weiberknechte gemeiniglich so wenig freyen Willen, daß sie nicht mehr und nicht länger eifersüchtig seyn dürfen, als ihre Gebietherinnen für gut befinden, es ihnen zu erlauben.—

Mit eben so wenig Grunde werden die Italiener fast immer von den Oltramontanen als ausgezeichnete Wollüstlinge geschildert; und weil man immer von Dem, was man sich einbildet, auch eine Ursache angeben will, schreibt man diese dem heissen Clima zu. Da aber die Erfahrung lehret, daß die Hitze mehr geeignet ist, das Organ der Wollust, die Nerven, zu schwächen und zu erschlappen, als zu stärken, so müßte diese Beschuldigung wohl mehr den Willen als die Ausführung treffen; und diese Meinung scheinen auch viele italienische Weiber von ihren Landsleuten männlichen Geschlechts, zu haben. Das Sonderbarste bey der Sache ist, daß man in Italien die Russen für sehr wollüstige Leute erkläret.—

Daß der Italiener den Müssiggang liebe, ist nur bedingungsweise wahr. Der Vorwurf schränkt sich bloß auf Staaten ein, wo man gesunde Hände eben so wenig als gesunde Köpfe zu brauchen weiß. Das Volk im Toskanischen, in dem größten Theile der Lombardie, im Piemontesischen, ist so arbeitsam als irgend ein Volk jenseits der Alpen. Den unzähligen müssigen Adel hingegen kann man schwerer entschuldigen. Vielleicht sage ich Ihnen bey einer andern Gelegenheit etwas Mehrers hievon. Tros Tyriusve mihi &c. &c. —

Eitelkeit und Stolz sind ein paar Tyrannen, die ihre Herrschaft durch die ganze weite Welt ausgebreitet haben, aber beynah jedes Land nach andern Gesetzen beherrschen. Es ist meine Schuldigkeit, Ihnen diejenigen

Züge von der Eitelkeit und dem Stolze der Italiener zu bemerken, wodurch sie sich in diesen moralischen Gebrechen von andern Nationen unterscheiden: aber ich werde dabey keinerdings behaupten, daß andre Nationen weniger gebrechlich seyn.

Beyde Gebrechen haben einerley Ursprung in einer übertriebenen Eigenliebe; äußern sich aber auf verschiedene Art. Wenn es keine so mißliche Sache um das Definiren wäre, würde ich sagen: Eitelkeit ist das moralische Gebrechen desjenigen, der über seinen Werth überhaupt, oder über irgend einen besondern Vorzug, zu viel sich selbst schmeichlet; Stolz hingegen, das Gebrechen desjenigen, der das erst Gesagte, mit Verachtung Andrer thut. Es gibt wohl auch einen edlen Stolz welcher Tugend ist, aber dieser äußert sich nicht mit Verachtung Andrer — die Schurken ausgenommen, sie seyen auch noch so ansehnlich betitelt oder bemittelt.

Was ich von der Eitelkeit der Römer gesprochen habe, läßt sich ohne Gewaltsamkeit auf die Italiener überhaupt anwenden. Äußerlicher Pracht an Gebäuden, Equipagen und Bedienten reizet sie am meisten. Diejenigen welche sich für den Aufwand der zwey letztern Rubriken zu schwach fühlen, trachten wenigstens ein schönes Haus zu haben. Aber auch diese Leidenschaft spielet ihnen sehr oft den bösen Streich, sie weiter zu treiben, als sie vermög ihrer Kräfte gehen sollten. Sie fangen zu prächtig an, und endigen niemals. Fast kann man sagen, daß die Hälfte aller italienischen Palläste und Villen unvollendet da stehet, um von der Eitelkeit ihrer Schöpfer zu zeugen. Die Fassade, (ein Umstand den wir an unserm Gemälde nicht unbemerkt lassen dürfen, so sehr er Kleinigkeit zu seyn scheinet) die Fassade ist immer das erste, was an einem Gebäude vollendet werden muß. Nach der Fassade ist man auf einen großen, zierlichen Saal bedacht; die Eintheilung

der Wohnzimmer und andrer Bequemlichkeiten bleibet der letzte Gegenstand der Aufmerksamkeit; und (wenn Sie mir einen kleinen Ausfall auf meine Landsleute erlauben) dasjenige worauf der bauende Österreicher am meisten bedacht ist, der Weinkeller, kommt gar nicht in Betrachtung.

Nirgends fällt der überspannte Gebäudeprunk mehr in die Augen als zu Vicenza. Der berühmte Palladio, den viele Kenner, selbst dem Michael Angelo in der Baukunst vorziehen, war ein Vicentiner. Er mußte daher einer Menge von seinen Landsleuten Plane zu herrlichen Pallästen entwerfen: und man sieht in dieser kleinen Stadt wenigstens ein viertelhundert der schönsten Fassaden von ihm, denen nichts fehlet, als die Wohnhäuser. Viele Italiener büßen dir Eitelkeit durch Gebäude zu prangen, noch auf eine andre Art. Weil sie durchaus Alles im großen Styl haben wollen, können sie ihre ungeheuern Zimmer in Winter, der Kälte wegen nicht bewohnen. Viele von den Großen zu Venedig lassen daher ihre Palläste leer stehen und bewohnen kleine, aber bequemere Häuser.—

Nebst der übertriebenen Neigung zum äußerlichen Pracht muß man dem Italiener, wie ich schon oben gemeldet, seinen lächerlichen Wunsch für sehr schlau angesehen zu werden, und die zu hohe Meinung, die er von der paradiesischen Schönheit und Güte seines Landes hat (worüber ich mich ebenfalls schon anderswo erklärt habe) als Züge charakteristischer Eitelkeit anrechnen. — Noch eine andre Schlange der Verführung ist für ihn, seine Sprache. Dieser ertheilt er ohne Bedenken einen höhern Werth, als allen andern — nicht etwa ihres Reichthums, ihrer Bestimmtheit wegen; dawider würde sich zu Vieles einwenden lassen: sondern wegen ihres sinnlich schöneren Lautes, wegen ihrer Singbarkeit. Es ist wahr, daß die italienische Sprache durch die Menge ihrer Vokale, bey aller daraus entstehenden Kakophonie, für die weiche Kehle eines Ka-

straten weit schicksamer ist, als alle ihre jetzt lebenden Schwestern; daß in dieser Rücksicht auch nicht die griechische, und um desto weniger die volltönende Heldensprache der alten Römer, sich mit ihr messen darf; allein sind denn die Sprachen der Menschen, gleich der Sprache der Vögel, bloß des Singens wegen da?

Was den National-Stolz betrifft, bekenne ich Ihnen recht gerne, daß die italienische Nation nicht mehr davon hat, und ihn besser zu verbergen weiß, als die meisten Völker, selbst die nicht ausgenommen, bey denen man ihn am wenigsten vermuthen sollte. Ich habe nur zweyerley Gegenstände bemerkt, bey welchen sich der National-Stolz des Italieners am sichtbarsten äußert; und diese sind die Thaten seiner Vorfahren der tapfern Römer, und seine neuen Verdienste um Wissenschaften und schöne Künste. Beyde Gegenstände geben ihm in der That einiges Recht, vortheilhafter von sich, als von vielen andern zu denken: denn Tapferkeit und Wissenschaften haben zu allen Zeiten, vorzüglich vor allen Tugenden, den Ruhm der Völker bestimmet, und werden, ausschließend noch jetzt — wenigstens von Malern und Bildhauern — des Lorbeerkranzes würdig geachtet.

Unter allen Nationen hat der einzige Deutsche noch mehr Recht auf die Tapferkeit seiner unbezweifelten Voraltern stolz zu seyn, weil diese vermögend waren den vermeinten Voraltern der Italiener nach vielen hartnäckigen Kriegen den Siegeskranz zu entreissen, und, ohne jemals durch die römischen oder andre Waffen bezwungen zu werden, diesen Kranz immer unverrückt auf ihrem Scheitel zu behaupten. Es gibt wohl in Italien zumal in Rom, überfeine Politiker, die uns versichern wollen, die Römer hätten Deutschland eben so wie andre Länder bezwingen können, aber nie diese Absicht gehabt. Um nicht Zeit und Worte durch Gegenbeweise zu verlieren, will ich diese po-

litischen Kannengießer, gegen den Tacitus und die gesunde Vernunft Recht behaupten lassen, wenn sie mir nur eingestehen, daß die Deutschen die Absicht hatten, das römische Reich zu bezwingen, und ihre Absicht mit dem Schwert in der Faust auch erreichten.

So viel von dem längst verwelkten Lorbeer, den die Italiener noch jetzt als ihren schönsten Schmuck betrachten! Ein Beweis, daß sie auf keinen frischen Anspruch machen. In der That scheinen sie täglich weniger von diesem Ehrgeize getrieben zu werden. Es ist wahr, daß die politische Beschaffenheit der Nation ihr — vielleicht zum Glück des Landes — keine Gelegenheit anbiethet, ihre Tapferkeit zu zeigen oder ihre kriegerischen Talente zu entwickeln: allein der Umstand, daß der zahlreiche, meistens arme Adel jetzt weit weniger als ehedem fremde Kriegsdienste suchet, zeiget sichtbar die zunehmende Abneigung der Nation vom Kriege. Und doch muß man ihr die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß im vorigen und noch in diesem Jahrhunderte verschiedene Italiener in fremden, besonders in den kaiserlichen Armeen, sich mit großem Ruhme ausgezeichnet haben. Eugen und Montecuculi sind ein paar Nahmen, welche in der Kriegsgeschichte bis zum Ende der Welt prangen werden. —

Auch in Ansehung der Wissenschaften und Künste hat der Italiener schätzbare und vorzügliche Verdienste — nur nicht so viele und nicht in dem Maße, wie er sich schmeichelt. Sein wahres Verdienst um die Wissenschaften zu bestimmen, verspare ich mir auf die Zeit, da ich über seine Geistescultur meine Meinung sagen werde. Was ich aber über seine Vorzüge in den schönen Künsten denke, läßt sich kürzer fassen. Ich will es Ihnen deßhalb noch in diesem Schreiben, wo es ebenfalls an keinem unschicksamen Orte stehen wird, mittheilen.

Italien hat es bisher in den schönen Künsten, wenige ausgenommen, weiter gebracht als alle neuern Nationen. Es hat an vortrefflichen Werken der Maler- und Bildhauerkunst, und so auch der Architektur viel mehr aufzuweisen als andre; das kann nicht bestritten werden. Ob es aber so vieles, und dieß von einem so hohen Grade der Vollkommenheit, aufzuweisen habe, als es nach seiner langen Arbeit, bey immerwährender Aufmunterung, und bey so mannigfaltigen, großen Vortheilen, die ihm das Glück vor allen andern Völkern verliehen hat, sollte aufweisen können, das ist eine andre Frage.

Nationen, die nicht den hundertsten Theil so viel gemalt haben als die Italiener, hatten doch Maler, die man den besten italienischen an die Seite setzen kann. Ich will nur unsre beyden Landsleute Rubens und Mengs nennen. Das große Verdienst des Erstern könnten die Italiener unmöglich verkennen, wenn sie mehr mit demselben bekannt wären. Allein außer der Gallerie von Florenz findet man nirgends etwas von den Meisterstücken dieses unerschöpflichen Genies. In Rom ist fast gar nichts von ihm, ob man gleich einige Stücke unter seinem Nahmen zeiget. Und was man nicht in Rom hat, wird auch sicher in Rom nicht geachtet. Corregio selbst war mir ein Beweis hievon. Ich befand mich bey einer Austheilung der Prämien auf dem Capitole, wobey eine lange Rede zum Lobe der italienischen Malerkunst gehalten wurde. Der Redner nannte alle bis auf die gemeinsten und mittelmäßigsten Meister aller italienischen Schulen, die sich in dieser Kunst hervorgethan haben; aber Corregio, der große Corregio wurde nicht erwähnet. Besitzt man gleich in Rom nichts von seinen Meisterwerken; will man es ihm gleich für Stolz anrechnen, daß er sich vor einem hochgepriesenen Raphaelischen Gemälde zu sagen traute: anch' io son pittore! und durchaus nicht nach Rom kommen wollte, etwas in

seiner Kunst dort zu lernen; so könnte man ihm doch in Rom Gerechtigkeit widerfahren lassen! Dieß ist zwar nur ein Zug von Lokal-Unbilligkeit, die aber in Italien gemeiner ist als anderswo, denn jede von den größern Städten des Landes rühmet sich eines oder des andern Vorzugs über alle andern Städte.

In Absicht auf die Bildhauerkunst muß man den Italienern gleichfalls das Übergewicht über alle Völker einräumen. Michael Angelo und Bernini übertreffen, jeder in seiner ihm eigenen Manier, alle Meister der neueren Zeit. Voltaire träumet, wann er uns im Siecle de Louis XIV. erzählet, Girardon sey den größten Meistern des Alterthums gleich gekommen; welches so viel heißt, als er habe die Italiener weit übertroffen. Selbst die französischen Kunstverständigen lachen über diesen Ausspruch. Indeß kenne ich doch keine moderne Statue von Bronze, die nach meinem Urtheil, an Vollkommenheit den Merkur in der florentinischen Gallerie erreichet: und diese ist von dem Niederländer Quesnoi, welchen die Italiener — vermuthlich weil er eines italienischen Nahmens würdig war — zum Giovan di Bologna umgetauffet haben; und von welchem man eine Menge vortreffliche Werke in Florenz und Bologna findet.

Ein beträchtlicher Umstand, welcher den Stolz der Italiener auf ihr Talent in den bildenden Künsten billig ein wenig mäßigen sollte, ist der, daß sie nach so langen Bemühungen und bey dem beständigen Anblick der großen Meisterwerke der griechischen Bildhauerkunst, doch nicht vermögend waren, etwas hervorzubringen, das mit dem vatikanischen Antinous, Apoll und Laocoon, dem borghesischen Fechter, dem sterbenden Fechter im Capitol, mit dem tanzenden Faun und der mediceischen Venus zu Florenz, verglichen werden könnte. Ich schweige von dem Zustande, worin sich die Kunst jetzt bey ihnen befindet. Ahndungen

für die Zukunft sollten wohl auch von rechts wegen eine temperirende Wirkung für die Aufwallungen ihres Stolzes hervorbringen.

Die Überlegenheit in der Tonkunst, die sich die Italiener über andre Völker zuschreiben, gehört mit zu der Gattung Stolzes, den man seiner Allgemeinheit wegen National nennen darf. Doch erweisen sie uns Deutschen die Ehre, uns für ihre stärksten Nebenbuhler in dieser schönen Kunst zu betrachten.

Musikalische Vortrefflichkeit wird durch zweyerley Arten von Virtuosen erreichet; durch die Virtuosen in der Composition, und durch die Virtuosen in der Ausführung. Die Composition kann man den geistigen und die Ausführung den mechanischen Theil der Musik nennen. Der vorzüglichere Theil, die Composition, sollte meines Erachtens, einige allgemeine Regeln des Satzes ausgenommen, bloß Wesen der Empfindung seyn; wie sie es bey den Alten Griechen wirklich gewesen zu seyn scheinet, wenn man die Wirkungen erwäget, welche die Musik bey ihnen hervorgebracht hat, aber sie ist, leider, zu unsrer Zeit — und zwar durch die Bemühung der Italiener selbst — größtentheils Wesen eines weibischen, kraftlosen Geschmacks worden. Ich behalte mir vor, mich hierüber in meinen Nachrichten vom Geschmack der Nation, umständlicher zu erklären. Bis dahin sey es den Italienern erlaubt, ihren musikalischen Geschmack für den richtigsten zu halten, und stolz darauf zu seyn. Nur nicht zu stolz! denn auch in ihrem Geschmacke haben wir Leute, welche in der Gattung, die sie für die vornehmste und herrlichste in der Musik erklären, in der Opera seria, ihre größten Meister aufwiegen. Hasse ist mein Bürge. Welcher italienische Meister hat schöner, und welcher hat so viel geschrieben als der unerschöpfliche Hasse, den sie il Sassone nennen? Ich schweige ganz von den übrigen Gattungen musikalischer

Produkte, von Symphonien, Concerten, Sonaten ꝛc. ꝛc. ungeachtet ich hierüber mit einem einzigen Worte noch mehr sagen könnte; denn ich brauchte nur den von ganz Europa gepriesenen Nahmen Haiden zu nennen.

Im mechanischen Theile der Musik, muß man den Italienern Vorzüge einräumen, so lange von der überwiegenden Menge ihrer Vokalisten die Rede ist. Sie versehen die meisten Operbühnen von Europa mit Sängern und Sängerinnen. Ihre häufigen Musikinstitute und Conservatorien bilden sehr viele davon. Auch ist es Landessitte; daß arme Eltern, die ein wohlgestaltetes Mädchen haben, ihr Äußerstes thun, dasselbe im Singen oder Tanzen, wozu es mehr Anlage zeiget, unterrichten, und für das Theater vorbereiten zu lassen. Eben so verfahren sie mit den Kindern männlichen Geschlechts. Die von der Natur mit einer tiefern Stimme begabten, werden zu künftigen Tenoristen und Bassisten gebildet; die Sopranstimmigen läßt man unter dem Schutz irgend eines Heiligen, der Mannheit berauben. Und dieß ist die einzige Gattung von musikalischen Künstlern, worin die italienische Nation, zur Ehre der Menschheit, bisher ohne Nebenbuhlerinnen geblieben ist; worüber ihr vielmehr alle andern zuzurufen scheinen, was einst Philippus dem jungen Alexander, als er ihn singen hörte, zurief: Schämst du dich nicht, so schön zu singen? — Zwar hat die Kirche auf diese widernatürliche Verstümmelung die Strafe der Excommunication gesetzt: daß dieß aber nur zum Scherze geschehen sey, hab ich schon anderswo gezeigt. Erwäget man noch überdem, daß der Italiener wo er geht und steht, nachsinget und nachtrillert was er im Theater gehört hat, so verwundert man sich gewiß nicht mehr über die Menge ihrer Vokalisten. Allein die Menge beweiset noch nicht das Übergewicht am Talente. Deutschland hat einen Raff hervorgebracht, der in Italien selbst, noch immer in dem Ruhme des voll-

kommsten Tenoristen stehet, ob er gleich schon seit einigen Jahren nicht mehr singet. Und in Absicht auf weibliche Virtuosen ist jezt eben der Zeitpunkt, da Italien keine aufweisen kann, mit der es nicht zuversichtlich Me. Lebrün, eine Manheimerin, und Me. Mara, eine Berlinerinn aufnehmen dürfte. Erstere singet jezt in der großen Oper zu Neapel, und Neapel läßt sowohl ihr als ihrem Gatten, gleichfalls einem Manheimer und dem vortrefflichsten Hoboisten, den ich jemals gehört habe, Gerechtigkeit widerfahren.

Was die Ausübung der Instrumentalmusik betrifft, räume ich (im Durchschnitte) den Italienern freywillig das übergewicht in den Saiten-Instrumenten ein; dafür sind sie gezwungen, uns den Vorzug in den blasenden Instrumenten zu überlassen: denn es würde ihrem musikalischen Talent wenig Ehre machen, wenn sie den unleugbaren Mangel an solchen Instrumenten, in den meisten ihrer Orchestre nicht erkennten.

Und nun ich diese musikalische Streitigkeit auf das Gewissenhafteste entschieden habe, will ich diesesmal mit Trompeten und Pauken, und der ganzen zetwitzischen Regimentsbande (die gar nicht übel ist) von Ihnen Abschied nehmen.

Nachschrift.

über die neue Foderung ihres letzten Schreibens — Ihnen auch vom politischen Zustand Italiens meine Gedanken mitzutheilen — kann ich mich noch nicht erklären. Die Sache hängt von der noch sehr entfernten Erwartung ab, ob ich vermögend seyn werde, mir bis an das Ende der jezt vorhabenden Arbeit, ihre Zufriedenheit zu erhalten.

Dreyzehnter Brief.

Görz den 10. Februar 1787.

Da die Wunder bekannt sind, welche die zween großen Männer Lykurg und Pen mit dem Menschengeschlechte gewirkt haben, indem der eine es an das äußerste Ende einer stürmisch-kriegerischen — der andre an das äußerste Ende einer sanft-friedlichen Tugend versetzet hat; da es nicht weniger bekannt ist, daß sie diese Wunder größtentheils durch eine weise, zweckmäßige Erziehung der Jugend gewirket haben; da die Meisterhand des Montesquieu uns die Hauptgrundsätze vorgezeichnet hat, deren man sich in jeder Art von Regierungsform zu dem wichtigen Werke der Erziehung bedienen soll; so ist es wahrlich nicht leicht zu begreiffen, warum man beynah in ganz Europa um den allerwichtigsten Gegenstand der Staatskunst, die Bildung der Jugend, sich nicht weit mehr bekümmert.

Zwar will ich eingestehen, daß seit Erschaffung der Welt nicht so Viel als jetzt, (zumal in Deutschland) über diese Angelegenheit von Gelehrten geschrieben, und von politischen Schwäzern geschwäzt worden ist: auch bin ich überzeugt, daß in mancher unsrer neuern pädagogischen Schriften viel Nützliches für die Bildung sittsamer, gelehriger und artiger Leute enthalten ist; ob aber diese Erziehungsplane auch von dem Geiste belebet seyn, welcher

vermögend wäre, den Zögling noch zu etwas mehr, als zum sittsamen, gelehrigen und artigen Menschen zu machen; ob sie die Kraft haben, sein junges Herz nach dem Erheischen seines Staates, nach der Erforderniß seiner individuellen Bestimmung, bis zum Grade einer stoischen Tugend zu erheben; ob das Hauptwerk immer als Hauptwerk, das Nebending immer als Nebending, jedes in richtigem Maße, der Seele des Jünglings eingepropft werde; daran muß man billig zweiflen, so lange man von allen Seiten die lautesten, und leider! auf tägliche Erfahrungen gegründeten Klagen höret, daß es nie unter Richtern mehr Ungerechtigkeit, unter Handelsleuten mehr schelmische Bankerotte, unter reichen Müßiggängern mehr Stolz und Muthwillen, unter Geistlichen weniger Frömmigkeit, unter Kriegsleuten weniger kriegerischen Geist, unter Civil-Beamten weniger Treue, und überhaupt weniger Redlichkeit und Edelmuth gegeben habe als eben jetzt.—

Ich behaupte nicht, daß alle hier angeführte Gebrechen und Verbrechen bloß dem Mangel guter Erziehung zuzuschreiben sind; allein durch das Beyspiel der tapfern Spartaner, und der redlichen Quacker gestützet, scheine ich mir sehr leicht behaupten zu können, daß viele, vielleicht die meisten dieser moralischen Sünden durch eine bessere Bildung der Jugend vermieden, oder doch merklich vermindert werden könnten.

Mich deucht, es geht in den meisten Staaten bey dem Erziehungswerke, wie bey einem großen Bau, wo man zwar gute Handlanger, aber keinen guten Architekten hat. Unsere fleißigen Pädagogen würden unter der Aufsicht eines Lykurg, Pen, Plato, Montesquieu Wunder thun, indeß sie ohne eine solche Leitung, nur zierliches Flickwerk machen, welches oft durch seine Zierlichkeit selbst, dem Ganzen schadet.

Ich werde mich wohl hüten, Ihnen meine weitern Gedanken hierüber zu sagen. Selbst Rousseau hat meines Erachtens an dieser Klippe gescheitert; das muß für Einen meines Gleichen eine belehrende Warnung seyn.

Wozu denn also dieß Geschwätz? — Zu nichts anderm, als Ihnen zu sagen, daß, wenn man in den meisten Ländern das Erziehungswesen nicht genug tiefen Nachdenkens würdiget, dasselbe in Italien, wo man die Jugend ohne Ausnahme von Geistlichen, nach römischen Grundsätzen, ohne die geringste Aufmerksamkeit auf die Folgen, modlen läßt, sich in einem noch schlechtern Zustande befinden müsse, folglich dem unpartheyischen Beobachter nicht verstatte, von der italienischen Geisteskultur so viel Vortheilhaftes zu sagen, als er in Rücksicht auf die natürlichen Talente der Nation, bey einer bessern Erziehung derselben, sicher würde sagen können. Denn es ist ein bekannter Umstand des vernachläßigten Erziehungswesens, daß immer mit der sittlichen Bildung auch die scientifische, die eigentliche Kultur des Geistes (von welcher ich hier mit Ihnen zu sprechen habe) verwahrloset wird, weil da, wo man auf das Herz des jungen Bürgers vergessen kann, gewiß für seinen Verstand nicht besser gesorget wird.

Beyspiele hievon finden wir in unserer eignen Heymath. Alle unsre österreichischen Landsleute, welche vor dreyßig und mehr Jahren die öffentlichen Schulen besuchet, und seitdem Vergleichungen der damaligen Lehrart mit der jetzt eingeführten angestellet haben, werden mir Zeugniß leisten. Wie es bekannt, war damals die Unterrichtung der Jugend gänzlich einer Mönchengesellschaft überlassen, die man als die Verwahrerinn aller Wissenschaften, und zugleich als die Stütze der christlichen Religion betrachtete. Was konnte dieser Gesellschaft (deren geheime Maximen nachher ruchbar, und von dem päbstli-

chen Stuhle selbst durch die gänzliche Abschaffung der Gesellschaft gemißbilliget wurden) vortheilhafter und zugleich bequemer seyn, als den Zögling nach ihren Absichten denken zu lehren, und eben darum seinen Geist in einer tiefern Sphäre der Aufklärung zu erhalten, als ihre eigene war?

Auch that sie dieses mit unverkennbarem Fleiße. Der Schüler erlernte bey ihr in sechs Jahren so viel Latein, als man bey einer guten Lehrart sehr leicht in Dreyen erlernen kann. Er erhielt in der Religion diejenigen Grundsätze, welche dem frommen Intoleranz-System seiner Lehrer entsprachen. Er lernte aus einer bemerkenswürdigen, von der Gesellschaft selbst zusammen gestoppelten Universalhistorie, die Macht und Unfehlbarkeit der Päbste kennen; alle Regenten verabscheuen die von Anbeginn der Welt sich einer geistlichen Verordnung widersetzet haben — die blind folgsamen hingegen als tugendhafte, weise und heilige Männer verehren; und lernte überdem auch griechisch buchstabiren. Nach Verlauf dieser sechs Jahre ward er in die Halle des Peripatus eingeführt, wo er drey Jahre in einer Philosophie herumtaumelte, die Aristoteles gewiß nicht für die seinige erkennen würde. Der junge Mensch hatte nun freylich neun seiner besten Jahre sehr übel angewendet. Er war vollendeter Logiker, Physiker und Metaphysiker, ohne noch je die Erlaubniß und den Muth zu haben, über einen der ihm in die Feder diktirten Sätze selbst nachzudenken.— Seine Geographie- Geschicht- und Völkerkunde erstreckte sich nicht über die Gränzen seiner Provinz, und auch diese mußte er sich durch eigenen Fleiß erwerben, denn von seinen Schullehrern hatte er in neun Jahren auch nicht ein Wort davon gehört. Deutsche Litteratur und schöne Wissenschaften waren ihm nicht mehr bekannt als die chinesischen; er hatte bey Gelegenheit der wundervollen jesuitischen Missions-Erzählungen noch mehr

von den chinesischen als deutschen gehört. Von der vaterländischen Sprache ließ er sich gar nicht träumen, daß sie gleich andern Sprachen Regeln hätte, und an Worten, Ausdrücken und Wendungen eine der reichsten von den jetzt lebendigen Sprachen wäre. — Dafür hingegen war die weise Gesellschaft desto mehr seines Herzens und Verstandes auf ewig versichert: denn gar wenige hatten nachher noch Zeit und Fähigkeit genug, ihren Verstand von einem so lange getragenen Joche gänzlich zu befreyen — so wie ein Unglücklicher, der viele Jahre in einem ganz finstern Kerker gesessen, nicht leicht mehr vollkommen klar sehen lernet.

Es war das ganze Ansehen Marien Theresiens, das ganze Zutrauen, so diese edeldenkende Monarchinn in ihren einsichtsvollen Rathgeber van Swieten setzte, erfodert, um die jesuitische Lehrart nur von dem gröbsten und sichtbarsten Unrathe zu säubern: aber sie ganz ins Reine zu bringen, die Erziehung des künftigen Weltmanns ganz in weltliche Hände zu übertragen, das getraute man sich damals freylich noch nicht zu versuchen. —

Wie? höre ich Sie jetzt fragen, sind denn alle Geistliche überhaupt vom Unterrichte der Jugend auszuschließen? — So viel möglich mein Theuerster! Alle Mönche, diese Automaten ihrer Generale in Rom, gänzlich! Und sähe ich mich ja gezwungen, in den untersten Klassen weltgeistliche Lehrer anzustellen, so würden diese vorher sich einer sehr strengen Prüfung über Denkens- und Lebensart zu unterziehen haben. Bey Exmönchen, würde ich — um ja vor jeder Restrictione mentali sicher zu seyn — eine förmliche Metempsykose voraussetzen.

Es ist ein Unglück für die italienische Jugend, daß in ihrem Vaterlande Erziehung und Schulwesen noch gänzlich dasjenige sind, was sie vor der theresianischen Verbesserung bey uns waren. Vergebens haben sich schon ver-

schiedene Gelehrte bestrebet, Verbesserungen anzubringen, die geistlichen Direktoren der Studien, die an einem versteckten Bande mit den römischen zusammen hangen, und die wachsame heilige Inquisition, wissen alle Neuerungen zu verhindern, die nur von ferne Aufklärung wittern lassen.

Der Umstand, daß Italien gute, auch vortreffliche Schriftsteller in mancher Gattung von Wissenschaften aufweisen kann, beweiset nichts gegen mich. Die guten Schriftsteller, die es nach so langem und vielem Schreiben aufweiset, sind das, was sie geworden, nicht durch die Anleitung ihrer Schullehrer, sondern trotz derselben, durch eignen Fleiß geworden, und haben auf einem ganz andern als demjenigen Grunde gebaut, welcher ihnen von jenen angewiesen war.

Die Kenntniß der Muttersprache wird in den italienischen Schulen und — Toskana ausgenommen — auch außerhalb der Schulen, auf eine unglaubliche Weise vernachläßiget. Daß jede Provinz ihren eignen Dialekt oder vielmehr ihre eigne Volkssprache hat, die alle untereinander sehr verschieden sind, ist ein Umstand, den Italien mit andern Ländern gemein hat: daß aber diese Volkssprache in allen Provinzen — nur mit sehr geringer Ausnahme — auch die Sprache des Adels, der Leute von Erziehung ist; daß man sich beynah scheuet, eine bessere als die Volkssprache zu sprechen, das behaupte ich, trifft man in keinem andern Lande so auffallend an, und ist ein vollgültiger Beweis der schlechten Grundsätze der Erziehung. Die Italiener waren das erste Volk in Europa, welches seine Sprache kultivirte. Das Vocabulario de la Crusca ist seit zwey hundert Jahren vollendet; sie hatten vor fünf hundert Jahren Dichter und Prosaisten, die noch jetzt ihre klassischen sind; und dieser große Vorsprung hat nicht verhindern können, daß sie jetzt an Kenntniß der Mutterspra-

che die letzte von allen Nationen sind, welche auf Geistes-kultur Anspruch machen. So hat es ihr in mehr Gattungen der Kultur ergangen. Sie lief früher als alle andern Nationen nach dem Ziele aus, glaubte sich aber auf der Hälfte der Bahn schon weit genug; vertändelte die Zeit durch künsteln und zanken, und—mußte zuletzt den Preis andern überlassen. Die italienische Sprache war vor drey hundert Jahren bestimmter als sie jetzt ist. Die Schriftsteller nahmen sich damals die Petrarke und Boccaci zu Mustern, und wußten woran sie waren. Jetzt wird in allen Dialekten prosairt und poetisirt. Ein Ausländer verwundert sich, wann er in ihren Buchladen statt italienischer, neapolitanische, venetianische, bolognesische, genuesische und sogar bergamaskische Bücher findet, welche zu verstehen, er mit der besten Kenntniß der toskanischen Sprache, viele Monate in dem Canton zubringen müßte, wo sie in die Welt gesetzet worden sind. Bettinelli, einer der bekanntesten von ihren jetzt lebenden Litteratoren, machet deswegen den Vorschlag, aus allen diesen Dialekten ein neues Wörterbuch zusammen zu tragen und das toskanische Vocabular zu verabschieden. Dieser Vorschlag allein beurkundet Ihnen die Richtigkeit meiner Bemerkungen. Allein, wenn ein solches Werk wirklich zu Stande kommen könnte, so sieht man doch vorher, daß deßhalb die verschiednen Provinzen, die bisher mit der Sprache aus dem vierzehnten Jahrhunderte (das in Italien il buon secolo della lingua heißt) nicht zufrieden waren, keinerdings aufhören würden, ihr beliebtes Bolognes, Genues und Bergamask fortzuschreiben; denn jeder Lappe liebt seine Kappe. Weit besser würde es meines Bedünkens seyn, wenn man die Jugend in den Schulen, Collegien und andern Erziehungshäusern anhielte, die Sprache der Petrarke, Boccaci, Machiavelli, Algarotti, und des Bettinelli selbst, zu sprechen und zu schreiben. Unsere Normal-

schulen, mein Freund, sind wenigstens in Absicht auf die Sprache, eines der schönsten Institute, die uns die verehrungswürdige Maria Theresia hinterlassen hat.

Wenn übrigens die Italiener über schlechte Kultur ihrer Muttersprache unsern Tadel verdienen, so können wir ihnen hingegen über ihre Stärke in der Lateinischen, nicht unser Lob versagen. Freylich haben sie hierin den Vortheil vor allen Nationen, daß ihre Landessprache die älteste und ähnlichste Tochter der Sprache des alten Latiums ist, sie haben aber auch diesen Vortheil immer zu nützen gewußt, und immer durch Menge guter Latinisten mehr als alle Nationen geglänzet. Einer ihrer vorzüglichen Kenner der lateinischen Litteratur versicherte mir, daß wir Deutsche seit Ernestis Tod keinen lateinischen Schriftsteller haben, den man mit ihren besten in Parallel setzen könnte. Ich bin nicht im Stande hierüber anders zu entscheiden: aber ich bekenne, daß es mir leid wäre, wenn wir, hierin zu glänzen, nur im geringsten unsre Deutsche, oder die andern jetzt lebendigen Sprachen vernachläßigten, wie dieß bey den Italienern zum größten Nachtheil ihrer neuern Litteratur geschiehet. Denn ohne alle Furcht vor Unbilligkeit, kann man behaupten, daß in sehr wenig Ländern von Europa so wenig Kenntniß der auswärtigen Litteratur bemerket wird als in Italien. Bertola versuchte es durch seine Idea della bella letteratura alemanna, seinen Landsleuten einen Begriff von unserer Litteratur zu geben, aber Mancher von ihren Gelehrten hat es ihm schlechten Dank gewußt.

So wenig man sich das Studium der auswärtigen Sprachen angelegen seyn läßt, so wenig verlegt man sich — in und außer den Schulen — auch auf auswärtige Geographie = Geschicht = und Völkerkunde. Seitdem einer derjenigen neapolitanischen Gelehrten, welche zum Zeichen ihres Gelehrtenstandes mit der Brille auf der Nase her=

umgehen, sehr hartnäckig gegen mich behauptete, daß Avignon nicht in Frankreich, sondern in Spanien liege — seitdem ein römischer Abbate (Advokat von Profession) unserm Montelabate durchaus nicht glauben wollte, daß man auch in Deutschland Sorbetti mache, weil es dort, wie er wähnte, an dem erforderlichen Schnee und Eise mangle, bis dieser ihm sagte, wir ließen den Schnee aus Italien kommen — seitdem noch ein anderer, vornehmer Römer (der gerade das Gegentheil von dem Advokaten wähnte) mir versicherte, er habe schon lange Lust zu einer Reise nach Deutschland, aber die Furcht vor der grimmigen, seiner Gesundheit gefährlichen Kälte, die immer dort herrsche, zumal wann die rauhe Luft von Grönland blase, halte ihn zurück. Ich sagte ihm, er sollte sich die Kälte in Deutschland nicht so gar grimmig vorstellen, da — wie er wisse — ganz Deutschland, so wie ganz Italien, unter der Zona temporata liege, daß folglich weder die rauhe Luft von Grönland, noch die höchst ungesunde von den pomtinischen Sümpfen dahin komme. Seitdem ich also manche Probstückchen dieser Art selbst gesehen habe, verwundere ich mich gar nicht mehr, daß ich während des siebenjährigen Krieges in dem besten italienischen Zeitungsblatte bisweilen fand: die Reichsarmee hätte an diesem oder jenem Tage unter Komando des Grafen von Zweybrücken ein anders Lager bezogen — die Preußen hätten an diesem oder jenem Tage einen Sieg über die Deutschen erfochten, und mehr dergleichen Blümchen der gröbsten Ignoranz, die mir eben nicht einfallen. Man hat zwar seit Kurzem Büschings Geographie in das Italienische übersetzt, aber ich zweifle, ob sie als das Werk eines Ausländers und Ketzers Glück machen wird, hat ihr anders nicht der Übersetzer durch die nöthige Tonsur die Indigenats-Fähigkeit zu ertheilen gewußt. —

Die Gattungen der Geschichte, so man in Italien am meisten liebt und kultivirt, sind die alt- und neurömische. Unter der letztern verstehe ich die Kirchengeschichte. Diese muß freylich in einem Lande, wo die Geistlichkeit alle Lehrstühle besetzet, und dem Scepticismus die Galeere zu seinem Platze angewiesen ist, nothwendig eine ganz eigne Gestalt haben. Der aufgeklärtere Theil der Nation gibt sich wenig damit ab, und hält sich an die altrömische, worin die Italiener meistens sehr wohl bewandert sind. T. Livius ist ihr Lieblingsautor. Ich habe Leute gefunden, die ganze Decaden von Wort zu Wort auswendig wußten. So lange man den Livius von Seite seiner schönen Schreibart, seiner Anmuth im Erzählen und Schildern betrachtet, verdienet er allerdings die Ehre, welche ihm die Italiener erweisen. Aber in Absicht auf Unterricht, auf eigentliche Geschicht- und Wahrheitkunde, bekenne ich, daß ich die Begebenheiten der römischen Republik lieber im Vertot, als in dem leichtgläubigen, unphilosophischen Livius lese. Indessen ziehen ihn die meisten Italiener dem Tacitus und den Griechen vor. Dünket es Sie nicht, daß dieser Umstand zum Mitbeweise der italienischen Sinnlichkeit dienen könne? — Unstreitig ist es, daß Livius schon seit langer Zeit dieses Vorzugs unter ihnen genießet. Fast alle ihre ältern Geschichtschreiber haben sich ihn zum Muster gewählet, und das ist an ihren Werken sehr kennbar. Sie wimmeln von wunderbaren und übernatürlichen Erzählungen, die in den gewähltesten Phrasen vorgetragen sind. Italien hatte eine Menge Geschichtschreiber, von denen Guiciardini, Machiavelli, Bentivoglio, Sarpi und andre auch jenseits der Alpen, wo man noch gar keine hatte, berühmt wurden. Seitdem aber das vortreffliche Genie des Voltaire eine ganz andre Art die Geschichte zu behandlen gefunden hat; seitdem man den Geschichtschreiber vom Compilator und Lexikographen un-

terscheidet und alle Erzählungen, die nicht unsre ganze Aufmerksamkeit verdienen, für unnütz und fehlerhaft erkläret; seitdem man anstatt erdichteter Harangen und empfindsamer Declamationen, mit einem Worte, statt der Kunst Leidenschaften zu erregen, philosophischen Forschungsgeist, und statt oratorischer Blumen, Präcision und Deutlichkeit fodert; hat der ganze Haufen der ältern italienischen Geschichtschreiber seinen Werth verloren. Dafür that sich aber in dieser letztern Zeit Einer hervor, der seinem Vaterlande viel Ehre machet, und unter die besten neuern Historiker gezählt zu werden verdienet. Es ist der berühmte Denina, dessen Revoluzioni d'Italia so wie seine Istoria della Grecia, Ihnen ohne Zweifel bekannt sind. Die Revoluzioni lassen alle andern Werke dieses Faches weit hinter sich; und die ganze politische und litterarische Geschichte Griechenlands (worin mir Denina noch besser gefällt) trifft man meines Wissens, bey keinem Andern mit so guter Wahl vereinet, beysammen an, als bey ihm.

Warum ich das letztere seinem erstern Werke vorziehe, werden Sie errathen, sobald ich Ihnen sage: Denina hat über Italien in Italien geschrieben. Was er schrieb, ist schön und gründlich, zuweilen auch freyer als man sonst gewohnt ist in diesem Lande zu schreiben: allein er sagt uns öfters nicht Alles was er sagen sollte, und sicher sagen würde, wenn er in Berlin — wo er sich jetzt befindet — geschrieben hätte. Wollen Sie sich hievon überzeugen, so lesen Sie nur seine Erzählung von dem Schicksale Conradins, wovon ich in einem meiner vorigen Briefe Meldung machte; und lesen Sie dann eben diese Begebenheit im Gianoni. Bey diesem werden Sie Wirkung und Ursach der ganzen infamen Katastrophe am hellsten Lichte sehen, indeß Denina den ganzen Antheil welchen Rom daran hatte, stillschweigend übergehet. Solche Übergehungen waren ihm bey mancher Gelegenheit ein

Bedürfniß, um nicht das traurige Schicksal Gianonis zum Lohne seines Fleißes zu erhalten. Gianoni gehört selbst, mit dem Grafen Verri, dem Verfasser der Geschichte von Mailand, zu den besten Geschichtschreibern Italiens.

Und diesen Denina hat Italien eben so, wie England seinen Hume, Robertson, und Deutschland seinen Henrich, seinen Schmidt, und Friedrich den Zweyten (als Geschichtschreiber betrachtet) — wenigstens zum Theile — Voltairen zu verdanken, Voltairen, den man in seinem ganzen Leben, seiner historischen Werke wegen, so hämisch behandelte; den selbst sein Grabstein nicht vor den Anfällen des neidischen Abbee Mably sicher stellen konnte. Ich weiß nicht, was Sie mein Freund, von den historischen Werken Voltairens denken, ob Sie ihm einige Fehler des Details, einige Partheylichkeiten, einige zu gewagte Urtheile &c. &c. nachsehen wollen oder nicht, aber ich bin versichert, daß Sie mit Mir die von ihm eingeführte Methode der Geschichtschreibung für die vernünftigste und nützlichste, folglich für die beste erkennen. —

Von der scholastischen Philosophie sage ich Ihnen kein Wort mehr. Diese und die Theologie sind die beyden Ausflüsse aus der römischen Quelle, auf welche man die meiste Aufmerksamkeit richtet, daß sie ja nicht unreine Bestandtheile von dem verschiednen Boden, worüber sie fliessen, an sich nehmen. Glauben Sie nicht den Erzählungen, daß der verdrängten peripatetischen Philosophie eine bessere nachgefolget sey. Nur in der Experimentalphysik hat man sich gezwungen gesehen, andern Ländern nachzuahmen. Ausserdem ist die neuere Weltweisheit so mönchmäßig zugeschnitten, daß man auch nicht die geringste Spur von dem Geiste der großen Männer darin antrifft, die seit Koperniks Zeit bis heute mit so glücklichem Erfolge daran gearbeitet haben, daß wir hierin die Alten übertreffen. Selbst die Nahmen dieser verehrungswürdigen Männer —

die freylich für ein italienisches Ohr meistens zu Teutonisch und Brittisch lauten — bleiben dem italienischen Schüler unbekannt, wenn er sie nicht von ungefähr im Index der verdammten Bücher, wo Kopernik und Locke an der Spitze prangen, kennen lernet.

Indeß verdienen die Italiener in Absicht auf das Studium der Natur und der höhern Mathematik, welche Wissenschaften sie jetzt mit besonderem Eifer treiben, großes Lob. Sie haben in unsern Zeiten Naturforscher von entschiedenen Verdiensten gehabt, unter welchen der jüngst verstorbene P. Beccaria und die noch lebenden Spalanzani und Felix Fontana alle andern übertreffen, und auch ausserhalb Italiens mit Ruhme bekannt sind. In der Mathematik waren sie bisher weniger glücklich, denn ihre berühmtesten Meister in diesem verehrlichem Fache, sind die beyden Ausländer Jaquier ein Franzos, und Boskowich ein Dalmatiner—ein Mann, der vielleicht von allen Mathematikern dieses Jahrhunderts unserm Lambert und Euler am nächsten gekommen ist. —

In der Rechtsgelehrsamkeit wollen sie unter dem Vorsitze des großen Bartolus, nicht weniger einen ansehnlichen Platz im Reiche der Wissenschaften behaupten. Hier wäre ein Widerspruch höchst gefährlich. Er würde mir (wenn er je von ungefähr unter den römischen, neapolitanischen und venetianischen Advokaten-Legionen bekannt werden sollte; und diese noch die Legionen aller gültigen Autoren, welche sie in ihren Rechtshandlungen nach Belieben citiren dürfen, gegen mich zu Hülfe riefen) einen Krieg auf den Hals ziehen, den mit Ehre zu endigen, ich wenigstens eine eben so zahlreiche Armee haben müßte, als der allerdurchlauchtigste Perserkönig hatte, der das Meer wegen verletzter Subordination peitschen ließ. Ich scheue die Advokatenkriege von jeher mehr als alle andre, und will deßhalb mein Urtheil über diesen Punkt aufschieben,

bis dereinst irgend ein italienischer Staat ein eignes Gesetzbuch haben, und nicht mehr nach den Gesetzbüchern aller Völker und Zeiten seinen Bürgern das Recht sprechen wird.*).

Aber was soll ich Ihnen von der Medicin und Chirurgie sagen? Sie sind Wissenschaften die auf allen Universitäten gelehret werden, und deßhalb nicht weniger zur Geisteskultur gehören, als alle schon erwähnten. Ich verstehe — vielleicht zu meinem größten Glücke — nicht das Mindeste davon. Jagemann findet, daß diese beyden Wissenschaften in Italien zu großer Vollkommenheit gebracht sind. Wie weit er über den Artikel der Chirurgie Recht habe, mag in Frankreich entschieden werden. Die Franzosen werden bisher für die Meister aller Nationen in dieser Kunst anerkannt. Ich meines Orts kann nur versichern, daß mir in Italien keine förmliche Akademie der Chirurgie, nach Art der Pariser, Berliner und Wiener bekannt ist. — über die Arzneykunst hingegen will ich es, um nicht ganz ihren Tadel zu verdienen, bey aller meiner Unwissenheit wagen, ein Wort zu sprechen.

Ich war noch in keiner Stadt, wo sich nicht dieser oder jener Medicus vor allen andern das Zutrauen der Einwohner — durch irgend ein Mittel — erworben hätte. Diesen Mann nun (wär er auch so unwissend in seiner Kunst als ich selbst) würde die Stadt ganz sicher gegen keinen andern in der Welt vertauschen; weil er nach der Meinung, die er von sich zu erwecken gewußt hat, der beste von allen Ärzten ist. Wir haben das in unsrer Hauptstadt gesehen. In welchem allgemeinen Ruhme stand nicht der Ignorant H**s, als van Swieten dahin kam! und

*) Ein Kriminal-Gesetzbuch (das allgemein belobt wird) ist seitdem wirklich in Toskana erschienen.

wie lange] erhielt sich der Ruhm des Ignoranten noch, nachdem ihn der große Medicus schon auf die überzeugendste Art von der Welt überführet hatte, daß er auch nicht die Anfangsgründe von seinem Handwerke wußte. Eine so unbegränzte Gewalt über unsre Gemüther können sich nur die beyden Gattungen der Sterblichen erwerben, wovon die eine an unsrer Seele und die andre an unsrem Körper kuriret. Die Berühmtheit so vieler Ärzte und Professoren der Arzneykunst, in den vielen berühmten italienischen Städten und Universitäten, könnten wohl auch den Herrn Canonicus Jagemann bestimmt haben, von einer großen Vollkommenheit zu sprechen, wohin die Arzneykunst in Italien gebracht wäre. Indeß will ich mich gern bequemen, an diese Vollkommenheit zu glauben, sobald mich Jagemann einen einzigen medizinischen Schriftsteller Italiens kennen lehret, dessen Werke bey den Kunstverständigen aller Nationen in eben so klassischem Ansehen stehen, als die Werke Boerhaavens, Hallers, van Swietens und Franks. Boerhaaven nenne ich Ihnen mit Furcht und Zittern, denn sein Nahme steht leider, unter den Nahmen der Verdammten in dem berühmten römischen Index.——

So ungefähr könnte ein Ungelehrter bey einem Streit über den Vorzug der Arzneywissenschaft, sich am besten aus der Sache ziehen: Wie ich mich aber herausziehen würde, wenn ich meine Meinung über den Werth der Arzneywissenschaft, in Vergleichung derselben mit andern Wissenschaften, sagen müßte, das weiß ich nicht. Ich bekenne, daß ich nur die ehmals so geachtete Wissenschaft, Träume zu deuten, der medizinischen nachsetze: so sehr scheinet sie mir auf schwachen Grund oder vielmehr auf schwankende Meinungen gebaut. Anatomie, Chemie, Botanik rc. rc. sind freylich Fußstapfen, worauf der gelehrte Arzt mit Zuversicht einhergehen, und seine Kenntnisse anschaulich machen kann. Jeder Medicus aus unsern guten

Schulen kennet den mechanischen Menschen besser als er in den berühmten Schulen des Hypokrates und Avizena bekannt war; man hat ein paar Heilungsmittel—leider nur ein paar!— entdecket, von deren Wirkung man fast allzeit versichert ist, und wird vielleicht in einigen Jahrhunderten noch ein paar andre aussindig machen; aber was ist alles dieß für unsre unzähligen Bedürfnisse, die sich immerfort durch neue Übel noch vermehren? Wann soll man hoffen, nur über die längst bekannten, gewöhnlichsten Krankheiten eine Theorie festgesetzt zu sehen, da sich selbst in diesen, jedes Jahrzehend die Kurarten verändern? da man eine Methode, die gestern noch allgemein war, heute für unzureichend, wo nicht für schädlich erkläret, und so die wichtige Kunst, gleich der Kunst die Haare zu krausen, zu einem Werke der Mode macht? Was soll man denken, wann der aufrichtige Arzt selbst eingestehet, wie schwer es sey, eine Krankheit mit allen ihren Nebenumständen nur zu erkennen; und wie wenig, nach wirklicher Erkennung derselben, seine Kunst zureiche, einen Lungensüchtigen, Podagrischen, Wassersüchtigen ꝛc. ꝛc. zu heilen? Wenn man ihm dann über dieß eigene Geständniß nach beweisen kann, daß seine Kunst nicht einmal zureiche, Jemanden vom Zahnweh zu befreyen, ohne das gewaltsame Mittel der Trennung eines Gliedes von seinem Körper—oder auch nur ein Hühnerauge für allzeit zu vertreiben? Was soll man denken von dieser Kunst? Wozu das mühsame Studium des innerlichen Baues des Menschen, den man von so unbeträchtlichen äußerlichen Übeln nicht loszuheilen vermag?— Cicero fragte einst: wie kann ein Augur dem andern begegnen, ohne zu lächeln? Sollte diese Frage, mit einiger Einschränkung, nicht auch auf die Ärzte anwendbar seyn?

Doch, wir wollen nun einmal daran denken, die Universitäts-Wissenschaften zu verlassen, um uns zu der

anmuthigern Geisteskultur, die wenigstens für uns Beyde mehr Reiz hat, zu wenden. Bevor ich diesen Übergang mache, muß ich Ihnen noch ein Wort von den italienischen Universitäten oder hohen Schulen selbst sagen. — Die ehmals berühmtesten Bologna und Padua sind es nun nicht mehr. Bologna genießet nur noch des unbedeutenden Ruhms, die älteste von allen zu seyn. Wirklich sieht dort Alles alt und gebrechlich aus. Selbst das noch jetzt gepriesene Naturalien-Museum (Institut) ist sammt der berühmten Specula und der Malerschule, verältert, so sehr es auch vor einigen Jahren noch Biörnstähls Bewunderung erhalten konnte. Ich hatte kurz eh ich dahin kam, das florentinische Musenm gesehen, und schien mir aus einer Grenadier-Kaserne, wo man nur blühende und nervigte Krieger sieht, in ein Invalidenhaus zu kommen. Unter den schlecht besoldeten Professoren soll es wohl auch jetzt tüchtige Leute geben, aber seit Zanottis Tod ist keiner durch vorzügliche Schriften bekannt worden. Auch die berühmte Laura Bassi ist nicht mehr. Die bekannte Farce, so die Universität durch acht und zwanzig Jahre mit dieser Doctrix et Lectrix spielte, da sie immer einer großen Anzahl junger Mannsleute Unterricht in der Naturlehre geben mußte, scheinet mir ein wenig wider die Natur gewesen zu seyn. Bologna bedürfte wieder eines Benedikt XIV. um Leben und Kraft zu erhalten. —

Padua, das berühmte Padua — dem vor Zeiten Schüler aus ganz Europa haufenweise zuströmten; wo selbst der große Gustav Adolf sich von dem unsterblichen Galilei in der Kriegskunst unterrichten ließ, und wahrscheinlicher Weise von diesem Meister die wunderbaren Einsichten erhielt, wodurch er bald darauf als Schöpfer einer neuen Art Krieg zu führen, ganz Europa in Verwunderung und Schrecken setzte; dieß berühmte Padua ist nun von seiner ehmaligen Höhe herunter gesunken und beynah

verachtet. Mir ist in diesem Augenblick, als ob ich ihre Verwunderung sähe, oder Sie gar sprechen hörte: wie? Gustav Adolf? — vom Galilei — in der Kriegskunst unterrichtet? — vielleicht in der Kriegsbaukunst? — Sachte, mein Freund! ich behaupte weder das Eine noch das Andre: Jagemann behauptet es und glaubt es auch den schwedischen Geschichtschreibern erwiesen zu haben, denen bisher, von einer Reise Gustavs nach Italien, nicht das Mindeste bekannt war. Lesen Sie Jagemanns Nachricht hievon in seinem Magazine der italienischen Litteratur: sollte dieselbe Sie auch nicht überzeugen, so wird sie Sie doch unterhalten. — Wir Deutsche gehen doch auch oft mit unserm Lob und Tadel gar zu weit, wann wir für oder wider etwas eingenommen sind! Der große Galilei verdient auszeichnendes Lob, aber für einen Meister in der Kriegskunst wollte ich mir ihn doch von den, all das Ihrige viel zu hoch taxirenden italienischen Schriftstellern, eben so wenig aufbinden lassen, als für den Erfinder des Gesetzes der Schwere, wie sich ihn Volkmann aufbinden ließ. Das Naturgesetz der Schwere, oder Gravitation oder Attraction, kannte schon Kopernik, wie wir in dem ersten Buche seiner Theoria orbium coelestium deutlich finden. Nach ihm nahm es Kepler als unzweifelhafte Wahrheit an; betrachtete es sogar als unentbehrliches Bedürfniß des Weltsystems. Dem Galilei war die Ehre vorbehalten, die Kraft der Gravitation zu berechnen, oder vielmehr die Progression an Schnelligkeit zu bestimmen, mit welcher ein fallender Körper dem Mittelpunkte der Erde zueilet: und dem berühmten Optiker Newton, gebührt die Ehre ein räsonnirtes Lehrgebäude davon errichtet zu haben. Cuique suum! Wir haben ja nicht so Vieles zum Verschenken übrig, und uns beschenket doch auch Niemand.

Doch wieder zur Universität! Die Ursache warum sie jetzt so wenig besucht wird, weiß ich Ihnen nicht zu sagen. Man findet immer noch geschickte Lehrer da, von welchen sich besonders der schon erwähnte Toaldo, und Cesarotti, der erste durch physikalische, der andre durch poetische und oratorische Werke, berühmt gemacht haben. Ich hörte diesen im vorigen Jahre eine vortreffliche Rede ablesen. Schwerlich ist jetzt ein Gelehrter im Lateinischen und Italienischen zugleich, so stark wie Er.

Die Universitäten, welche dermalen im besten Rufe stehen, sind die von Modena, da sie in der letztern Zeit nebst dem berühmten Boskowich verschiedene geschickte Männer zu Professoren hatte; und Pavia, das auf seine Spalanzani, Bertola, Fontana (den Bruder des Felix) und besonders, auf den vor zwey Jahren von Göttingen dahin beruffenen, schon oben genannten Professor Frank *), einen der berühmtesten Ärzte unsers Jahrhunderts, stolz seyn darf. Auch Turin verdienet sowohl durch den Werth seiner Lehrer, als die Unterstützung der Regierung vorzügliches Lob.

Allein den größten und gegründetsten Ruhm hat jetzt Pisa. Der Großherzog, der alles was zum Flore seines Staates beytragen kann, mit Freuden und Nachdruck unternimmt, thut auch für Wissenschaften und Künste mehr als alle Fürsten Italiens. Seine neuerrichtete Accademia delle belle arti in Florenz, die neue Einrichtung und Vermehrung seiner Naturalien-Sammlung unter der Direktion des berühmten Felix Fontana, der neue Zustand der Gallerie, und der jetzige Zustand der Universität zu Pisa, sind Beweise, daß kein Fürst mehr als Er dazu ge-

*) Dieß ist eben der Hr. Hofrath Frank, der jetzt als Professor der Heilkunde und Direkteur des allgemeinen Krankenhauses in Wien angestellt ist.

boren war, den Thron der Medici zu besteigen und über ein Land zu herrschen, das durch Kunst und Wissenschaften seit mehr Jahrhunderten das Erste in Italien, und während einer geraumen Zeit, das Erste in ganz Europa war. Von der gänzlich in Verfall gerathenen, und nun in jeder Rücksicht neu errichteten Akademie der schönen Künste zu Florenz hat meines Wissens, bisher kein Reisebeschreiber Meldung gemacht. Ich kann Ihnen vielleicht als eine Neuigkeit erzählen, daß sie größtentheils schon zu Stande gebracht ist, und daß an dem noch Unvollendeten ohne Rücksicht auf die Kosten, mit dem größten Eifer gearbeitet wird. Einrichtung, Ordnung, Professoren, alles ist so beschaffen, daß dieses neue Institut gewiß in kurzer Zeit alle ähnlichen andrer Länder übertreffen wird. — Eben so schön und preiswürdig ist die neue Gestalt, die der Großherzog seiner Gallerie ertheilt hat — dieser prächtigen Gallerie, welcher die Kenner die einzige Dresdensche an Gemälden, und die einzige Vatikanische an antiken Statuen, vorziehen; an beyden Schätzen zusammen aber, alle in der Welt nachsetzen. Nirgends findet man die Ordnung, die hier herrschet; die der Großherzog selbst eingeführt hat, und durch ein paar Aufseher unterhalten läßt, welche bemerkt zu werden verdienen. Diese sind, der durch seine Geschichte der großherzoglichen Gallerie mit Ruhm bekannte Direttore Pelli und der Kustode Bastianelli, ein paar Männer von so viel Kenntnissen und Erudition, daß Rom, Neapel, Bologna ꝛc. sehr gut thuen würden, alle ihre Direttori, Kustodi und Ciceroni zu ihnen in die Lehre zu schicken. — Der neue Saal der Niobe (wo die berühmte Gruppe der Niobe und ihrer Kinder aufgestellet ist) zeuget von dem vortrefflichen Geschmacke des Großherzogs. Dieser herrliche Saal machet eine merkwürdige Verschönerung der florentinischen Gallerie aus; und die Anordnungen, die man eben jetzt mit der in ihrer Art einzigen Samm-

lung hetrurischer Alterthümer trifft, werden derselben einen neuen Vorzug vor allen Kunstgallerien der Welt verschaffen.

Und nun nur mit drey Worten noch das Nöthigste von der Universität Pisa! Sie ist itzo diejenige, welche am meisten gerühmt, und wie man spricht, auch am meisten besucht wird. Sie unterhält über vierzig Professoren, die gut bezahlt sind und in allen Fächern der Wissenschaften zu den geschicktesten Männern Italiens gezählt werden. Viele davon sind durch eigne Werke bekannt; da ich aber krank nach Pisa kam, und mich deßhalb nicht da aufhielt, kann ich Ihnen, ohne mich in ein weiteres Detail einzulassen, nur sagen, daß Fabroni, der Anführer dieses wohlgewählten Chors von Professoren, eben der Fabroni ist, der sich durch sein biographisches Werk: Vitae Italorum Doctrina excellentium etc. etc. den Ruhm eines vortrefflichen lateinischen Schriftstellers erworben hat. — Und hiemit genug für dießmal!

Nachschrift.

Gestern erhielt ich ein Schreiben aus Neapel vom 23. Jänner, das von dem Ungemache spricht, so man diesen Winter aufs neu in dem besten Klima von Italien aussteh et. Hier haben Sie einen kurzen Auszug davon: „die Explosionen des Vesuv, den Sie im verflossenen Sommer mit dem Baron Radack bis an seinen Schlund besteigen konnten, sind jetzt so schrecklich und gefährlich, daß die Fremden sich, fern vom Schlunde, bloß mit dem Anblick der brennenden Lava begnügen müssen. Die Neapolitaner sind hiebey sehr unruhig über eine hier gangbare Prophezeihung, daß der Berg in diesem Sommer bersten soll. — Der heurige Winter ist ungemein rauh und beynah dem vor sieben Jahren gleich. Das Thermometer von Fah-

renheit stand den eilften dieses drey Grade unter dem Eispunkte. Die Stadt war durch einige Tage mit so häufigem Schnee bedeckt, daß man künftigen Sommer im Eis-Apolto keinen Mangel verspüren und die Sorbetti wohlfeil haben wird."— Diese Nachricht gehört zwar ihrer Natur nach nicht hieher; allein sie mag hier stehen, weil sie manches von dem Inhalte meines dritten Briefes bestätiget. Stellen Sie sich nun bey einer solchen Kälte — so wenig sie auch bey uns für streng gehalten würde — das Elend von 30000 Menschen (Lazaroni) vor, welche größtentheils für all ihr Obdach die Hallen der großen Gebäude und Kirchen, und deren Viele für alle ihre Kleidung leinerne Beinkleider und ein Hemd, oft nur die Ruinen eines Hemdes haben! Und doch ist dieser Winter bey uns sehr gelind. Wir hatten bis itzt hier bey Görz, auf der Ebene sehr wenig Schnee, und wie ich vernehme, in Österreich gar keinen.

Vierzehnter Brief.

Görz den 13. März 1787.

Sie erwarten nun meine Meinung über diejenige Geisteskultur der Italiener, welche man im Allgemeinen die schönen Wissenschaften nennet. Wohlredenheit und Dichtkunst, diese liebenswürdigen Schwestern, unter deren Zepter Alles stehet, was zur anmuthigen Geisteskultur gehöret, beherrschten ehedem ihr ausgebreitetes Reich schwesterlich, mit gleichen Rechten. Seitdem aber die Wohlredenheit keine Demosthene und Cicerone zu Stützen hat, haben kann; seitdem sie sich nur in sehr eingeschränkter Pracht auf den Tribunen der Katecheten und in akademischen Diskursen zeigen darf, ging der wichtigste Theil ihres Ansehens verloren. Brittanien ist das einzige Land in Europa, wo sie noch allgemein — doch nicht ganz nach dem alten Ritus verehret wird: alle übrigen vernachläßigen sie so sehr, daß man sogar ihren Nahmen zu vergessen scheinet. Weil man nicht mehr redet, sondern nur schreibt, wird die erhabene Kunst, die uns Quintilian lehret, die das größte Studium der Alten ausmachte, selten noch Redekunst, sondern gemeiniglich Schreibart, Styl, oder auch Prose genennet. Durch diese Veränderung hat sie zwar an Weitläuftigkeit der Besitzungen gewonnen, aber an Macht und Ansehen merklich verloren. Sie zeuget nicht mehr die Wunder, die sie in Athen und Rom gewirket hat, und ist gezwungen

ihrer glücklichern Schwester, der Dichtkunst, die bisher weniger von ihren Rechten eingebüßt hat, den Vorrang zu überlassen. Nur dem unbefangenen Kenner bleibt sie noch ehrwürdig, und, in Absicht auf Nützlichkeit, selbst ehrwürdiger als ihre Schwester.

Für uns Deutsche (im Vorbeygehen gesagt!) hat die Abänderung an dem Besitzthume der beyden Schwestern, eine unangenehme Folge hervorgebracht. Wir wissen nicht mehr recht, wie die Gränzen ihren Gebiete in Germanien laufen, und welche von ihrer germanischen Vasallen der einen oder der andern Schwester angehören. Andre Nationen unterscheiden dieß an den ihrigen bey dem ersten Anblick. Die zur Dichtkunst gehörigen müssen allzeit im Versekleid erscheinen. Ich glaube, daß diese Tracht ihrer Natur angemessen ist. Allein bey uns Deutschen hat sich der Wahn eingeschlichen, daß man auch ohne Versekleid der Dichtkunst angehören könne. Man siehet seit einiger Zeit viele — entweder zu arm, um sich gehörig zu equipiren, oder zu faul um die schwere Equipage zu tragen — in Prose, und oft in die allersonderbarste Prose gekleidet, herumsteigen. Gut! (könnte man sagen) das Kleid allein macht es nicht aus. War doch der bourgeois gentilhomme des Moliere stolz darauf, daß er in Prose sprach, ohne es zu wissen; warum sollen unsre neuern Dichter — die es recht gut wissen — nicht auch stolz darauf seyn dürfen? — Meinetwegen! Ich habe nichts einzuwenden; wenn man mir nur nicht zumuthet, Faulheit für Fleiß oder Armuth für Reichthum zu erkennen, oder gewissen Modetheoristen zu glauben, daß die für die Werke der Poesie von je her festgesetzte Kleidung, nur lächerlicher Zierath sey. — Die Italiener erlauben sich hierin weniger Freyheit. Alle ihre Gedichte, die Komödien allein ausgenommen, müssen nach dem Ausspruch aller ihrer vornehmsten Kunstrichter, in gebundener Rede abgefaßt seyn. Es fällt ihnen nicht ein,

den Roman, selbst den heroischen, bloß weil er Werk der Imagination ist, zur Poesie zu rechnen. Auch hierin haben sie meines Erachtens recht. Wenn alle Geburten der Imagination zur Dichtkunst gezogen würden, müßte man auch die meisten unsrer Leichen- Lob- und Trauerreden dahin ziehen; bis auf die Gesetz- und Lehrbücher, wäre alles Poesie; und Molierens Bürger würde mit neuer Verwunderung erfahren, daß er eben sowohl als unsre prosaischen Roman- Fabel- und Trauerspieldichter, ohne es zu wissen, Poet wäre. — Halten Sie mir diesen kleinen Austritt aus der Heerstrasse zu gut! Ich lenke schon wieder ein.

Wie steht es mit der Wohlredenheit der Italiener, mit ihrem Style, mit ihrer Schreibart in den verschiednen Gattungen ihrer prosaischen Schriften?

Ich habe schon bemerkt, daß öffentliche politische Redner und Redekunst nur noch in England, wo die Staatsverfassung sie nothwendig machen, gesucht werden können. Indeß findet man zu Venedig eine gerichtliche Beredsamkeit, welche (Frankreich ausgenommen) ebenfalls in wenig Ländern mehr angetroffen wird. Es ist in dieser Republik seit den ältesten Zeiten gewöhnlich, daß Privatleute ihre Streitsachen in einem offenen Gerichtssaal abhandlen. Venedig hat deswegen allzeit sehr beredte Advokaten gehabt. Allein diese Beredsamkeit, die sich bloß im venetianischen Dialekte zeiget, und ausserhalb des venetianischen Gebietes kaum verstanden wird, kann nicht für National-Wohlredenheit betrachtet werden. Das Sonderbarste, so man daran bemerket, ist, daß sie immer mehr auf Erregung der Leidenschaften als auf Überzeugung abzwecket— eine Eigenschaft die man an rechtlichen Abhandlungen am wenigsten vermuthen sollte! Es versteht sich daher, daß sich diese Redner mehr den überredenden Cicero, als den überzeugenden Domosthenes (wie man diese beyden größten Redner gemeiniglich charakterisiret) zum Muster ihrer

Kunst nehmen. Einige haben es in der Geschicklichkeit durch Worte das Herz zu treffen, so weit gebracht, daß sie bisweilen voraussagen, ob ihre Reden die Richter und Zuhörer zum weinen oder zum lachen bringen werden; und was sie voraussagen, geschiehet. Was glauben Sie, mein Theuerster, sollte man sich wohl wünschen, in einem Lande zu leben, wo diese Art von Rechtspflege eingeführt ist? Wo die Kunst einer charlatanischen Täuschung so großen Einfluß auf Glück und Unglück der rechtenden Bürger haben kann? — Doch uns ist es hier nur um die Beredsamkeit der venetianischen Advokaten zu thun; und da muß man denselben — bey aller Ignoranz in der Rechtsgelehrsamkeit, die ihnen Pilati und andre Schuld geben — große Geschicklichkeit zuerkennen. Der Kaiser hörte den Berühmtesten derselben einen Rechtshandel führen, und hatte so viel Wohlgefallen daran, daß er ihn in den Grafenstand erhob. —

Besorgen Sie nicht, daß ich Sie mit einer langen Nachricht von akademischen Diskursen, diesen gewöhnlichen Tummelplätzen der neuern Eloquenz aufhalte. Die Cesarotti sind in Italien sehr rar, und die Zeit ist, nach dem Vater Seneka, der einzige Schatz, mit welchem der Kluge geizig seyn soll. Man würde sich einer strafbaren Verschwendung dieses Schatzes schuldig machen, wenn man ihn auf das Lesen vieler solcher Geistesprodukte verwendete, die gemeiniglich von innen und außen einander so ähnlich sind, als ein Sperling dem andern. — Eben so wenig werd ich Ihnen mit panegyrischen Geburten lange Weile verursachen. Ich liebe die Hyperbole in keiner Sprache, und sie wird in keiner so hoch getrieben wie in der italienischen. Ein starker Beweis meiner Abneigung für solche Art Schriften ist dieser, daß ich es noch nie über mich gewinnen konnte, die berühmte Lobrede des Plinius auf einen der besten Kaiser, ganz auszulesen. Hätte Trajan

einen Panegyricus auf den Plinius geschrieben, so würde mir derselbe gewiß nicht ungelesen geblieben seyn. Aber nur Friedrich konnte Untergebenen und Unterthanen Lobreden halten: und Was konnte Der nicht?

In der geistlichen Beredsamkeit haben die Italiener (wie sie selbst es eingestehen) bisher weniger Fortschritte gemacht als in irgend einer andern Wissenschaft. Auch haben sie keine später zu kultiviren angefangen. Segneri wird für den ersten bemerkenswürdigen Kanzelredner, und auch noch jetzt für den besten gehalten. Er war ein Zeitgenoß des Bourdalone, aber Niemand wird es wagen, ihn mit dem berühmten Franzosen in Parallel zu stellen. Die Ursache von dem schlechten Fortgange der geistlichen Eloquenz soll (nach dem Bettinelli) in dem mächtigen Reize der Poesie und andrer profaner Wissenschaften liegen, der seine Landsleute in den vorigen Zeiten ganz von der geistlichen Beredsamkeit abgezogen habe. Diese Meinung kann wohl zum Theil richtig seyn: da aber die Franzosen und so auch andre Nationen, zu eben der Zeit, da sie anfingen, vortreffliche Profanscribenten zu erhalten, auch vortreffliche Kanzelredner erhielten, so muß der schlechte Zustand der geistlichen Beredsamkeit in Italien, nicht den profanen Wissenschaften, sondern der geistlichen Nachlässigkeit in ihrer Pflicht, zugeschrieben werden. Eben dieser Ursache würde ich es zuschreiben, daß unser katholisches Deutschland jedesmal, wann es einen vortrefflichen deutschen Kanzelredner zu nennen hat, seine Zuflucht zu den protestantischen, zu den Mosheimen, Spaldingen und Zolickofern nehmen muß. Wir haben einen eigenen, zahlreichen Prediger-Orden, allein er hat sich mehr auf Blutgerüsten als Redner-Kanzeln bekannt gemacht.—

So wenig lobenswerth die prosaische Svada der Italiener auf ihren geistlichen Rednerstühlen erscheinet, so wenig glänzet sie (im Durchschnitte) auch in den Büchern

ihrer Schriftsteller von andern Gattungen. Ein solches Urtheil dürfte Ihnen wohl in dem Munde eines Ausländers, der nur mäßige Kenntniß der italienischen Sprache haben kann, verwegen scheinen, wenn ich mich nicht zugleich erklärte, wie weit ich mein Urtheil für gültig ausgebe. Es ist gewiß, daß in der Sache, wovon ich spreche, dem unbefangenen Beurtheiler—hat er bey der mäßigsten Sprachkenntniß nur etwas richtigen Geschmack— gründlicher Tadel viel leichter wird als gründliches Lob. Wenn man zween vortreffliche Schriftsteller in einer fremden Sprache, vor sich hat, muß man, um den Vorzug an Schreibart unter ihnen zu bestimmen, beynah eben so stark in ihrer Sprache seyn, die Feinheiten derselben beynah eben so lebhaft empfinden, als sie selbst. Wir werden hingegen sehr leicht gewahr, wann in einer Schrift — wäre auch der logikalische Theil derselben noch so untadelhaft, die Gedanken noch so richtig, noch so ordentlich gereihet — wann (sag ich) in einer Schrift der Ausdruck schief, oder weitschweifig oder der Ton dem Subjekte nicht angemessen ist. Nicht die Grammatik, das Gefühl lehret uns die Fehler dieser Art bemerken, empfinden. In den meisten italienischen Schriften (zumal in ihren Gedichten) herrschet eine gewisse Weitschweifigkeit oder Geschwätzigkeit, wie ich es nennen soll, und ein so auffallender cinquecentistischer Wörterprunk, daß dem oltramontanen Leser jeden Augenblick das bekannte: sunt verba et voces etc. in das Gedächtniß kommen muß. Zwar beschuldigt Bettinelli in seiner Abhandlung über den Enthusiasmus, auch unsere Schriftsteller — doch nur die Poeten — eines auffallenden Hanges zu langen, außerwesentlichen Beschreibungen und oftmaligen Wiederholungen eben derselben Dinge, woraus nothwendig ermüdende Weitschweifigkeit entstehen müsse. Obgleich Bettinelli meines Erachtens am allerwenigsten diesen Fehler an andern rügen sollte, kann ich ihm doch,

um billig zu seyn, hierin nicht ganz Unrecht geben. Nebst Hallern, Ramlern und Weisen (in seinen Tragödien) wüßte ich Ihnen gleich auf der Stelle, nicht Viele von unsern Dichtern zu nennen, für die ich mich in einen Prozeß wider ihn einlassen möchte. Nicht wenige unsrer Dichter scheinen mir—doch gemessen mit einem, nach dem italienischen, um Vieles verjüngten Maßstabe — den Gärtnern zu gleichen, die sich mehr bestreben, große als schmackhafte und saftvolle Früchte hervorzubringen. Mich dünkt, daß die Franzosen hierin am besten das Mittel treffen; und das ist ein unverkennbarer Beweis ihres richtiger gebildeten Geschmacks. Indeß behaupte ich doch alles, was ich hier von der Schreibart der Italiener überhaupt sagte, buchstäblich gegen den Bettinelli und alle ihre Litteratoren; und diesen Prozeß wäre ich weit mehr versichert zu gewinnen, denn ich würde vermögend seyn, Beweise und Zeugen vor den Richter zu bringen. Zu Zeugen würde ich alle oltramontanen Nationen haben; und als Beweise, würde ich nebst den Werken vieler von ihren berühmtesten Schriftstellern, einige prosaische und poetische Aufsätze des verdienstvollen Bettinelli selbst anführen, die durch überflüssige Wiederholungen, durch einen höchst übertriebenen, nie zum Ende kommenden vaterländischen Egoismus, besonders aber durch eine ungemäßigte Verschwendung von —einheimischer Erudizion, so ausgedehnet sind, daß sie dem Leser nicht nur lange Weile, sondern auch Kopfweh verursachen könnten. Auch würde ich nicht vergessen, bey diesem Rechtshandel die Werke des verdienstvollen Muratori in Erwähnung zu bringen, denn mancher aufrichtige Italienisch-Gelehrte selbst hat mir versichert, daß seine zwanzig Folianten (die wir beyde wohl schwerlich lesen werden) mit Geschmack in zween reduzirt, ein noch weit schätzbarers Werk seyn würden, als sie jetzt sind. Achtzehn Folianten zu viel! Da ist doch gewiß nicht wenig Unnützes geschwätzt

worden. — So weit ist es mir erlaubt vom Style der Italiener zu urtheilen, denn so weit reichet mein Gefühl und meine Sprachkenntniß. Daß Italien auch vortreffliche Stylisten habe, ist darum nicht zu bezweifeln. Aber über die Vorzüge dieser Vortrefflichen entscheidend zu sprechen, dieß wäre für einen Ausländer von mäßiger Sprachkenntniß, Verwegenheit. Ich will deßhalb an meiner Statt einen Italiener sprechen lassen, welcher sich, in diesem Punkte, vorzügliche Autorität unter seinen Landsleuten erworben hat. Es ist Baretti, der sein Urtheil über die italienischen Prosaisten einem Franzosen mittheilet, welcher sich hierüber bey ihm angefragt hatte. „Als Muster eines guten Styls (schreibt Baretti) kann ich Ihnen Wenige von unsern Schriftstellern empfehlen. Der florentinische Sekretär (Machiavell) und Caro sind die beyden, die ich von dieser Seite am meisten schätze; doch ist mir der Sekretär zu reich an Parenthesen, und Caro sich öfters nicht gleich. Redi schrieb deutlich, aber es fehlt ihm an Kraft und Wohlklang. Einige Briefe des Salvini gefallen mir sehr, seine Reden und andre seiner Werke hingegen desto weniger. An unsern Cinquecentisten überhaupt, und besonders an den Boccaccianern habe ich vieles auszusetzen. Der Galateo des Casa gefällt mir durchaus nicht, obgleich Casa eben dieses Galateos wegen von meinen Landsleuten dem Cicero an die Seite gesetzt wird: und ich glaube, er mißfällt mir eben wegen jener Phrasen und Latinismen, wodurch er dem Cicero ähnlich sieht. Von den heutigen Toskanern hat der einzige Cocchi einen fast vollkommen guten Styl: alle andre wissen nicht was Styl heißt. Auch der Styl des venetianischen Grafen Caspar Gozzi kommt der Vollkommenheit nahe. In Piemont und der Lombardie kenne ich keinen einzigen Schriftsteller der gute Prose schreibt; in Versen schreiben zween oder drey derselben ziemlich gut. Alle Römer und Neapolitaner schreiben,

in Rücksicht auf den Styl, schlecht. — Sie werden diese überaus kleine Auswahl nicht sehr rühmlich für mein liebes Vaterland finden; aber soll man seinem Vaterland zum Ruhme, Lügen sagen?"

Wenn an des Franzosen Stelle, Ich Barettis Korrespondent gewesen wäre, wurde ich mich sicher noch einmal bey ihm angefragt haben, warum Algarotti und Denina nicht eben so wohl als Caspar Gozzi einen Platz in seiner kleinen Auswahl erhalten haben? Ich kenne Gozzis Werke recht gut, besitze sie selbst, habe aber nie vermuthet, daß sie in Absicht des Styls, Vorzüge vor den deninaischen und algarotischen hätten. Doch, wie gesagt, Barettis Meinung gilt hier mehr als die meinige. —

Lassen Sie uns nun aus diesem unfruchtbaren Felde in ein anders übergehen, welches die Italiener mit weit größerm Glücke bearbeitet haben. Die Poesie scheinet das wahre Fach einer Nation zu seyn, die, voll lebhafter Fantasie, voll zärtlichen Gefühles, lieber empfindet als denket, lieber Herz und Sinne als den Verstand beschäftiget. Ich sage: lieber; muthen Sie mir deswegen nicht etwa den Wahn zu, daß man ein gutes Gedicht, von welcher Gattung es immer sey, ohne Aufwand von gesundem und richtigem Verstande zur Welt bringen könne: aber ich behaupte, daß man in allen berühmten Gedichten der Italiener bey dem reichsten Überfluß an Fantasie und Einbildungskraft, nur den höchst nöthigen Antheil von richtigem Verstande, und von des Verstandes kultivirtestem Gefährten, dem Geschmacke gewahr wird, und behaupte, daß ihre Dichter auch nur in den Gattungen, welche jenen Reichthum zum Hauptingredienz fodern, vorzüglich glücklich waren. Daher zeigen sie sich in den dramatischen, didaktischen und philosophischen Gedichten in einer Mittelmäßigkeit, die keinerdings auf die Bewunderung der Ausländer besondern Anspruch machen darf, indeß sie in der Epopee,

und der von ihrem eignen Genie erschaffenen petrarchischen Dichtart, alle andern übertreffen. Da Italien verschiedene, man kann sagen, viele gute Epopeen hat, will ich Ihnen nur diejenigen nennen, die mit allen ausländischen um den Vorzug streiten können: allein es ist unnöthig, daß ich mich in eine Analyse derselben einlasse. Sie sind schon so oft und so gut analysirt worden, daß meine Mühe verloren wäre. Diese merkwürdigen Epopeen sind die göttliche Komödie des Dante, das befreyte Jerusalem von Torquato Tasso, und der wüthende Roland vom Ariosto. Das erste dürfte wohl durch den Werth im Ganzen, das letzte werden: allein es ist so voll von vortrefflichen Situationen, von erhabenen und rührenden Schilderungen, von wahren poetischen Schönheiten, daß es bey allen seinen Fehlern noch immer einen ansehnlichen Platz unter den Gedichten dieser Art verdienen würde, wollte man auch nicht in Erwägung ziehen, daß es schon fünfhundert Jahre alt, und das erste große Gedicht vom Werthe war, welches Europa seit Wiederherstellung der Wissenschaften hervorbrachte. Man hat es ehmals in Italien beynah vergöttert und allen Heldengedichten der Alten vorgezogen. Dieß war freylich zu viel. Allein das Böse, das in unsrer Zeit Bettinelli in seinen Briefen des Virgilius, davon sprach, war gewiß auch zu viel. Bettinelli kann nur durch seinen wohlgegründeten Eifer gegen viele seiner Landsleute, die auch Dantes Fehler bewunderten und knechtisch nachahmten, entschuldiget werden. Der verstorbene Mainhart hat uns in seinem Versuch über die italienischen Dichter, eine vortreffliche Beurtheilung des dantischen Gedichtes, und viele Stellen davon in prosaischer übersetzung geliefert. Sein Urtheil ist billiger als das bettinellische und voltairische. Jagemann hat den besten von den drey Theilen dieses Poems, welcher die Hölle heißt, in reimlose

Verse recht gut übersetzt, und seinem Magazin der italienischen Litteratur einverleibet.

Von den tassoischen und ariostoischen Epopeen, die noch weit mehr unter uns bekannt sind, bleibt mir noch weniger zu sagen übrig. Beyde sind längst von allen Nationen für Meisterstücke anerkannt worden. Die meisten Italiener ziehen den Ariosto dem Tasso vor. Sie können sich sogar ereifern, wann man hierüber nicht ganz ihrer Meinung ist. Die Ursache dieses zu partheyischen Eifers lieget jetzt gewiß nicht mehr in der sonderbaren päbstlichen Bulle von Leo X., welche gegen jeden Frevler, der es wagen wollte Ariosts Orlando zu kritisiren, die fürchterliche Strafe des Kirchenbannes verhängte. (Wahrlich eine merkwürdige Vertheidigung eines Gedichts, das ein erlauchter Kardinal un magazino de minchionerie genennet hatte!) Die wahre Ursache, daß so viele Italiener den Ariosto über den Tasso erheben, ist bloß in dem Charakter der Nation zu suchen. Der Orlando ist viel reicher an feuriger Einbildungskraft und kühnen Situationen, folglich viel mehr geeignet die Sinne zu täuschen; aber Leser, die auch bey Urtheilen dieser Art, der Stimme des Verstandes nicht die Exclusive geben, werden sich öfters für das Jerusalem erklären — öfters sich geneigt fühlen, den von seinen Landsleuten zurückgesetzten Tasso als ihren epischen Raphael, den Ariosto hingegen als ihren Michel Angelo zu betrachten. Tasso zeigte in seinem Heldengedichte, wie in allen seinen übrigen Werken, eben so viel Beurtheilungskraft als Imagination; und alle seine Werke geriethen vortrefflich. Ariosto hatte eine viel stärkere Dosis von Imagination als Tasso, aber eine geringere von Beurtheilungskraft und Geschmack: er war daher von der Natur vielleicht mehr als Tasso zur Dichtung des Wunderbaren ausgerüstet; allein (und das zu glauben verbiethet ja die päbstliche Bulle nicht) er schrieb sehr mittel-

mäßige Satyren und erbärmliche Komödien. überdem wird schwerlich jemand in Abrede seyn, daß der Charakter des Godofredo, des Helden, den Tasso besinget, der heroischen Epopee (in welche Klasse auch Ariosts Gedicht gehören soll) weit würdiger sey, als der Charakter des Orlando — vielleicht auch würdiger als die Charaktere des Achilles und Aeneas.

Der größte Dichter in seiner Gattung den jemals Italien erzeuget hat, ist meines Erachtens, Petrarca. Keiner hat so viel Nachahmer und Nebenbuhler gehabt als Er, und keiner ist so unerreicht geblieben. Ich würde eben nicht Demjenigen widersprechen, welcher behaupten wollte, daß Petrarcas Gattung nicht empfehlungswürdig sey, weil ihr verliebtes Gewinsel nur geeignet sey, weibische Empfindungen einzuflößen, die Seele des Mannes zu tief herabzustimmen, zu feiger Schwermuth zu verleiten. Auch bin ich versichert, daß der strenge Plato diese Dichtungsart mehr als alle andern aus seiner Republik verbannen würde. Indeß ist sie doch von vielen ernsten und würdigern Männern geachtet, kultivirt worden. Genug zu Petrarcas Ruhme, daß in seiner Gattung (die nicht zu den mindern gehört) ihm kein Dichter in Europa gleich kommen konnte.

Wem ichs unter uns Deutschen am Meisten würde zugetraut haben, den fantasiereichen, zärtlichen Petrarca zu erreichen, wäre Haller gewesen, wenn er sich auf diese Gattung verlegt hätte. Alles was unsre unzähligen Liebewinsler seit Hallers Zeit gewinslet haben, kömmt nicht der hallerischen Doris und seinen beyden Trauerliedern auf den Tod seiner Gemahlinnen gleich.

Indeß hat eben der vortreffliche Dichter, welcher dem italienischen Parnaß so viel Ehre macht, unter seinen Landsleuten großes übel angerichtet. Seine Dichtungsart gefiel über alle Maßen dem weiblichen Geschlechte, mußte daher

auch ihren Cicisbeen gefallen. Jedes junge Herrchen, das sich seiner Schönen besonders empfehlen wollte, sah sich gezwungen, ihr seine Zärtlichkeit in petrarchischem Tone vorzugirren, und ihr holdes Auge, ihre Korallenlippen, ihre bezaubernde Nase, wenigstens in ein paar Sonetten, so nah wie möglich, neben den Haarlocken der Berenice in das Gestirn zu verpflanzen. Die jungen Herren bequemten sich desto lieber zu dieser Dichtungsart, weil dieselbe weniger Verstandesreife und Weltkenntniß fodert als jede andre; weil das Herz beynah alles, und der Kopf sehr wenig dabey zu thun hat. So wurde ganz Italien auf lange Zeit von diesem Geschmack angestecket, der den Fortschritten seiner Litteratur, besonders der Dichtkunst, sehr nachtheilig ward. Was aber der italienischen Poesie noch mehr übel zugefügte als die petrarchschen Empfindeleyen, war das alberne Sonettengeklingel, das Petrarchs Nachahmer in Schwung brachten, und sodann die arkadischen Akademiker bis heutigen Tag mit unausgesetztem Fleiße unterhielten. Diese Sonettenseuche war Schuld, daß die Italiener in der erhabenen Ode (der Dichtungsart, worin wir durch die vortrefflichen Produkte Ramlers, Utzens und Klopstocks uns etwas einbilden dürfen) wenig Glück gemacht haben. Viele ihrer Odendichter opfern Stärke und Schwung der Gedanken, der mechanischen Form der Versart auf. Andre haben das Unglück, ihren Leser, wenn sie wirklich bisweilen die Kraft erreichen, ihn in eine Art von Begeisterung zu versetzen, bald wieder durch unnöthige Ausschweifungen zu Nebendingen, oder durch einen zu üppigen Prunk von Mythologie abzukühlen. Bernardo Tasso und Chiabrera möchten wohl das Beste hierin geleistet haben, aber sie können nicht als gute Originale, sondern bloß als gute Nachahmer des Pindar und Horaz betrachtet werden.

Glücklich waren die Italiener in den Gattungen der Oden und Gesängen, die wir gemeiniglich Lieder, und sie Canzoni und Canzonette nennen. Chiabrera war ein meisterhafter Nachahmer des Anakreon, und Frugoni hat in unsern Zeiten vortreffliche Stücke in vielen Arten solcher Canzoni geliefert.—

Italienische Satyrendichter von großem Werthe, bin ich nicht im Stande Ihnen zu nennen. Auch Bettinelli weiß keinen, und ist aufrichtig genug zu sagen: „Wir erwarten noch einen Satyrendichter, der an Salz, oder an Stärke, oder an Eleganz sich dem Horaz oder Juvenal nähere.“ Dessen ungeachtet habe ich den Ariosto und Menzini, die für ihre besten gehalten werden, durchaus gelesen, bin aber für meine Geduld nicht gut belohnt worden. Beyde ahmen den Alten zu knechtisch nach: aber Ariosto hat äußerst wenig von dem Molli et faceto und nicht das Mindeste von der Urbanität des venusinischen Dichters, den er nachahmen wollte; Menzini hingegen ist so schwülstig als unser Lohenstein. Die Satyre der Italiener überhaupt hat unleugbar den Fehler, daß sie sehr oft in das Niedrige, oft auch in das Grobe verfällt. Dieser Styl scheinet einem großen Theile der Nation besonders zu gefallen, sonst würde der Don Ciccio (eine Satyre von mehr als drey hundert Sonetten, wovon sich jedes mit dem Worte coglione schließt) nicht so allgemein bekannt, und als ein überaus witziges Werk berühmt seyn. Das Wort coglione, das man nicht selten aus dem Munde der Damen und hohen Priester höret, ist sehr oft das wahre Verbum auxiliare des italienischen Witzes. Opfere mehr den Grazien! sagte Plato zu einem atheniensischen Schriftsteller: wenig italienische Dichter haben diesen wohlgemeinten Rath benützet.

Eben diesen Fehler bemerkt man auch an vielen ihrer scherzhaften Gedichten — der Opera buffa und der

Versi macharonici nicht zu erwähnen. Fast immer müssen niedrige Possen die Stelle launischer Einfälle und Provinzial-Sprüchelchen die Stelle des komischen Salzes ersetzen. Dieser falsche Geschmack ist noch eine Erbschaft aus der Zeit des Cinquecentisten. Selbst Berni, der berühmteste von ihren scherzhaften Dichtern, von welchem diese Dichtungsart Poesia bernesca heißet, ist selten von diesen Fehlern frey. Man muß dessen ungeachtet der Secchia rapita des Tassoni Gerechtigkeit widerfahren lassen. Sie verdienet nicht nur als eines der ältesten Gedichten dieser Gattung, sondern auch wegen ihrer vielen echt komischen Zügen, das Lob aller Nationen, ob sie gleich später durch das Pult des Boileau, durch den Lockenraub des Pope, und vielleicht auch durch das Schnupftuch unsers Zachariä übertroffen ward. Auch Thümmels Wilhelmine würde ich hier gewiß nicht zu nennen vergessen, wäre sie gleich den genannten in Versen geschrieben. Voltairs Pücell möchte wohl in Absicht auf Witz, alle diese komischen Epopeen hinter sich lassen; aber dieser Witz ist doch wahrlich bisweilen gar zu unmaskirt schmutzig.

Philosophische Gedichte, wo erhabene Empfindungen von den wichtigsten Gegenständen der Schöpfung, Betrachtungen über den Zustand des moralischen Menschen, seine Bestimmung, seine Pflichten, den Hauptinhalt ausmachen, mit einem Worte, Poesie, worin für Herz und Verstand nicht weniger als für die Sinne gesorgt ist, hat wenig Anziehendes für die Italiener. Werke wie Popes Versuch über den Menschen, Hallers Ursprung des Übels, oder wie die Lehrgedichte Hagedorns, Gellerts und Kronegks, werden nie großes Glück bey ihnen machen. — Das Gebiet der Liebe war zu allen Zeiten der Kreis, worin sie ihren Pegasus am liebsten herumtumelten. — Ihre Eklogen und Idyllen sind selten etwas mehr als Liebeserklärungen, und verliebte Phantasien, ihre Schäfer und

Schäferinnen Geschöpfe, welche durch unverdauliche Zärtlichkeit eben so oft Uns einschläfern, als unsre didaktische Poesie, Sie einzuschläfern scheinet. Wenigstens haben mir noch wenig Gedichte so lange Weile verursacht als das berühmte Pastorale, l'Amore eroico trá pastori, vom Kardinal Ottoboni. Unter allen ihren Idyllendichtern verdienet noch immer Sannazaro den ersten Rang: aber wie tief sieht er doch, nach meinem Gefühle, unter Geßnern, diesem unnachahmlichen Schilderer der reizenden Natur!

Indeß ist der arme Geßner von einem gewissen Cavalier Vanetti, dem alle unsre Dichter äußerst mißfallen, ohne daß er Einen verstehet, sehr scharf getadelt worden, weil er in seinen Idyllen so oft vom Frühlinge, von der Morgenröthe, von Zephyren und dergleichen unschmackhaften Dingen, Gebrauch mache. Der ehrliche Mann hätte doch gewahr werden können, daß alle Schilderungen aus dieser Sphäre weit schicklichere Ingredienzen für die Idylle sind, als die metaphysischen Concetti, die man in dem berühmten Pastor fido aufstößt— wo (aus vielen Beyspielen nur Eines anzuführen) die empfindsame Schäferinn Amarillis in die höchst unarkadischen Worte ausbricht, die ganz Italien auswendig weiß: S'el peccar è si dolce, e'l non peccar si necessario, ò troppo imperfetta natura, che repugni a la legge; ò troppo dura legge, che la natura offendi.— Man findet in dem beliebten Pastor fido verschiedene Stellen dieser Art, und glaubt in mancher Scene nicht Schäfer und Schäferinnen sprechen, sondern den leibhaften Guarini und seine Schöne, in Schäferkleider gehüllt, über ihre Empfindungen epikurisiren zu hören. Und doch sind es eben diese uncharakteristischen Stellen, um derentwillen der Pastor fido so beliebt ist. Es scheinet, daß viele Italiener—so wenig Philosophie sie sonst in Gedichten vertragen können—dieselbe doch noch am liebsten aus dem Munde der Amarillen und Mirtillen

hören. Ich sage viele Italiener, nicht alle: denn Bertola, die gefühl- und geschmackvolle Signora Caminer- und andere, ließen Geßnern volle Gerechtigkeit widerfahren.

Verzeihung also diesem wenig bekannten Cavalier Vanetti! Mehr andre italienische Kunstrichter verstoßen wegen Mangel an Sprachkenntniß nicht selten, und bisweilen auf eine recht komische Weise, wenn sie von ausländischen Geistesprodukten schreiben. So z. B. erkläret einer ihrer berühmtesten den Hudibras (vom Buttler) für einen geschmacklosen englischen Dichter, und setzet hinzu, er sey l'autore di un poema ridicolo e stravagante all' eccesso.

Eine bemerkenswürdige Miturſache, daß die Italiener, bey allem ihren Reichthume an Imagination, in den letztern Zeiten nicht weit beträchtlichere Vorschritte in der Poesie gemacht haben, war der im Anfange des vorigen Jahrhunderts so sehr bewunderte und nachgeahmte Cavalier Marini. Er übertraff an Genie alle seine Zeitgenossen, und wurde daher Lieblingsdichter der Nation. Allein er mißbrauchte sein Talent gar bald dadurch, daß er seinen blinden Verehrern statt Gedanken, einen glänzenden Phöbus, statt echtes Witzes, Witzeley und Wortspiele, statt Goldes den Klang des Goldes mittheilte. Sein Kredit machte, daß alles für gut aufgenommen und nachgeahmt ward. Er war der Stifter jenes Geschmacks an Concetti, welcher damals nicht nur ganz Italien irre führte, sondern gleich schön gefärbten Seifenblasen, auch über die Alpen flog, unsre Lohensteine und Hofmannswaldaue zu verblenden. Auch Frankreich und England blieben nicht frey davon. Der bekannte boilauische Vers: Laissons a l'Italie de tous ces faux brillans l'eclatante follie! beziehet sich dahin.— Petrarchs Nachahmer gaben ihren Lesern doch wenigstens erkünstelte Empfindungen, die Nachahmer des Marini, ein erkünsteltes Nichts.

In unsern Tagen ist die Poesie der Italiener mehr gefallen als gestiegen. Nebst den beyden ruhmwürdigen Dichtern Metastasio und Frugoni haben sich wenig Söhne des Apollo hervorgethan, die nach dem kleinen Maßstabe, dessen ich mich zu meinen Ausmessungen bediene, in Betrachtung kämen. Diese wenigen sind:

Forteguerri. Verächter des Orlando Furioso, behauptete er, es sey nicht schwer, ein Gedicht zu machen wie der Orlando ist, und schrieb seinen Ricciardetto. Die Meinungen der Italiener theilten sich über sein Produkt. Einige erhoben es über den Orlando, andre aber, die schon für allzeit zu den Fahnen des Ariosto geschworen hatten, tadelten Alles daran, Erfindung, Behandlung, Ausdruck, Sprache und Versifikazion. Ich wage hierüber keinen Ausspruch. Ich habe beyde gelesen. Beyde haben mir Vergnügen, aber auch durch die vielen, von Ästhetik und Gefühl gemißbilligten Sprünge einer zaumlosen Einbildungskraft—die manchmal in das Kindische umschlägt—bisweilen Unbehäglichkeit verursachet. Überhaupt bleibt meine Vorliebe für das männlichere und erhabnere Jerusalem des Tasso entschieden.

Passeroni. Sein Poem il Cicerone, gehört zu den wichtigsten poetischen Werken ihrer neueren Dichter. Die Italiener nennen es ein episches Gedicht, und Titel und Form lassen diese Eigenschaft daran vermuthen; es ist aber nichts anders als ein langer— zu langer satyrischer Scherz in vier und dreyßig langen Gesängen, die willkührlich auf einander folgen ohne durch irgend einen sichtbaren Plan ein Ganzes, und um so weniger eine Epopee auszumachen. Cicero ist nicht der Held, er ist nur eine unbedeutende Maschine des Gedichts, wozu der Dichter jeden andern Nahmen, vielleicht Manchen schicksamer, hätte wählen können. Sittliche und litterarische Satyre wechslen immerfort mit scherzhaften Einfällen, und nur zu oft mit ganz zweck-

loser, auch niedriger Spaßmacherey darin ab. So endeloses Scherzen müßte selbst in einer komischen Epopee, wo doch der historische Faden die Aufmerksamkeit des Lesers mit sich fortziehet, zuletzt ermüden. Indeß enthält dieser Cicerone häufige und ausnehmende Schönheiten des Details, vortreffliche Schilderungen aller Arten von Thorheiten und oft wahre satyrische Laune.

Ein andrer merkwürdiger Dichter unsrer Zeit ist Algorotti. Er war Ihnen persönlich bekannt, und ich erinnere mich, seine Werke bey Ihnen gesehen zu haben. Nach meinem Gefühle hat noch kein italienischer Schriftsteller mehr guten Geschmack gezeigt als Algarotti — sowohl in seinen poetischen als prosaischen Werken. Jedes derselben verräth den Mann, der sein Leben in der feinsten Welt zugebracht hat. Friedrich der ihn sehr geliebet, ließ ihm nach seinem Tode zu Pisa ein Ehrenmaal errichten.

Der erst vor ein paar Jahren verstorbene Graf Durante Duranti gehöret hieher. Seine Trauerspiele sind von den vorzüglichsten der Italiener. Seine Satyren sind in einem weit besseren Tone geschrieben, als jene des Ariosto, dessen Nachahmer er außerdem zu seyn scheinet. Die Satyre, welche er l'Uso betitelt, läßt alle Ariostischen und Menzinischen hinter sich.

Parini. Sein Matino ist ein sehr schönes Gedicht— Seine übrigen sind mir noch unbekannt. Seine übersetzungen von einigen deutschen Gedichten verdienen ebenfalls Lob. Er lebt noch; und so auch die ihm hier Nachfolgenden.

Der Graf von Alfieri zu Florenz. Er hat viele Tragödien ganz im Geschmacke der Alten geschrieben. Ich halte dieselben im Durchschnitte, für die besten der Italiener. Sein Styl ist edel und körnigt, wird aber von vielen seiner Landsleuten getadelt, weil sie (wie es mir scheinet) von einigen seiner Vorgänger, zumal vom Verfasser der

Merope, an einen mehr malerischen, und oft tändelnden Styl verwöhnt worden sind.

Der Fabeldichter Pignotti. Unter seinen durchaus gut geschriebenen Fabeln sind verschiedene ganz originelle, welche in andre Sprachen übersetzt zu werden verdienen.

Bertola, der Ihnen durch seine Idea della Letteratura allemana bekannt seyn wird, hat sich durch verschiedene vortreffliche Gedichte, zumal durch seine Notti clementine ausgezeichnet. Dieß Gedicht ist in einer französischen Übersetzung auch von den Franzosen mit unterscheidendem Beyfall aufgenommen worden. Aus seiner Idea werden Sie wissen, daß er einige deutsche Gedichte vortrefflich in seine Sprache übersetzt hat; aber Sie werden vielleicht nicht wissen, daß er unsre Sprache, bloß unsrer Litteratur wegen—in Italien erlernet hat. Gewiß ein seltner Entschluß eines Italieners!—Er war vor einigen Jahren in Wien und erwarb sich da in allen guten Gesellschaften das Lob eines artigen Mannes und eines bescheidenen Gelehrten. Ich kann nicht umhin, Ihnen bey dieser Gelegenheit zu bemerken, daß unter allen —- Mir bekannten — auswärtigen Übersetzern deutscher Gedichte, die Italiener, und unter diesen, Bertola und die Signora Caminer, das Beste geleistet haben.

Bettinelli und Cesarotti, von denen ich schon in diesem Briefe rühmliche Erwähnung machte, gehören auch als Dichter in das hier aufgeführte kurze Verzeichniß.

Auch der Graf Caspar Gozzi hat einige artige Kleinigkeiten gut versifizirt. Von seinem Bruder Karl (dem dramatischen Dichter) werd ich Ihnen zu seiner Zeit Meldung machen: denn ich behalte mir vor, Ihnen mit erster Gelegenheit vom italienischen Theater überhaupt Rechenschaft zu geben.

So auch Casti. Er hat viel Witz, und es fehlt ihm auch an Geschmacke nicht. Allein seine meisten Gedichte,

sind mehr geeignet einem Kreise Scherz verstehender Freunde, als dem Publikum vorgelegt zu werden. Sein Re Teodoro (eine Ausbeute aus Voltairens Candid wurde von Denen, die Theodars Geschichte und auch seine noch lebende Familie kennen, gemißbilligt, dienet aber in poetischer Betrachtung, zu einem Beweise, daß Casti zu der so nöthigen Verbesserung des komischen Singspiels der Italiener guten Beytrag leisten könnte.

Und hiemit wären wir auch schon mit dem ganzen Verzeichniß am Ende. Es gibt zwar noch mehr andre neue Dichter, die sich unter ihren Landsleuten einen Nahmen gemacht haben; ich zweifle auch nicht, daß einer und der andre davon einen Platz unter den hier genannten verdiene: allein ihre besten Werke sind mir vielleicht noch nicht zu Gesichte gekommen; und ich will Ihnen nur meine eignen, nicht fremde Urtheile mittheilen.

Eine meiner eignen Bemerkungen über den jetzigen Zustand der italienischen Poesie ist auch diese, daß unter den neuern Dichtern viele sind, die einen nicht unglücklichen Hang zur Satyre zeigen. Desto besser! Diese Gattung ist ohnehin bey ihnen noch mit wenig Glück kultivirt worden. Allein, wie gesagt, der herrschende Sonetten-Geschmack ist dem Aufnehmen aller andern Gattungen nachtheilig, weil es sich jeder angehende Dichter als Pflicht anrechnet, einen Ehrenplatz in Arkadien zu erhalten; und weil diese gebenedeyten Arkadier das Sonettenspiel zur Hauptbeschäftigung gewählt, und für das Meisterwerk der Dichtkunst erkläret haben. Daß es außerdem jetzt in Italien wenig Aufmunterung zu edleren und ruhmhältigern Dichtungsarten gibt, werden Sie mir desto leichter glauben können, wann ich Ihnen sage, daß die poetische Lorbeerkrone, mit welcher ehmals die Petrarche und Tasso auf dem Kapitole beehret wurden, in den letztern Zeiten nur zween Improvisatoren zu Theil wurde. Ich bin rc. rc.

Nachschrift.

Freund! unsre Scene verändert sich plötzlich. Eben da ich gegenwärtigen Brief schließe, erhalte ich die unvermuthete Nachricht, daß ich dieser Tagen Görz verlassen, und eine Anstellung in Wien übernehmen muß. Wäre diese Veränderung nicht Folge meiner Dienstpflichten, so würde sie mich auf einige Zeit unzufrieden machen. Ich war recht gern in dieser Provinzstadt, die zwar ein kleiner aber nicht unangenehmer Ort ist. Wie Sie wissen, wohnet hier ein zahlreicher Adel, worunter verschiedene von unsern besten Familien, als die Grafen Attems, Cobenzel, Strasoldo, Thurn und andre sind. Ich lebte mit allen im besten Einvernehmen, und verspürte daher niemals Mangel an guter Gesellschaft. Auch hat man beynah das ganze Jahr Schauspiele hier. Die Gegend ist schön und gesund. Man steht mit einem Fuß in Deutschland, mit dem andern in Italien. Der Isonzo, der eine Viertelstunde weit von der Stadt fließet, macht in dieser Gegend die Gränze der beyden Länder. In fünfzehn Stunden kann man bequem nach Venedig, und in fünfen nach Triest kommen. In dieser Handelstadt war ich wie zu Hause. Zur Fastenzeit ist sie für den Liebhaber der Musik der glänzendste Ort in der katholischen Welt; denn nirgends als in diesem Freyhafen werden zu dieser Zeit große Opern gehalten. Dieß macht, daß man jedesmal die besten Stimmen des benachbarten Italiens da höret; und die ausnehmende Höflichkeit, welche die dahin kommenden Fremden vom Gouverneur Grafen von Brigido und seiner liebenswürdigen Gemahlinn (einer Gräfinn Thurn) empfangen, übertreffen an Reiz noch die Stimme der Banti und die Kunst des Pachierotti. Sed erat in fatis. Ich mache mich jetzt gefaßt, so bald es thunlich, meinen Zug vom grün scheinenden und doch

Kristall klaren Forellenfluß Isonzo, nach dem Ufer der majestätischen Donau anzutreten. Unser italienischer Briefwechsel wird also nothwendiger Weise auf — wie lange? das werden die Umstände entscheiden—unterbrochen. Empfehlen Sie mich allen Brünnern und Brünnerinnen, besonders denen, die Ihnen angehören, und leben Sie aufs Beste!

Fünfzehnter Brief.

Wien den 24. Jänner 1788.

Schätzbarster Freund!

Allerdings sind Sie berechtiget, mich an mein Verspre- chen zu erinneren. Die Pause in meinem Briefwechsel war in der That ein wenig lang. Aber ich hatte auch seit mei- ner Ankunft in Wien zwischen Amts- Wohlstands- und meinen eignen Geschäften nicht wenig zu thun. über dieß bezog ich schon die zweyte Wohnung, und werde bald die dritte beziehen. Die erste, die mir vor meiner Ankunft ein Freund ausgewählet, verließ ich wegen ihrer finstern Trep- pe, worauf ich nicht Lust hatte mir den Hals zu brechen. Aus der zweyten, die ich meiner eignen, übereilten Wahl verdanke, verjagen mich gewisse wichtige Insekten, die man Wanzen nennet. Ich nenne diese garstigen Dinger wichtig, weil ein überaus gelehrter Holländer vor ein paar Jahren ihnen die Ehre erwies, ein Buch von drey Octavbänden über sie zu schreiben. Dieser Holländer kann sich so ziem- lich an Gelehrsamkeit und Geschmack mit dem italienischen Antiquar Martorelli messen, der zween große Quartbände über ein antikes Schreibzeug herausgab; aber doch nicht mit dem Pater Correale vom Montecassino, der sich durch —erschrecken Sie nicht!— Durch neunzig Folianten über

die hebräische Sprache berühmt gemacht hat. Das letztere Werk ist noch Manuscript, und wird vermuthlich als ein solches dereinst in irgend einer großen Bibliothek unter den rarsten Handschriften, ungebraucht vermodern. Die Wohnung, die ich jetzt beziehen werde, hab ich mit mehr Bedachtsamkeit aufgesuchet. Sie ist ganz nach meinem Geschmack, und geräumig genug, auch einen guten Freund zu beherbergen. Sie wissen also schon, wo Sie abzutreten haben, wann Sie wieder nach Wien kommen. Nur muß das nicht vor sechs Wochen geschehen: denn so lange hab ich noch meinen Posten gegen die Anfälle der wichtigsten von allen Insekten zu behaupten. Bis dahin hoffe ich auch mit meinen italienischen Nachrichten am Ende zu seyn, und somit zweyerley Arbeiten vom Halse zu bekommen.

Doch muß ich Ihnen voraus sagen, daß ich den Plan dieser Nachrichten etwas enger zusammen ziehen werde, als ich gleich anfangs gesinnet war. Man kömmt zu Wien nicht so leicht zum Schreiben; und wird öfters darin gestört als zu Görz. Sie waren allzeit diskret; werden daher ohne Schwierigkeit ihre Nachsicht um eben so vieles weiter ausdehnen, als ich meinen Plan einzuschränken denke! Auch bleibt mir wirklich nicht mehr viel Wesentliches von dem, wozu ich mich anheischig gemacht habe, zu thun übrig. Ich habe Ihnen umständlich genug über Gemüthsart, Aufklärung, und Litteratur der Italiener gesprochen. Ganz gewiß könnte man sich aus diesen Rubriken — wenigstens im Allgemeinen — auch ein Urtheil über den Geschmack der Nation abziehen; allein ich habe versprochen, Ihnen hievon ins Besondere meine Meinung zu sagen, und dieß Versprechen hoffe ich in gegenwärtigem Schreiben, welches vom italienischen Theater handeln soll, größtentheils erfüllen zu können.

Unstreitig gibt es kein richtigers Barometer, um die Höhe zu bestimmen, zu welcher eine Nation an Geschmack,

Witz, und Sittenverfeinerung gestiegen ist, als ihr Theater. Freylich muß man sein Urtheil nicht von Pöbel- und Jahrmarktbühnen, sondern bloß von denjenigen Theatern abstrahiren, wo Hof, Adel, Magistrate, mit einem Wort, wo der bessere Theil der Nation sich zu versammlen pfleget. Würde oder Reiz des Stoffes in den vorgestellten Stücken, Wahrscheinlichkeit der Handlung, Schilderung der feineren Sitten, edlere Charaktere, echter Witz, werden sich nirgends auf Bühnen erhalten, wo der Pöbel die größere Zahl der Zuschauer ausmachet, folglich den Ton angibt, weil alle diese Dinge außerhalb des engen Kreises seiner Begriffe und seines Gefühles liegen. Je häufiger aber die feinere Gattung der Schauspiele besuchet wird; je mehr die am meisten besuchten Stücke so beschaffen sind, daß sie durch die erst erwähnten Eingenschaften dem plumpen Zuschauer (der nach dem Ausdruck des Horaz, mit Nüßen und Erbsen handelt) mißfallen müssen, desto höher ist ganz sicher die Nation an Kultur des Geschmacks und der Sitten empor gestiegen.

Aber ach! liebster Freund! wie bange macht mich dieses Geschmack-Barometer um mein eignes liebes Vaterland! Und wie leid ist es mir, das meine strenge Wahrheitsliebe mir diesesmal nicht verstattet, so viel Gutes von demselben zu sagen als ich wünschte — als ich bisher immer sagte, wann ich mich dazu berechtiget glaubte! Gesetzt auch, ich bewiese Ihnen, daß es um das italienische Theater noch mißlicher aussehe als um das unsrige; kann man sich wohl durch fremdes Übel über sein eignes trösten? — Doch, ich habe ja nun vom Theater der Italiener zu sprechen; das deutsche mag für heute verschlossen bleiben!

Das Theater der Nation, von der ich Ihnen Rechenschaft gebe, erheischt von seinem Beurtheiler mehr als jedes Andre eine zweyfache Übersicht: Einmal wegen ihres

recitirten oder declamirten, und einmal wegen ihres gesungenen Schauspiels, der Oper. Sie sollen über beyde Gattungen meine Meinung vernehmen.

Die Italiener waren die ersten die eine regelmäßige Tragödie hatten. Diese Tragödie ist die Sophonisbe, von der ich Ihnen schon gesprochen habe. Als ein Erstling der Kunst verdiente sie das Lob, welches ich ihr damals ertheilte: Allein im Grunde ist diese Sophonisbe nichts mehr als eine schwache Nachahmung der Griechen, worin man zwar die Form, aber nicht den Geist jener großen Meister nachgeahmt findet. Es ist nicht genug, die Regeln des Aristoteles zu beobachten; man muß Verstand und Herz des verständigen und fühlenden Zuschauers interessiren und rühren. Dieß ist der Zweck des tragischen Dichters, die Regeln sind nur das Mittel zum Zwecke zu gelangen. Dem Beyspiele des Trissino folgten bald Rucellai, Giraldi, Lodovico Dolce, und andre nach, allein sie blieben wie Trissino, selbst wann sie übersetzten, noch tief unter ihren Originalen, den Alten. Ich sage Ihnen kein Wort von den tragischen Pastorellen, die bald nachher so beliebt wurden, und die, meines Bedünkens, eine — nicht glückliche Erfindung des Torquato Tasso sind, ob ich gleich seinen Aminta für ein schätzbares Gedicht erkenne. Der Kothurn passet Schäfern nicht besser an, als der Schäferstab den Cäsarn und Alexandern. Indeß fand diese Gattung durch das Ansehen ihres Erfinders eine so große Menge von Liebhabern und Nachahmern, daß die Gattung des Sophokles und Euripides auf lange Zeit darüber vernachlässiget, beynah vergessen ward. Große Genies sollten sich wohl bedenken, eh sie es wagen, in irgend einer Kunst oder Wissenschaft ganz neue Wege einzuschlagen. Sind die neuen Wege nicht besser, oder wenigstens vollkommen eben so gut als die alten, so richten sie, eben weil sie große Genies sind, durch die Neuerung mehr übel an, als sie

selbst glauben. Ich könnte Ihnen hierüber einheimische Beyspiele anführen. Freylich werden solche Erfindungen, gleich den Kometen, nach einiger Zeit von der Natur selbst aus dem Raume verdrungen, wohin sie nicht gehören; allein das geschieht öfters erst, wann sie durch ihr langes Daseyn schon unersetzlichen Schaden verursachet haben. In Italien verfloß eine lange Reihe von Jahren, eh man wieder die tragischen Vorzüge erkannte, welche die Ödipe und Philoktete über die Aminte und Pastorfide haben.

Einen andern nachtheiligen Einfluß auf das Theater der Italiener hatte im sechzehnten Jahrhundert der verderbte Geschmack der Spanier. Diese Nation war damals durch Macht und Reichthum die herrschende in Europa. Mit ihrer Sprache, welche die Sprache aller Höfe war, breitete sich auch ihr Geschmack aus. Die Theaterstücke des Calderon, Cervantes, besonders aber des Lopez de Vega, wurden an allen Höfen aufgeführt und von andern Nationen nachgeahmet. Lopez Theaterstücke sind Vorstellungen abentheuerlicher Begebenheiten, worin alle Wahrscheinlichkeit, dieß Haupterforderniß des guten Drama, gänzlich dem Wunderbaren und Romanesken aufgeopfert ist, aber es kommen Züge des Genies darin vor, die oft wie Blitzstralen aus finstern Wolken hervorbrechen, und jeden Zuschauer, dessen Geschmack nicht fest gegründet ist, leichtlich verblenden können. Lopez war wirklich ein außerordentliches Genie. Die Menge seiner Schriften, wovon ein großer Theil in Versen, ist unglaublich. Die Anzahl seiner Theaterstücke soll sich auf 2000 erstrecken. Voltaire sagt zwar mit Recht: Wer tausend Theaterstücke gemacht hat, hat sicher nicht Ein gutes gemacht; allein für den großen Haufen waren sie eben, was sie seyn sollten; und für diesen schrieb Lopez. Eine Erklärung hierüber von ihm selbst, ist merkwürdig. „Als ich zu schreiben anfing (sagt er) fand ich das Theater bey uns beschaffen, nicht wie die Alten

gedacht haben, daß man es nach ihnen einrichten würde; sondern wie es viele Unwissende verunstaltet, die dem Volke ihren groben Geschmack beygebracht haben. Dieser schlechte Geschmack ist so sehr eingerissen, daß derjenige, der es wagt nach den Regeln zu arbeiten, in Gefahr steht ohne Ruhm und Belohnung zu sterben; denn unter Leuten, die sich der Vernunft nicht bedienen wollen, vermag die Gewohnheit mehr als alle Vorstellungen." Diese, bey uns selbst so anwendbare, Erklärung könnte ihm allenfalls für seine jüngern Jahre, da er oft in Dürftigkeit lebte, zur Entschuldigung dienen; daß er aber auch in den Zeiten, da er ein ansehnliches Vermögen besaß, sein Talent zur Erhaltung des üblen Geschmacks in seinem Vaterland, in ganz Europa, mißbrauchte, ist ihm desto weniger zu verzeihen, da er vom Werthe der Regeln überzeugt war, und daher trotz seiner Überzeugung, schlecht schrieb.

Zu dieser Zeit erhielt Italien, und so alle Länder wo Theater waren, weder mehr eine Tragödie, noch eine Komödie nach dem Ideale der Alten. Die Stücke waren ein Gemisch vom höchsten Tragischen und niedrigsten Burlesk, mit Verkleidungen, Entführungen, Combattements, Zaubereyen und Gespenstern vollgepropft. Alles was sich aus jener Zeit noch erhalten hat, ist Beweis davon; aber der stärkste von allen Beweisen sind die Werke des berühmten Shakespears, welcher Lopez glücklichster Nachahmer in England war. Auch Er war unstreitig ein großes Genie— wenigstens in dieser Gattung von Schauspielen, wo man weder Ökonomie noch Wahrscheinlichkeit fodert, und wo das Sonderbarste, oder auch das Tollste, gemeiniglich das Beliebteste ist. Er hat noch jetzt seine Nachahmer und Vertheidiger, zumal in unserm Deutschlande. Man nennt ihn hie und da den ersten unter allen Nachahmern der Natur: (welcher Natur?) Man nennt ihn sogar den ersten von allen dramatischen Dichtern aller Völker und Zeiten. Man

sollte ihn lieber den ersten von allen Nachahmern des Lopez de Vega nennen. Doch, wie die Herren wollen! wir Andre können noch immer zufrieden seyn, so lang unsre deutschen Kunstrichter sich enthalten, den armen Horaz für einen Nichtkenner der Natur zu erklären, weil er in jedem Ganzen Analogie aller Theile fodert — oder den Maler Raphael, weil er in seiner Verklärung Christi nicht irgend einen hebräischen oder samaritanischen Hanswurst, oder wohl gar einen dieser deutschen Dramaturgen angebracht hat.

Dieser falsche Geschmack der Spanier hat sich lange Zeit, viel länger als die spanische Macht, in Europa erhalten, weil er der Geschmack des großen Haufens ist und allzeit seyn wird. Frankreich war das Land, das sich am ersten, und auch am glücklichsten davon losriß. Peter Corneille, dieser Grundpfeiler vom Tempel des litterarischen Ruhms der Franzosen, war der erste, der seine Nation auf den Geschmack der Alten zurück führte, sie mit den Regeln der dramatischen Kunst bekannt machte und was das Vornehmste ist, die Ausübung der Regeln durch meisterhafte Beyspiele lehrte. Er nahm einigemal aus spanischen Stücken selbst, den Stoff zu den seinigen, und zeigte, wie aus eben derselben Materie grobe und feine Waare erzeugt werden könne. Viele Jahre nachher erst fand Italien einen ähnlichen Prediger des guten Geschmacks am Gravina: aber Gravinas Beyspiele fielen bey weiten nicht so gut aus wie die Corneillischen; auch nicht so gut wie die des berühmten Adisson, der bald nach dem Gravina an der Verbesserung des englischen Theaters arbeitete. Sollte ich diesen ausländischen Reformatoren einen unsrigen an die Seite stellen, so würde dieser Schlegel seyn. Auch Er pries uns den Geschmack der Alten an und lehrte durch Beyspiele. Seine Tragödien lassen sich besser lesen als die Gravinaischen; und sein Triumph der guten Frauen, würde

nach Zusammenziehung einiger zu gedehnten Auftritte und Belebung des hie und da zu matten Dialogs, noch immer eine unsrer besten Original-Komödien seyn. Gravina hatte gleich dem Franzosen Aubignac, eben so viele theoretische Kenntnisse, als wenig Anlage zur Ausführung. Dessen ungeachtet verdienet er wegen des Guten, so seine kritischen Schriften in Italien bewirket, und wegen des Umstands, daß er den berühmten Metastasio erzogen und gebildet hat, den Dank seiner Landsleute.

Nach Gravinas Anleitung und Aufmunterung haben sich ununterbrochen bis jezt sehr viele italienische Dichter um den tragischen Lorbeer bemühet.— Mit glücklichem Erfolge?—Ich würde das mit viel Vergnügen bejahen, mein Freund, hätte ich bisher nur eine einzige ihrer Original-Tragödien kennen gelernet, die man einer der besten Corneillischen, Racinischen oder Voltairischen entgegen setzen könnte: Aber wahrlich! das habe ich nicht, so fleißig ich —als ein besonderer Liebhaber des Theaters—alle die nur ein wenig im guten Rufe stehen, selbst las, oder vorstellen sah. Ich glaube Ihnen die Hauptursache davon zu entdecken, wann ich sage, daß mir ihre Dichter überhaupt mehr mit der Absicht, historische Begebenheiten und historische Charaktere richtig zu schildern, als mit der Absicht, heftige Leidenschaften zu erregen, zu Werke zu gehen scheinen. Selbst die Alfierischen Stücke (die ich für ihre besten halte) tragen nicht selten dieß Merkmal an der Stirne. Der wahre tragische Zweck wird in Italien noch so sehr verkannt, daß vor etlichen Jahren Catani (ein toskanischer Dichter von Verdienst) einen Entschluß bekannt machte, nach welchem er zum historischen Unterrichte der Toskaner, die ganze Geschichte des Hauses Medici in Tragödien bringen, und von jedem der sieben Fürsten aus diesem Stammen, ein Trauerspiel schreiben wollte. Er hat wirklich schon einige, ich weiß nicht wie viele, davon geliefert. Dieser

Einfall mag wohl patriotisch gut seyn, aber für poetisch gut, kann ich ihn unmöglich erkennen. Findet er wirklich in dem Leben von einem Paare dieser Fürsten einen Stoff der des Kothurns würdig ist, wie wird es mit den übrigen aussehen? Er muß entweder eine neue, viel zu bekannte Geschichte auf eine nicht erlaubte Art entstellen, oder schlechte Tragödien liefern.

Die Tragödie, auf welche Italien am meisten stolz ist, und die man bey jeder Gelegenheit citiren hört, ist die Merope des Marchese Maffei. Lessing hat sie in seiner Dramaturgie umständlich beurtheilt. Anstatt sein Urtheil, das vollkommen mit dem meinigen übereinstimmet, hier abzuschreiben, verweise ich Sie dahin. Es wäre nicht zu begreiffen, wie man ein so mittelmäßiges Produkt mit so unbegrenztem Enthusiasmus anpreisen, mehr als fünfzigmal auflegen, und in alle Sprachen übersetzen konnte, wenn man nicht dieß alles den sonstigen litterarischen und moralischen Verdiensten seines schätzbaren Verfassers anrechnen könnte.

Nebst der Merope stehet die Rossana des Grafen Magno Cavallo in vorzüglichem Rufe. Die Hauptursache dürfte wohl seyn, daß sie den, vom Herzog von Parma ausgesetzten Preis für das beste Theaterstück, gewann.

Auch in Hinsicht auf die tragische Diction sind meines Erachtens noch wenig italienische Dichter glücklich gewesen. Ihr Styl ist meistens zu reich an poetischen Gemälden, Gleichnissen und, zur Unzeit, genauen Beschreibungen, wodurch er mehr Episch als Tragisch wird. Die Sprache der Helden muß, ohne Prunk edel und erhaben seyn; die Sprache der Leidenschaften verträgt gar keinen Schmuck. Bey dieser ist fast allzeit der einfachste Ausdruck der beste. Die Alten sind auch hierin noch stets unsre Meister geblieben. Ich weiß zwar, daß man auch ihnen öfters Vorwürfe über einige zu weitläuftige Beschreibun-

gen macht; aber bey genauer Erwägung findet man fast immer, daß sie nicht ohne Absicht, und fast nie zur Unzeit weitläuftig sind. Und wie sehr unterscheidet sich auch da noch der simple Ausdruck ihrer handlenden Personen von dem poetischen ihrer Chöre! —

Einer der neuesten italienischen Tragiker, Graf Alfieri, hat sich eine ganz eigne tragische Sprache, einen ganz eignen Dialekt erfunden—der aber vielen seiner Landsleute (vielleicht bloß seiner Neuheit wegen) nicht behaget. — Ich glaube, die angehenden Tragödien-Dichter in Italien würden nicht übel thun, wenn sie nach den Cesarottischen Übersetzungen einiger Stücke des Voltaire ihren Styl zu bilden suchten. Die Corneillischen Stücke vom Baretti, haben theils als Übersetzungen nicht den Werth der Cesarottischen, und theils sind mir Corneills Helden selbst, zu oft Schwätzer oder Großsprecher. Übrigens muß man billigen, daß die Italiener, gleich den Alten und kultivirtesten Neuern, alle ihre Tragödien in Versen schreiben. Die konvulsivische Prose unserer neuesten Tragödien-Dichter hat für die italienischen eben so wenig Reiz als für die französischen. Auch scheinen sie mir gut gethan zu haben, daß sie den Verso sciolto hiezu festgesetzet, und den trabenden Martelliano (der vollkommen wie der Schönaichische Vers in der Hermaniade einher hüpfet, verabschiedet haben.—

Das Schicksal der Thalia war in Italien um ein Merkliches besser, als das ihrer tragischen Schwester; kann man gleich noch nicht sagen, daß sie großes Glück gemacht habe. Ein geistlicher Fürst, der Kardinal Bibiena war der erste, welcher der verwahrloseten, zur Dienstmagd des niedrigsten Pöbels herabgesetzten Muse zu Hülfe kam, und ihr sein poetisches Talent zum Opfer brachte.

Daß uns doch die Annalen seiner Zeit die frommen Räsonements aller hochwürdigen Herren Prioren, Rektoren und Inquisitoren über das unverzeihliche Vergehen eines

bepurperten Priesters nicht hinterlassen haben, dessen Neigung für Künste und Wissenschaften so weit ging, daß er seine eigne geweihte Hand durch die Verfertigung eines Produkts exsacriren konnte, welches den höchst profanen Zweck hat, die Thorheiten der Menschen zu vermindern, Sitten und Lebensart zu verbessern und Beyspiele der Tugend aufzustellen; und das noch über alles dieß, von den Kirchenvätern selbst verschrieen war! — Ich bin versichert, daß diese Nachrichten Stoff zu einer noch weit komischern Komödie geben würden, als die Calandra des Kardinals Bibiena ist. Doch, kann man sich nicht, auch ohne Nachrichten hievon zu haben, einen guten Theil dieser Räsonements selbst denken, wann man erwäget, wie oft noch in unsrer aufgeklärteren Zeit — und zwar von Leuten, die besser als Mönche und Inquisitoren denken sollten — über Jeden, der einige seiner müßigen Stunden den Musen widmet, die feine Sentenz ausgesprochen wird: „Der Schuhmacher hat sich bloß mit seinem Leisten und so jeder Andre bloß mit seinen Berufsgeschäften abzugeben? „ — Es wäre solchen Richtern allenfalls zu verzeihen, wenn sie sprächen: Der Esel muß, ohne auf Leckerbissen zu denken, sich bloß mit seinem Heu begnügen! allein warum sollte denn der Mensch — der seine Berufsgeschäfte vollkommen, so vollkommen wie jeder Andre erfüllet, in seinen übrigen Stunden ein Talent nicht kultiviren dürfen, wodurch er seinen Nebenmenschen Nutzen oder Vergnügen schaffen kann? Und doch, mein Freund, gibt es — was man kaum vermuthen sollte — in meinem eignen Stande noch manchen Hau-Degen, der nicht um ein Haar besser von der Sache räsonniret. Ich nenne diese Herren bloß wegen der eingeführten Weise Hau-Degen; im Grunde aber hauen und stechen diese Haudegen gemeiniglich am allerwenigsten, wann ihnen Gelegenheit dazu verschaffet wird. Ich habe noch keinen vollkommnen Ignoranten ge-

kannt, welcher Proben eines auszeichnenden Muthes (des vernünftigen Muthes, der Gegenwart des Geistes) abgelegt hätte; so wie ich aus der ganzen alt und neuen Geschichte keinen ausgezeichneten Helden kenne, der nicht die Künste und Wissenschaften geliebt hätte. Die allergrößten davon haben sie sogar selbst kultivirt. Und wie könnte wohl der echte Held (ich verbitte mir die Helden aus der der Schule des Propheten Mahomets unter die echten zu zählen) wie könnte wohl der echte Held, der sich durch Größe des Geistes über andre Sterbliche empor schwinget, die Achtung verkennen, welche die Werke des Geistes verdienen?— Doch odi profanum vulgus etc. etc. Unser Gegenstand ist nun die italienische Komödie.

Die Calandra des Bibiena war kein Meisterstück für alle Zeiten; hatte auch als eine Nachahmung des Plautus nicht den Werth der Originalität; war aber durch Regelmäßigkeit und Geschmack so weit über alle ihre italienischen Vorläuferinnen erhaben, daß sie eben so würdig war als Komödie Epoche zu machen, als es einige Jahre nachher die Sophonisbe als Tragödie machte. Bibiena fand bald unter seinen Landsleuten eine Menge Nachahmer. Ariosto war einer der ersten. Er verlegte sich durch einige Jahre mit Eifer auf diese Gattung; und um nicht bloß Nachahmer des Bibiena zu seyn, erfand er sich eigens zu seinen Komödien den Verso struciolo: denn die Calandra war in Prose geschrieben. Er hätte lieber nach einer andern Art von Originalität streben sollen. Seine fünf Theater-Produkte sind äußerst schlechte Nachahmungen der Alten, ohne Interesse, und voll Pöbelwitz.— Die fleißigsten Theaterdichter wurden nachher die Toskaner. Im Teatro comico fiorentino findet man ihre besten Stücke gesammlet. Denen von Lasca dürfte wohl noch der Preis gebühren, allein sie sind wie alle übrigen, viel reicher an Zoten als an Erfindung und echtem komischen

Salze. Und so hatte das italienische Theater seit Erscheinung der Calandra und Sophonisbe bis zur Einführung des spanischen Geschmacks, das heißt: in einem Zeitraume von anderthalb Jahrhunderten wohl vieles an regelmäßiger Form, aber weniges an Güte der Materie gewonnen. Ich sagte schon oben, daß die spanische Epoche nichts als heroisch-tragisch-burlesk-komische Mißgeburten zur Welt brachte. Wollte man ja bisweilen der schalkhaften Thalia ein ihr eigenthümliches Opfer bringen, so nahm man immer seine Zuflucht zu den Possen der Lazzi und Masken, oder würzte die Stücke durch kahle Spöttereyen über individuelle Gebräuche und Sitten der verschiedenen italienischen Völkerschaften, besonders aber über ihre verschiednen Dialekte. Dieser falsche Geschmack herrschte seit dem sechzehnten Jahrhundert ununterbrochen fort, bis in unsrer Zeit Goldoni erschien, und ihn, so viel es die Umstände verstatteten, mit Eifer und Glück zu verbessern suchte. Goldoni war unstreitig ein schätzbares Genie. Ganz Italien betrachtete ihn lange Zeit als seinen Molière. Und ist gleich unter seinen vielen Theaterstücken keines, das man den besten Molierischen an die Seite setzen kann, so glaube ich doch, daß von allen komischen Dichtern, aller Nationen, Er am ersten den berühmten Franzosen würde erreichet haben, wenn er für Paris und Frankreich, nicht für Venedig und Italien geschrieben hätte. Goldonis Publikum stehet sicher noch tiefer unter dem Molierischen, als seine Komödien unter den molierischen Komödien. Er war gezwungen sich diesem Publikum und seinen Impresaren zu fügen, denn er schrieb um Brod. Seine Stücke mußten immer von einer ihm vorgemessenen Länge, und in drey Aufzügen seyn. Er mußte — besonders in den erstern — die Masken beybehalten und so viel möglich war, niedrige Lokalsitten schildern. Durch ihre erzwungene Länge und Lokalität sind sie, zumal für den Ausländer, der die

venetianischen Sitten nicht genug kennet, sehr oft langweilig und unschmackhaft, ob man gleich keine einzige findet, worin der kennende Beobachter nicht Vorzüge eines wahrhaft komischen Genies entdecket.

Indeß widerfuhr dem armen Goldoni, was fast immer Leuten von hervorstechenden Verdiensten widerfährt. Sein Ruhm erweckte ihm Neider — und diese so viel Verdruß, daß er in seinem späten Alter sein undankbares Vaterland verließ und sein Leben zu Paris beschloß. Die hastigsten von seinen Gegnern waren der Graf Karl Gozzi und der Verfasser der Frusta letteraria, eines Journals, das wirklich eine litterarische Geisel, aber die Geisel eines überaus groben Satyrs, zu heißen verdienet. Während daß diese Frusta in Goldonis Produkten alle Fehler auf das Mühsamste aufspürte, und ihn selbst durch Sarkasmen und Grobheiten mißhandelte, trachtete Gozzi ihm durch Verfertigung anziehenderer Stücke den Beynahmen eines italienischen Moliers abzugewinnen. Dieser Vorsatz war schön; aber wie ging er dabey zu Werke? Goldoni hatte sich öfters, wann die Kritik ihn zu hart angegriffen, auf den Beyfall des Publikums berufen, den seine Stücke erhalten hatten. Er hätte sich lieber auf unpartheyische Kenner berufen sollen. Gozzi antwortete: der Beyfall des Publikums beweiset nichts. Ich werde aus dem elendesten Ammen-Mährchen eine Komödie machen, die noch weit lärmerndern Beyfall erhalten soll, als alle Goldonischen. Er konnte das zu Venedig, wo die Barkariolen im Theater entscheiden, mit Gewißheit voraussagen. Auch ärndete er durch das erste Mährchen, das er vorstellen ließ, ausserordentlichen Beyfall ein. Damit hätte er sich nun begnügen sollen, denn sein Satz war behauptet; aber es war ihm um etwas Mehrers zu thun; er wollte auf einer so glücklich angetretenen, obgleich sonderbaren Laufbahn den Goldoni ganz aus dem Andenken des Publikums verdrin-

gen, und verfertigte Mährchen über Mährchen, die alle mit Jubelgeschrey aufgenommen wurden. Goldoni wurde so vom großen Haufen, der sich immer für denjenigen erklärt, der ihm am letzten zu lachen macht, in kurzer Zeit vergessen oder verachtet. Ich sah im verflossenen Jahre noch, eines der gozzischen Kinder-Mährchen mit so unmäßigem Beyfall zu Venedig aufführen, daß ich mich bey meiner Nachhausekunft nicht enthalten konnte, folgendes Epigram in meine Schreibtafel zu kratzen:

G. Goldoni ist kein Molier!
A. Das wußten wir vorher.
G. Der Pöbel liebt mehr Possen als Verstand!
A. Auch das war längst bekannt.
G. Mir klatscht Barkariol, und Bürger, und Senat:
A. Klatsch' ihm nicht länger gute Stadt!
Durch dein Gepolter und Gedränge
Beweist er deines Pöbels Menge.

Was kann sich nun aber Gozzi auf den Ruhm einbilden, unwahrscheinliche Kinder-Mährchen auf eine gefällige Art dialogirt, und dem schon sinkenden schlechten Theatergeschmack der Spanier einen neuen Schwung gegeben zu haben; da er eben dadurch, der vom Goldoni angefangenen Verbesserung offenbar geschadet hat; da er nachher, durch seine Versuche in der bessern Komödie, ganz gewiß dem Goldoni nicht gleich gekommen ist? — Nehmen Sie sich die Mühe seine Principessa filosofa, die allgemein für sein bestes Stück gehalten wird, mit dem Bourru bienfaisant des Goldoni zu vergleichen, und ich weiß gewiß, daß Sie im Ganzen meiner Meinung seyn werden, obgleich die Principessa nicht ohne Schönheiten ist. Vielleicht würde ich dieses gozzische Stück ein Meisterstück nennen, hätte der Dichter es la principessa sciocca und

nicht filosofa genennet; denn für eine Philosophinn kann ich seine Dame bey der Plumpheit, mit welcher sie sich sowohl von ihrem Kammerdiener als Amanten, zum Besten haben läßt, unmöglich erkennen *).

In dieser Theater-Epoche, die man die Goldonische nennen kann, haben sich noch einige andre Komödien-Dichter mit verschiedenem Glücke hervorgethan, unter welchen Chiari, Albergatti, Signorelli und Willi bekannt worden sind. Ich meines Orts würde mich für den Marchese Albergatti erklären, da mir Chiari oft langweilig und trocken scheinet; Signorelli und Willi aber für die weinerliche Komödie (die weder der Thalia noch der Melpomene angehöret, und der zu Liebe Apollo schwerlich eine zehnte Muse kreiren wird) eingenommen sind. Ich verwerfe diese Gattung so wenig als das bürgerliche Trauerspiel, aber ich halte Beyde für Aftergattungen, die weder den Werth der heroischen Tragödie, nach der wahren Komödie haben. Sonderbar ist es, daß Signorelli, in seiner kritischen Geschichte des Theaters, sich ganz für den Geschmack der Alten erklärte, und doch der Erste war, der Italien eine weinerliche Komödie, in seiner Faustina lieferte.

Nun bleibt mir nur noch übrig, Ihnen auch etwas von den italienischen Schauspielern zu sagen. Ich kann mich hiebey einer beliebten Kürze bedienen, denn die Akteurs des recitirten Schauspiels sind in noch mißlichern Umständen, als alles übrige vom Theaterwesen. Sie sind schlecht bezahlt von ihren Unternehmern, welche auch von den Zuschauern schlecht bezahlet werden. Sie stehen nicht in der geringsten Achtung. Selbst ihre singenden Collegen, beschnitten und unbeschnitten, sehen mit Verachtung auf sie herab, und wollen nicht den mindesten Umgang mit ihnen

*) Die Hauptintrique dieses Stückes hat Marivaux lange vorher, und mit viel mehr Delikatesse bearbeitet.

haben. Kein Akteur darf es wagen, zu Venedig in dem Kaffehause einzutreten, wo sich die Operisten einzufinden pflegen. Diese Geringschätzung der Schauspielkunst verursachet, daß sich wenig Leute von Talent darauf verlegen, und daß diejenigen, welche die Noth dazu treibet, sehr gleichgültig dafür bleiben. Auch sind sie gemeiniglich vollkommne Ignoranten, ohne alle Kenntniß der feinern Welt, steif und ohne Anstand. Ihre Art zu declamiren ist ein ganz eigner, unausstehlicher Predigerton, ihr leidenschaftlicher Ausdruck, gesungenes Gewinsel oder Zettergeschrey. Nichts ist lustiger als sie in den Tragödien Tyrannen spielen zu sehen. Stimme, Gebährden, Mienen, alles ist die lächerlichste Karikatur. Sind diese Tyrannen gar Türken, so muß der ausländische Zuschauer gewiß im höchsten Grade hypochondrisch seyn, den ihr Gebrülle nicht zum lachen bringt. Aber Alles Dieß hat in Italien wenig zu bedeuten. Man ist zufrieden, wann die Trupp, für die komischen Stücke, mit einem Guten Arlekin, oder Policinello, Pantalone, Brigella, Tartaglia, Don Fastidio — und wie alle ihre Buffonen heißen — versehen ist; und wann sie einen tragischen Akteur besitzet, der auf eine recht gräßliche Art zu sterben weiß. Daß einem solchen aus vollem Halse Beyfall zugelärmet wird, ist Ihnen wohl nichts Neues, denn es geschieht auch bey uns: aber das kann Ihnen doch neu seyn, daß man ihn das Sterben wiederholen läßt? Und dieß geschah noch im letzten Carneval auf dem Theater St. Chrisostomo zu Venedig, wo ein solcher Convulsionär, in dem bekannten König Lear, dreymal hintereinander wegsterben mußte.

Glauben Sie übrigens nicht, mein Freund, daß ich das Böse, so ich hier vom italienischen Theater überhaupt sagte, im mindesten übertrieb. Ich könnte manchen aufgeklärten Italiener selbst als Zeugen anführen; nur die Unwissenden, die nichts als das Ihrige kennen, würden mir

widersprechen. Und wie könnte auch ihr recitirtes Schauspiel in einem glänzendern Zustande seyn, da keiner von ihren mächtigen Fürsten es seiner Aufmerksamkeit, und um so weniger seiner Pflege würdig achtet? Da die arme Theater-Muse mit ihrem ganzen armen Hofstaate sich jahraus jahrein auf Thespis altem Karren von einem Städtchen zum andern herum schleppen lassen, und zufrieden seyn muß, wann ihre eccellentissimi, illustrissimi e nobilissimi signori Protettori nicht über Theurung klagen, daß sie ihr bey jedem gnädigen Besuche für eine dreystündige Unterhaltung zehen Soldi (zween Kaisergroschen) zum Opfer bringen müssen? So viel und nicht mehr zahlt man zu Venedig und aller Orten beym Eingang in das recitirte Schauspiel. Nur zu Neapel, wo man zu meiner Zeit ganz besondern Geschmack an dem damaligen Policinello fand, wagte es der Unternehmer sich um ungefähr anderthalb Soldi mehr bezahlen zu lassen. Bey allen diesen Umständen, und der unleugbaren Sinnlichkeit der Nation, wäre es Mirakel, wenn die Sache anders ginge, als sie wirklich geht. Widerspruch habe ich also über meine Theater-Nachricht von vernünftigen Italienern nicht leicht zu besorgen; desto leichter hingegen könnten sie mich durch eine einzige Frage in Verlegenheit setzen. Und was wäre wohl natürlicher als die Frage: „wie sieht es denn um euer deutsches Theater, um eure Stücke, um eure Schauspieler, um euren Geschmack aus?“ Was wäre hierauf zu erwiedern? Die Antwort: der Erste und Mächtigste Deutschlands, hat sein National-Schauspiel in Schutz genommen; man setzt bey uns Preise für neue Stücke aus; man zahlt die Akteurs besser, als sie in irgend einem Lande bezahlt werden, und man schätzet sie auch, wenn sie es nur ein wenig verdienen. Diese Antwort, obgleich buchstäblich wahr, würde den Italiener schwerlich befriedigen; er würde vermuthlich weiter fragen: wie viel

habt ihr also bey allen diesen Vortheilen bisher gewonnen? Wie kömmt es, daß Niemand als ihr selbst, Gutes von eurem Theater spricht und schreibt? — Wahrlich Freund! diese zweyte Hälfte der Frage würde mich ohne Ausflucht in die Enge treiben, denn, ohne meine gewohnte Aufrichtigkeit zu verleugnen, könnte ich von unserm Theaterwesen nicht um ein Haar besser sprechen, als ich vor fünf Jahren in der Vorrede zu meiner Kleopatra davon sprach. Die Sache hat sich seit jener Zeit in Nichts gebessert, und in Manchem noch verschlimmert. Hier in Wien, wo man sich des besten deutschen Theaters rühmet, fährt der Rath der Fünfer noch immer fort, sein neu angenommenes System zu handhaben, und den gleich anfangs von ihm selbst der litterarischen Welt publicirten löblichen Plan, zu unterdrücken. Er siehet noch immer bey der Auswahl der Stücke nicht im geringsten auf die, von ihm selbst den Autoren einbedingte Beobachtung der dramatischen Regeln, theils weil er nicht genug versteht, warum diese Regeln gemacht sind, theils weil es ihm nur um Stücke zu thun ist, welche den respektiven Herren Fünfern, Rollen nach ihren respektiven Talenten liefern. Er fährt noch immer fort, Produkte der letztern Art — Wahrscheinlichkeit, Verstand und Sitten mögen noch so gröblich darin beleidiget seyn — zum Nachtheil des Verstandes und der Sitten des Publikums, unzähligemal zu wiederholen; hingegen die Stücke feinerer Art, worin sich die Herren deplacirt fühlen, und worin sich natürlicher Weise auch die Menge der von ihnen selbst gebildeten Zuschauer deplacirt fühlet, so bald möglich, aus dem Gange zu bringen. Unsre sogenannten deutschen Genies — unfähig Köpfe und Herzen zu interessiren — fahren noch immer fort, für die Augen der Gaffer zu dichten. Und endlich fahren fast alle unsre Journale und Theaterzeitungen noch fort, solche Genie-Werke mit so viel Antheilnehmung zu erheben, daß

man wetten sollte, Stücke und Kritiken flößen aus einer und derselben Feder.

Die Übereinstimmung so mannigfaltiger Triebwerke zu einem gemeinsamen schlechten Zwecke, kann nur eine sehr üble Wirkung hervorbringen; und diese üble Wirkung ist bey uns an dem Geschmack-Barometer, wovon ich oben sprach, auf eine unverkennbare Weise sichtbar. Alles was ich damals als Zeichen des ungebildeten Geschmacks einer Nation anführte, zeigt sich dem Beobachter nunmehr auffallend in unserm Hoftheater. Würde oder Reiz des Stoffes in den vorgestellten Stücken, Wahrscheinlichkeit der Handlung, Schilderung der feineren Sitten, edlere Charaktere, echter Witz, sind durch das neu angenommene System des Theater-Rathes Dinge geworden, welche kein Stück, worin man sie antrifft, zur vierten Vorstellung gedeihen lassen; da hingegen gerade diejenigen Produkte, denen diese Dinge gänzlich fehlen, bey zwanzig und mehr Vorstellungen das Haus zu klein machen, und leider! zu deutlich beweisen, wie sehr die Menge der Horazischen Erbsen-Händler nach und nach angewachsen ist. Es kann zwar bisweilen ein mittelmäßiges Stück wegen gewisser Beziehungen, so die Zuschauer darin zu entdecken glauben, auf dem besten Theater außerordentliches Glück machen; wie wir dieß zu Paris an der Hochzeit des Figaro gesehen haben, allein ganz Paris sagt: Figaro ist kein gutes Stück, und wird nur wegen der kühnen Auslegungen, die man von vielen Stellen machet, so häufig besucht. Hier ist es ganz anders mein Freund. Man läuft dem Schlechten nach, weil der verderbte Geschmack es für Gut beurtheilet, oder vielmehr, weil man in gegenwärtiger Epoche gar nicht mehr urtheilet. Seit meinem zehen monatlichen Hierseyn haben drey Stücke außerordentlichen Beyfall und Zulauf erhalten; und, nach meinem Urtheile sind diese drey gerade durch die Eigenschaften, wodurch sie Glück machten —

unter allen schlechten die schlechtesten. Es sind die zwo Komödien: Die Jäger und die erklärte Fehde, und das Trauerspiel Fiesko. Urtheilen Sie aus dem Wenigen, das ich Ihnen davon sagen werde, ob Eines dieser Stücke würdig sey, auf einem Hoftheater wie das unsrige ist, zu erscheinen, und daselbst mit so unterscheidendem Beyfall aufgenommen zu werden.

Die Jäger, denen ihr Verfasser die Qualification: ein ländliches Sittengemälde beysetzet, sind eine ländliche Lamentation — die allerdings jammervoll genug für die handlenden Personen, aber keinerdings für den Zuschauer ist, weil keine dieser Personen sein Mitleid verdienet. Die Handlung kann höchstens für die Bauern des Dorfes, wo sie etwa wirklich vorging, einiges Interesse haben; und die Charaktere bestehen, eines Theils aus äußerst groben und hastigen ehrlichen Leuten, anderntheils aus abgefeimten Bösewichtern, die gegen jene kontrastiren — und wobey die Parthey der Grobiane natürlicher Weise in die Klemme gerathen muß, weil die Parthey der Bösewichter obrigkeitliche Gewalt in Händen hat. — Doch um Sie hievon zu überzeugen, will ich Ihnen den Plan des beliebten Stückes, so kurz als möglich, zur eignen Beurtheilung vorzeichnen.

Das Haupt der groben Parthey ist der Forstmeister eines Fürsten, das Haupt der Bösewichter, der Amtmann. Der erstere hat einen Sohn, den ungezogensten und bösartigsten Jungen, den man sich nur denken kann. Dieser soll des Amtmanns Tochter heyrathen, aber er ist in ein ander Mädchen verliebt. Wir erfahren seine Liebe, indem wir ihn eine Flinte laden sehen, um des Amtmanns Sohne (den er für seinen Nebenbuhler hält) auf der Straße aufzupassen und den Hund lahm zu schießen. Er wird in seinem Vorsatz verhindert, aber er entzweyt sich bald darauf—um Nichts—mit seinem groben Vater, entflieht von

Hause und geräth in ein Wirthshaus, wo er einem Bedienten des Amtmanns den Kopf spalten will, weil derselbe gleichfalls ihm bey seinem Mädchen Verdruß gemacht hat. Der Bediente wird seiner Rache von den anwesenden Zechern entrissen; und nun besäuft sich der verliebte Junge mit ihnen. Betrunken, blutend aus der Nase und voll Wuth, geht er fort, um wie man glauben muß, seine Rache an dem Bedienten zu vollziehen. Der Bediente wird nachher tödtlich verwundet auf der Straße gefunden, und gibt wirklich des Forstmeisters besoffenen Sohn für seinen Mörder an. Die Nachricht von der blutigen Begebenheit kommt an den Vater, nachdem derselbe kurz vorher, bey einem Gastmahle in seinem Hause, den dazu geladenen Amtmann auf das Gröbste beschimpft, und von sich gejagt hatte. Nun gehen also die Lamentationen in dem Hause des groben Biedermanns an; sein Sohn soll dem Gesetze nach den Kopf verlieren, und der beleidigte Amtmann die That untersuchen. Zum Glück hatte der tödtlich verwundete Bediente gelogen; Es hatte ihn ein Andrer verwundet; und das Sittengemälde erhält somit zur größten Freude der forstmeisterischen Familie, und vermuthlich des ganzen Dorfes, einen fröhlichen Ausgang.

Nun sagen Sie mir, für Wen man sich in diesem Stücke interessiren soll! Ich setzte diese Frage bey der Aufführung einem Lobredner desselben; seine Antwort war sonderbar genug: Ich interessire mich besonders für den Lange; er spielt gar vortrefflich: — Lächelnd erwiederte ich: Der Schauspieler Lange verdient allerdings am meisten unser Mitleid, weil er von der hohen Stufe, die er in seiner Kunst über alle mir bekannten deutschen Schauspieler erreichet hat, bis in die niedrige Sphäre einer solchen Rolle herabsteigen muß. *)

*) Ich weiß wohl, daß sich die Schauspielkunst in verschie-

In das Detail des Stückes lasse ich mich nicht ein. Dieß verdient noch weniger Lob als der Hauptinhalt. Es kömmt ein Geistlicher darin vor, der sehr erbaulich über die Toleranz und besonders über die Heyrathen zwischen zweyerley Religionsverwandten räsonnirt, aber nichts zur Handlung beyträgt. Weil man hier keinen Geistlichen auf dem Theater sehen will, hat man ihn in den ehemaligen Hofmeister des jungen Wildlings verwandelt, und ihm dadurch wenig Ehre erwiesen. Der Charakter der Forstmeisterinn ist unter allen am Besten geschildert, und kann, wie er von unsrer Weidnerinn vorgestellt wird, trotz seiner Trivialität, auch dem Kenner gefallen. Alles übrige verdient keine Erwähnung. Die Sprache ist gröber als Bäurisch. Die vornehmern Personen sowohl als die Zecher im Wirthshause — den einzigen Toleranz-Prediger ausgenommen — sprechen im Erbsenhändler-Tone. Das Wort Schurke scheinet ein Lieblingswort des Verfassers zu seyn, und kömmt alle Augenblick vor — so wie das Wort Gott fast in jeder Rede. Dieß ehrwürdige Wort wird jetzt auf unsern Theatern so sehr gemißbrauchet, daß es bald nicht mehr Bedeutung haben wird, als das Wort Genie. Auch kenne ich kein Stück, worin so viel getrunken und gezecht wird, wie in diesem, so reich auch unsre Bühne jetzt an dergleichen artigen Natur-Scenen ist. Ein ausländischer Spötter, der bey der Vorstellung neben mir saß, wollte an

dene Gattungen theilet, in deren jeder ein anders Individuum der Erste Meister seyn kann. Wenn ich Langen über alle deutschen Schauspieler setze, so ists, weil ich ihn für den Ersten in der edelsten und schwersten Gattung, in den Rollen edlerer und feinerer komischer und tragischer Helden halte. Die Lear- und Hamlet-Spieler, die jetzt auf unsern Theatern den größten Beyfall einärnten, gehören in die letzte Klasse der Schauspieler; in die Klasse der Karikaturenspieler und Grimassen-Schneider.

diesem Umstande deutsche Originalität erkennen. Impertinent genug! Man sollte ihn, zur Strafe, genau abzählen lassen, wie viele Gläser Wein im ganzen Stücke getrunken werden, auch wie oft Gott angeruft wird.

Vor kurzem hat man ein anders Stück dieses Dichters, die Mündel, auf unsre Bühne gebracht. Dieses ist noch viel reicher an Lamentationen, aber ganz nach einem ähnlichen Rezepte verfertiget. Auch hier ist eine obrigkeitliche Person, und zwar der Kanzler eines suveränen Fürsten, als ein Erzspitzbube, als die übertriebenste Karikatur eines Spitzbuben, geschildert, und mit einem noch unvernünftigern Grobian kontrastirt. Die Unfälle und Lamentationen des Letztern beginnen daher noch früher. Überdem hat der Dichter seither das Geheimniß entdeckt, einzelne Lamentationen durch Kunst zu multipliciren. Zum Beyspiel! In das Haus des Unglücklichen kommt ein Gerichtsbeamter, das Vermögen desselben in Beschlag zu nehmen, weil er, ihm anvertraute Pupillen Gelder gesetzwidrig verwendet hat. Alle Anwesenden schreyen nun zusammen: Gott! Gott! o Gott! o barmherziger Gott! Über eine Weile vergreifft sich der hastige Mann an diesem Gerichtsbeamten, und versetzt dadurch die ganze Familie in neue Angst und neues Gewinsel. Über eine andre Weile kömmt die Wache ihn zu arretiren, und nun soll auf allseitiges Geheul von neuem der allmächtige Gott die Sache wieder gut machen. Über eine andre Weile wird gemeldet, der Arrest sey ihm verschärft worden; und man beschwört Gott, und heulet da capo. So will dieser Dichter seine Zuschauer oft drey und viermal über eine Sache zu weinen zwingen, die es nicht Einmal verdienet. Das heißt doch gewiß mit wenig Feuer viel Rauch machen. Doch der große Haufe will mit Rauche gespeiset seyn; darum schrie er auch diesem Stücke lauten Beyfall zu.

Das zweyte glückliche Stück war die erklärte Fehde, eine Übersetzung aus dem Französischen des Dümaniant. Es ist eine italienische Pantaloniade, welche Dümaniant dadurch zu veredlen dachte, daß er die italienischen Masken-Charaktere in französische Cavaliers und Bediente umkleidete, aber eben dadurch eine unwahrscheinliche Handlung noch unwahrscheinlicher machte. Dessen ungeachtet hätte ich diese Fehde, unter so vielen andern Volkspossen unsers Hoftheaters, ungerügt durchkommen lassen, hätte man sich begnügt, sie als das, wofür Dümaniant sie schrieb, als eine Farce, zu belachen und zu beklatschen. Allein unsre seyn wollenden Kenner erklärten sie mit entscheidender Stimme für eine wahre und zwar für eine vortreffliche Komödie. Dieß brachte mich auf; und ich nahm mir die Mühe das hier beygelegte Nachspiel *) dazu drucken zu lassen. Ich glaube, in dieser analogen Posse dem betäubten Zuschauer gezeigt zu haben, was er eigentlich von dem Dinge zu halten habe.

Das letzte und wunderbarste von den drey wunderbaren Stücken ist das Trauerspiel Fiesko. Der Verfasser desselben ist in vollem Maße eines von den jetzt in Deutschland so häufigen Genies, die auf den Fußstapfen Shakespears um den Beyfall der Lastträger und Erbsenkrämer buhlen, und ihn auch glücklich erhalten, dagegen aber alle Vota saniora ihrer Landsleute wider sich haben und unser Theater dem Spotte der Ausländer preis geben. Das Ganze und alle einzelnen Theile dieser Tragödie sind unter der Kritik, und noch weniger als die Obigen, einer Analyse würdig. Sie werden mir das auf mein Wort glauben, wann ich Ihnen sage, daß gleich im ersten Akte (der ad captandam benevolentiam der Erbsenkrämer, mit einem maskirten Balle anfängt) der Prinz Doria einen

*) Das im vierten Bande dieser Sammlung enthalten ist.

Mohren miethet, den Senator Fiesco, bey welchem das Fest ist, zu ermorden, und gleich nach Berichtigung dieser Bal-Angelegenheit, noch eine andre berichtiget; indem er die Tochter eines andern Senators nothzüchtiget — nicht auf der Bühne; dazu sind unsre Genies doch bisher noch nicht Genies genug; aber das geschändete Fräulein kommt noch warm von der That, in größter Unordnung auf die Bühne, den Vorfall mit liebenswürdiger Aufrichtigkeit ihrem alten Vater zu berichten. Ich glaube, Sie könnten an diesem ersten Akte genug haben.— Der wichtigste Charakter des Stücks ist, das Haupt der Verschwörung Fiesko. Und dieser Fiesko macht eben den Mohren, den er selbst ertapte als er ihn ermorden wollte, auf der Stelle zum geheimsten Vertrauten seiner Verschwörung: sagt ihm aber doch noch vor dem Ausbruche derselben — der Himmel weiß, warum — den Dienst auf. Der Mohr thut natürlicher Weise, was alle Buben dieser Art aus Rache thun würden; Er entdeckt das Complot seines dummen Patrons. Sie werden mir eingestehen, daß unsre Genies im Punkte der Conspirationen bey weiten nicht so gefährlich sind, als im Punkte des Geschmacks. Und doch ist dieser der Charakter, dem man an Allem was er thut und spricht, am meisten die Mühe ansieht, die der Dichter an ihn verwendet hat. — Auch in Absicht auf die Sprache ist dieses Trauerspiel merkwürdig. Schwerlich haben seit des Äschylus Zeiten, tragische Helden so kühn durch Concetti gewizelt, wie die Helden im Fiesko. Meine Liebe, sagt Fiesko zu einer Madonna (dieß veraltete Wort, das nur noch gebraucht wird ein Marienbild anzudeuten, aber als Titulatur gegen Leute vom Stande beleidigend wäre, braucht der Dichter immer für das französische Madam) meine Liebe ist eine Verbrecherinn, aber eine Heldinn zugleich, die kühn genug ist, die Ringmauer des Rangs durchzubrechen und gegen die verzehrende Sonne der Maje-

stät anzufliegen. — Der Boden meiner Zimmer (ruft eben derselbe in einem Ausbruche der Freude) lecke Cyprischen Nektar! Musik lärme die Mitternacht aus ihrem bleiernen Schlummer auf! tausend brennende Lampen spotten die Morgensonne hinweg! Allgemein sey die Lust! Der bacchantische Tanz stampfe das Todenreich in polternde Trümmer! — Diesen Gelust (sagt der junge Doria) müssen die Lumpen-Republikaner niederschlucken, oder ich will über den Gebeinen meines Oheims einen Galgen aufpflanzen, an dem ihre genuesische Freyheit sich zu todt zappeln soll. — Welch ein unedler Phöbus! — Doch genug, wann ich Ihnen versichere, daß die ganze Tragödie in einem Style geschrieben ist, wodurch der Verfasser in der Kunst zu concettisiren alle mir bekannten Genies hinter sich läßt. Ich will zwar gerne glauben, daß mir manche von den Blumen seiner Wohlredenheit nur mißfällt, weil ich sie nicht verstehe, aber ich glaube auch meine Unwissenheit durch eine Rede des Senators Verrina entschuldigen zu können; Er sagt: Hätte der Frost des Alters, oder der bleierne Gram den fröhlichen Sprung deiner Geister gestellt — hätte schwarzes klumpigtes Blut der leidenden Nätur den Weg zum Herzen gesperret, dann wärst du geschickt, die Sprache meines Grams zu verstehen. — Auch Fiesko scheint jeden der ihn nicht versteht, zu entschuldigen, indem er zu einer Madonna spricht: Die Sinne müssen immer nur blinde Briefträger seyn, und nicht wissen, was Phantasie und Natur miteinander abzukarten haben.

Übrigens scheinet mir der Dichter — nach seiner Theorie — sehr gut gethan zu haben, daß er bey Anlegung des Plans; sein Genie nicht in den vormals eingeführt gewesenen größten Raum, der fünf Akte, eingeenget hat. Sein sechster Akt ist gerade der interessanteste von allen. Hier haben die Erbsenhändler gewiß an ab- und zulaufen, an

Hauen und Stechen, an Trommeln und Pfeiffen, an Schießen und Glockenläuten, zu hören und zu sehen, so viel sie nur wünschen können. Dieser Akt kann angehenden Genies zum vollständigsten Repertorium aller jener hoch-tragischen Kunstmaschinen dienen, welche schon vor siebzig Jahren in dem unnachahmlichsten von allen Geistesprodukten Englands, im Zuschauer, lächerlich gemacht wurden — jetzt aber den reichsten Schmuck der deutschen Melpomene ausmachen.

Ich hätte hier Gelegenheit — und so ziemlich Lust — einige kritische Bemerkungen über die Kunst unsrer neuen dramatischen Dichter anzubringen; allein ich erinnere mich, daß Italien, nicht Deutschland der Gegenstand dieses Briefes ist. Eine einzige dieser Bemerkungen will ich Ihnen aber doch mittheilen; sie passet gar zu wohl hieher. Seit Lessings Emilia Galotti, nehmen viele unsrer Tragiker den Stoff zu ihren Stücken aus der italienischen Geschichte mittlerer Zeit, Sitten und Kostum aber, so viel möglich, aus dieser Emilia selbst. Der Verfasser des Fiesko dienet vor andern zum Beweise. In der Emilia Galotti werden Mieth-Mörder (in der Sprache der Genies: Banditen) gedungen — so auch im Fiesko. Die Mörder treiben in der Emilia Scherz mit Verbrechen, und rühmen sich ihrer im Morden erworbenen Geschicklichkeit — so auch im Fiesko. In der Emilia kömmt eine Episode von einem Maler und Betrachtungen über die Malerey vor — so auch im Fiesko. In der Emilia befürchten wir lange Zeit gewaltsame Entehrung eines tugendhaften Mädchens — im Fiesko sehen wir Eines wirklich gewaltsam entehret. In der Emilia wird das Schicksal des unglücklichen Mädchens mit dem Schicksale der Römerinn Virginia verglichen — so auch im Fiesko. Mindere Ähnlichkeiten will ich nicht rügen: Sie werden aus den gerügten genug erkennen, was für ein unglücklicher Nachahmer der Verfasser des

Fiesko ist, den uns einige Journalisten für einen überaus originälen Kopf aufbinden wollen. Einen unglücklichen Nachahmer Lessings kann man ihn ohne Bedenken nennen, weil er eben dasjenige von der Emilia nachahmte, was am wenigsten nachgeahmet werden sollte; dabey aber keinen einzigen ihrer Vorzüge erreichen konnte. Ich habe schon bey einer andern Gelegenheit gesagt *), daß die Geschichte der Römerinn Virginia, wie sie wirklich lieget, ein weit würdigerer Stoff für das Theater sey, als der erdichtete Stoff der Emilia Galotti, welche man allgemein, und nicht ohne Grund, für eine modernisirte Virginia betrachtet. Unter andern Beweggründen, die mich bestimmten dieß zu sagen, war auch die zweydeutige Situation, worin sich Emilia eine geraume Zeit, in den Händen ihres Räubers, befindet — eine Situation, über welche Corneille in seiner Theodore so scharf getadelt wurde — in welche aber, der Geschichte nach, Virginia niemals gerathen ist. Der Verfasser des Fiesko glaubet zwar, Virginia sey gleich seiner Bertha genothzüchtiget worden, wie es einige Stellen seines Trauerspiels nicht bezweiflen lassen: allein er schlage nur den Livius nach und er wird finden, wie unrecht er daran ist. — Ich halte solche widernatürliche Laster und Schandthaten für untheatralisch, selbst wann sie die historische Wahrheit für sich haben; als Erdichtungen sind sie noch weit verwerflicher. Es wäre sehr gut, wenn irgend ein angesehener deutscher Kunstrichter sich die Mühe geben wollte, die mächtigen Aufwallungen unsrer Genies, wenigstens in dieser Rücksicht, zu mäßigen, sonst bringen Sie uns sicher noch in irgend einer Tragödie aus der florentinischen Geschichte — zum Beweis ihrer Kenntniß des Kostums — das gewisse unnatürliche Laster auf

*) In dem Schreiben über Deutschlands Theaterwesen und Kunstrichterey.

die Bühne, dessen man ehmals die Florentiner beschuldiget hat.

Und nun nur noch eine kurze Anekdote zu diesem Fiesko! Der Kaiser sah ihn, wo ich nicht irre, bey der vierten Vorstellung, und verboth ihn wieder aufzuführen. Aber mächtige Freunde des Schönen erwirkten dem Banditen dadurch Gnade, daß sie versprachen, ihn von allen groben Flecken reinigen zu lassen. Dieß geschah, und siehe; Fiesko gefällt nun um vieles weniger.

Jetzt aber einmal zum Ende dieses langen Schreibens! Sie werden genugsam daraus verstanden haben, daß ich mit dem Theater der Italiener sehr wenig, und mit dem unsrigen — wie es seit einigen Jahren kultivirt wird — noch weniger zufrieden bin. Und welcher patriotische Deutsche kann mit dem Unsrigen zufrieden seyn, wenn es wahr ist, daß die Schaubühne — sie mag nun über Thorheiten spotten, oder Verbrechen mit Gift und Dolch bestrafen — doch nie die Sittlichkeit beleidigen dürfe? wenn es wahr ist, daß eine gut eingerichtete Schaubühne dem unerfahrnen Weltmenschen Licht geben könne, wie er sich in hundert Vorfallenheiten des menschlichen Lebens klug, und in guten Gesellschaften mit Anstand, zu betragen habe? Wenn es endlich wahr ist, daß im guten Drama alle handlenden Personen eine, nach der Verschiedenheit ihrer Charaktere zwar verschiedene, aber doch immer verständliche Sprache, nicht Unsinn und Phöbus sprechen müssen? — Was kann der fremde Beobachter vom sittlichen Gefühle und Geschmacke unsrer Landsleute denken, wann er erfährt, daß unsre Theaterdichter Unsinn und Regellosigkeit für Merkmal des Genies betrachten? wenn er sieht, daß beynah in allen unsern beliebtesten Stücken Trunkenbolde, Schurken, Räuber, Meuchelmörder, Nothzüchtiger vorkommen? wenn er noch sieht, daß eben diese schändlichen Charaktere oft mit so anziehendem Colorite geschildert sind,

daß sie dem Zuschauer — nicht zum Abscheu, sondern zur scherzhaften Unterhaltung dienen müssen? — Seneka schreibt es größtentheils dem oftmaligen Anblick der grausamen Fechterspiele zu, daß Nero allmählich das grausamste von allen menschlichen Ungeheuern geworden ist: kann man wohl von unsern Schauspielen, worin so oft mit Lastern gescherzt und getändelt wird, einen vortheilhaften Einfluß auf die Sitten des Publikums erwarten? Sie wissen, mein Freund, daß ich nichts weniger als Rigorist bin, und so gern als andre Leute scherze; meine eignen komischen Versuche sind Beweise davon. Die Schaubühne muß den Zweck haben, die menschlichen Thorheiten dem Hohngelächter preis zu geben; aber sie wird verderblich für unser Gefühl, wann sie uns daran gewöhnet mit Lastern zu scherzen, und wird verderblich für unsern Verstand, wann sie uns daran gewöhnet, über plumpe Possen zu lachen, oder unsern Geist durch unwahrscheinliche Vorspiegelungen täuschen zu lassen. Ich bin so wenig Rigorist, daß ich vor Kurzem ein hier erschienenes kleines Stück, der Schreiner betitelt, gegen ein paar Tadler in Schutz nahm, die es durchaus für eine schlechte Farce erklären wollten. Sie wußten mir zuletzt keine andre Ursache anzugeben, als weil es aus dem niedrig komischen Fache wäre. Aber die niedrig komische Gattung hat allerdings wie jede andre ihren eigenthumlichen Werth: nur muß man, wegen der gröbern Sitten und Sprache, die in dieser Gattung herrschen, nicht zu oft Gebrauch davon machen. — Und warum soll ein Stück wie dieser Schreiner, das eine nicht unwahrscheinliche Handlung zum Grunde, einen ordentlichen mit Ökonomie angelegten Plan, wahre, obgleich lokale Charaktere und Sitten, und dabey eine ganz natürlich entstehende komische Situation hat, welche, von unserm Weidmann und der Aichinger vorgestellt, dem milzsüchtig-

sten Mürrer die Stirne entfalten würde — warum soll ein solches Stück eine schlechte Farce genennet werden? — Nach meinem Urtheile hat die kleine Komödie, oder wenn Sie wollen, die Posse der Schreiner, mehr ästhetischen Werth als das Trauerspiel Fiesko.

Fodern Sie übrigens keine Vergleichung zwischen unserm und dem italienischen Theater von mir. Keine von beyden Nationen würde viel dabey gewinnen, weil keine viel zu verlieren hat. Beyde scheinen mir hierin noch Kindern zu gleichen, die sich lieber von ihren Ammen, Gespenster- und Feen-Mährchen, als von ihren Lehrmeistern wahre oder doch wahrscheinliche Geschichte erzählen lassen. Vielleicht verdienen die Italiener noch mehr Tadel als wir, weil sie ältere Kinder sind; ob wir es aber in Zukunft nicht länger bleiben werden als sie, läßt sich nicht leicht vorhersagen. Nur das weiß ich gewiß, daß unsre jetzigen Theater-Direkteurs, Dichter und Schauspieler vortreffliche Ammen sind. Leben Sie wohl!

Sechzehnter Brief.

Wien den 31. Jänner 1788.

Ohne eine Antwort auf mein letztes Schreiben abzuwarten, schreite ich in meiner Arbeit fort. Der Wunsch, mich bald meiner Verbindlichkeit zu entledigen, wandelt mich seit gestern stärker an als jemals. Graf Montelabate war gestern bey mir und versicherte mich, daß ihm meine Briefe gefallen. Montelabate ist kein Gelehrter, aber er hat mehr Kenntniß von Italien, mehr gesunden Verstand, und mehr Aufrichtigkeit als mancher Gelehrte; seine Versicherung ist mir daher mehr Antrieb nach meinem Ziele, als mir das Lob manches Gelehrten seyn würde. Er bleibt noch einige Tage hier, und ich hoffe — wenn anders die huldreiche Muse Erato mein Unternehmen begünstiget — Ihnen gegenwärtiges musikalische Schreiben durch seine musikalische Hand überreichen zu lassen.

Das gesungene oder lyrische Drama der Italiener zu beurtheilen, müssen wir dasselbe, gleich dem recitirten, nach seinen zweyerley Gattungen, nähmlich nach der tragischen und komischen übersehen. Die tragische, so man Opera seria nennet, verdienet in jeder Rücksicht eine vorzügliche Aufmerksamkeit vor der komischen, welche die Opera buffa heißt: wir wollen deßhalb zuerst von jener sprechen. Verschiedene von den neuesten italienischen Kunstrich-

tern, und unter diesen Mattei behaupten, ihre Opera seria sey nichts anders als die wieder hergestellte Tragödie der Alten. Ich meines Orts kann mich nicht für diese Meinung erklären. Es ist mir zwar bekannt, daß die dramatische Deklamation der Alten in Noten gesetzt war; allein es ist auch bekannt, daß diese notirte Deklamation weder Läufer, noch Triller, noch Vorschläge, noch die übrigen Unterscheidungszeichen eines musikalischen Gesangs hatte; und es ist überdem aus dem Horaz bekannt, daß nur die Chöre—anfangs von einer einfachen, dünnen Flöte, nachher aber, da die Theater vergrößert wurden, von einer stärkern Flöte, und auch von Saiteninstrumenten, begleitet wurden. Da Horaz diese Begleitung als ein besonders Eigenthum der Chöre anführet, und weder Er, noch irgend ein andrer mir bekannter Schriftsteller der Alten, von einem Gesange der handelnden Personen Meldung machet, so scheinet es mir, daß die Noten der Deklamation nichts anders als gewisse Zeichen waren, nach welchen der Akteur bey mancher Stelle, auch bey manch einzelnem Worte, die Stimme zu verstärken oder zu schwächen, zu erhöhen oder zu vertiefen, oder in den Ton derselben einen markirten Ausdruck, der Zärtlichkeit, der Freude, der Furcht, des Zorns, der Verzweiflung rc. zu legen hatte. Nicht nur die Schauspieler, auch die Redner notirten auf diese Art ihre Reden. Cicero meldet sogar, daß Grachus, jedesmal wann er eine Rede an das Volk hielt, einen Flötenspieler hinter sich hatte; der ihm den Ton zu den verschiedenen Beugungen seiner Stimme angeben mußte. Meine Meinung über diese Art von Noten ist desto wahrscheinlicher, da dem Akteur auch sein Gebärden-Spiel durch Zeichen notirt wurde. Und endlich, wo findet man in den alten Tragödien die geringste Spur von demjenigen Gesang, den wir in der italienischen Oper, Arie nennen? Bloß die Chöre und einige Monologen zeigen diese Spur in ihrem lyrischen

Metro, alles übrige ist in simplen Jamben, das heißt, in einer Versart geschrieben, welche die Alten niemals zur lyrischen Poesie brauchten. Wie wäre es auch möglich gewesen, ganze Akte, wie die italienischen Recitative notirt, vor langer Weile auszuhalten, da uns diese oft schon von einer Arie zur andern zum Gähnen bringen? — Ich glaube daher, daß die Oper der Neuern sich keinerdings mit der griechischen Tragödie vergleichen lasse, und betrachte sie als eine neue Erfindung der Italiener.

Allein — könnte man einwenden — wenn die Oper eine Erfindung der Italiener ist, warum wollen sie auf den Ruhm dieser Erfindung Verzicht machen, und lieber für Nachahmer angesehen werden? Antwort! weil alle philosophischen Köpfe, aller europäischen Nationen, die italienische Oper, sowohl nach ihrer poetischen als musikalischen Behandlung, für eine schlechte Erfindung betrachten; weil viele Italiener selbst, seit Erscheinung der Gluckischen Meisterstücke davon überzeugt sind; und endlich weil, eben dieser Überzeugung wegen, sie gern einen Theil ihres Fehlers auf Rechnung der alten Griechen schreiben möchten.

Die Ursachen, warum die Kenner aller Nationen die ernsthafte italienische Oper nach ihrer poetischen und musikalischen Einrichtung, für schlecht halten, will ich Ihnen in Kürze erklären.

Als tragisches Drama betrachtet, verfehlet die Oper ihren Hauptendzweck, den Endzweck durch eine wahrscheinliche, interessante Handlung Furcht und Mitleid zu erwecken. Sie verfehlet diesen Hauptzweck dadurch, daß der dramatische Dichter nach einem allgemein eingeführten lächerlichen Gebrauch den größten Theil seiner Kunst auf die Ergötzung der äußern Sinne verwenden muß, indem er nach einem wahren Schuster-Leisten, welchen ihm die Tonsetzer vorlegen, und welcher (was noch

thörichter ist) den Tonsetzern, seit langer Zeit, von den Sängern und Sängerinnen vorgeleget wird, arbeiten muß. Der Dichter mag es anstellen wie er will, so muß der erste Castrat (der immer den vornehmsten Helden des Stücks spielt) und so auch die weibliche Hauptperson, in jedem Akte ein paar Arien, und beyde miteinander, im Stücke ein Duett abzusingen haben. Beyde Hauptpersonen wollen einmal in einer Aria d'agilità oder di Bravura, und einmal iu einer Aria di grand' espressione oder nach der neuesten Mode, in einem Rondeau bewundert werden; der Dichter hat darum den Musikmeister — wenigstens mit dem Metro zu solchen Gesängen zu versorgen. Auch müssen unnachsichtlich diese ersten Rollen etwa mit einer Cavatina und mit ein paar Recitativi obligati oder istrumentati versehen werden. Den Tenoristen (welcher gemeiniglich einen Tyrannen vorzustellen hat) muß der Dichter gleichfalls mit dem Stoff zu einer Aria cantabile und zu zwey oder doch einer Bravur aria und einem obligaten Recitative bedenken. Mit den übrigen, subalternen Sängern und Sängerinnen kann er sich leichter abfinden, doch hat er zu sorgen, daß Jeder wenigstens einmal, aber ja nicht öfter als zweymal, die Zuschauer überzeuge, daß auch Er Virtuose und nicht simpler Schauspieler sey. Natürlicher Weise kann sich der Poet dieß unerträgliche Joch nicht anders als auf Kosten der gesunden Vernunft erleichteren. Und diese Kleinigkeit ist ihm auch erlaubt. Man machet ihm, zum Beyspiel, in Absicht auf den Inhalt aller seiner Arien, Duetten und Terzetten, Duettinen und Cavatinen nicht leicht Schikane. Die Aria d'espressione kann ohne Tadel eine moralische Sentenze, ein allegorisches Gleichniß, eine Liebeserklärung, auch nur ein Sprichwort enthalten. Für ein Duetto sind die wenigen Worte: adio, anima mia! adio, amato prence! hinreichend: Der Musikmeister weiß dieß adio schon so oft

wiederholen, in so vielerley Tönen und Akorden abtrillern zu lassen, daß es ganz gewiß den ausgemessenen Zeitraum eines vollständigen Duetto ausfüllet — genug wenn der Dichter sich im Ganzen genau an die erst beschriebene Form hält, über Maß und Gewicht der einzelnen Theile, werden ihm Castrat und Tonsetzer wenig Schwierigkeiten machen. — Allein er hat sich noch mit einem andern Künstler abzufinden, und dieser ist der Dekorateur. Die Zuschauer bringen nicht nur Ohren, sie bringen auch Augen in das Opernhaus. Je häufiger und neuer die Veränderungen der Scene ausfallen, je mehr der Dichter dem Dekorateur Gelegenheit verschafft, sein Talent zu zeigen, desto höhere Begriffe erweckt er von seinem eignen Talente. Alles dieß heißt freylich bloß für die Sinne dichten; allein der Dichter, welcher sich diesen Anordnungen nicht unterziehet, hat entweder nicht das Vergnügen sein Drama in Musik gesetzt zu sehen, oder er erlebt sicher das Mißvergnügen, dasselbe durch ganz Italien als ein Libro scelerato verschreyen zu hören. — Ich behaupte nicht etwa, daß Schauspiele, die bloß auf Ergötzung der Sinne abzwecken, nicht auch ihren Werth haben können. Ich selbst liebe recht sehr gewisse öffentliche Aufzüge, Beleuchtungen, Feuerwerke und dergleichen, wenn sie mit Geschmack ausgeführet werden. Spielt man mir aber mit so viel Feyerlichkeit und Aufwand ein Drama vor, worin ich alle edlern Eigenschaften des Drama dem Kitzel der Sinne aufgeopfert sehe, so habe ich das Recht dieses Drama schlecht zu nennen; und will man mich dann noch überreden, daß dieses Drama die wieder hergestellte Tragödie der Griechen sey — der Griechen, die in ihren Tragödien Alles, was in der Oper das Schönste heißt, sorgfältig vermieden und verachteten, so scheint es mir, daß man mich zum Besten haben will.

Ich bin öfters mit dem berühmten Metastasio in Gesellschaften zusammengetroffen, und habe mehr als einmal bemerkt, daß es ihm immer Vergnügen brachte, wann man seine Opern Tragödien nannte. Es wäre unbescheiden gewesen, dem liebenswürdigen Greise Unzufriedenheit zu verursachen, sonst würde ich nicht nur das Gegentheil gegen ihn behauptet, sondern noch beygerückt haben, daß meines Erachtens Niemand mehr als Er selber an dem auffallenden Unterschiede zwischen der Opera seria und der alten Tragödie Schuld sey. Gewiß ist es, daß Metastasio mit seinem großen dichterischen Talente, und mit dem Ansehen, das er sich erworben hatte, den von Castraten und Weibern verdorbenen Geschmack leicht verbessern und etwas Vernünftigers aus dem lyrischen Drama hätte machen können, als es ist, und wahrscheinlich unter seinen Landsleuten noch lange seyn wird. Es scheinet, daß entweder seine edle, aber weichliche Seele selbst, ihn wider Willen mehr zu sanften und schmachtenden als zu den starken, erschütternden Empfindungen hinzog, bey welchen allein die Tonkunst ihre ganze Kraft und Wirkung zeigen kann; oder, daß er von dieser Gattung musikalischer Kraft, die er erst in seinem hohen Alter kennen lernte, kein richtiges Ideal hatte. Gluck war der Mann, der diese ganze Kraft in seinem Busen trug und sie seinem Freunde Casalbigi erklärte, als dieser ihm seinen Orpheo zur Composition übergab und dann die Alceste neu für ihn schrieb. Calsabigi erkannte die Richtigkeit der gluckischen Ideen, aber er war lange in Sorgen über die Aufnahme seines neuen Versuchs, der so kühn, und auf so vielerley Wegen von dem eingeführten Leisten abwich. Er suchte zuförderst den Metastasio, wenigstens so weit zu gewinnen, daß dieser sich nicht dagegen erklärte: denn in diesem Falle wäre sein Orpheo gewißlich schon vor seiner Erscheinung als ein Libro scelerato verrufen worden. Metastasio tadelte daher die neue

Art nicht; aber er lobte sie auch nicht, und glaubte mit allen Italienern, die damals in Wien waren, Orpheo würde von selbst fallen müssen. Metastasio irrte sich; Orpheo wirkte bey jeder Vorstellung stärker auf die Herzen der Zuschauer, und machte durch Inhalt und Form, besonders aber durch die musikalische Behandlung, Epoche im lyrischen Drama *).

Zum Beschlusse meines Urtheils über den poetischen Theil der Opera seria, muß ich Ihnen noch von einer ganz nagelneuen Erfindung in diesem Fache, Nachricht geben. Im letztverfloßnen Carneval brachte man zu Neapel den Pyrrhus auf das Theater St. Carlo. Alle Akte dieses neuen Pirro endigten sich gleich den Akten der Opere buffe mit Finali, worin der Dichter alle seine tragischen Helden und Heldinnen zusammen kommen, und gleich den Buffonen der Opera buffa, zusammen schreyen läßt. Diese Finali waren in einer dem Ohre sehr gefälligen Musik—wie gemeiniglich die Compositionen des Paisiello sind, und erhielten daher ausserordentlichen Beyfall. Die Erfindung wird ganz gewiß nicht ohne Nachahmung bleiben; auch mancher ihrer Schriftsteller nicht ermanglen uns zu versichern, daß diese tragischen Finali nichts anders als die Chöre der Alten seyn — ungeachtet bekanntermaßen die Chöre der Alten immer nur die Rolle einer einzigen Person spielten. Der Lehrsatz des Horaz: Nec quarta loqui persona laboret! wird kein Gewicht für sie haben, weil Horaz loqui, und nicht canere oder clamare sagt.

Und hiemit genug von den poetischen Ungereimtheiten der Oper! Die musikalischen sind nicht weniger erheb-

*) In dieser Oper kam auch das Erste so genannte Rondau vor, diese Gattung der Aria d'espressione, welche jetzt die Lieblingsgattung aller großen Sänger und Sängerinnen ist.

lich. Ein Theil von diesen wird (wie gesagt) durch die Macht der Virtuosen, die das lyrische Theater bloß als einen Paradeplatz ihrer individuellen Geschicklichkeit betrachten, erzwungen; aber ein andrer Theil fällt den Musikmeistern selbst zur Last. Denn schwerlich kann man die kindischen, geistlosen Ritornellen, diese verzuckerten Opiate des Affekts, den Sängern und Sängerinnen Schuld geben, da dieselben während dieses endelosen Geleyers oft nicht wissen, was sie anfangen sollen, und gemeiniglich entweder zum Spazierengehen auf der Bühne, oder zum Liebäugeln in die Logen, ihre Zuflucht nehmen müssen. Die italienischen Componisten insgesammt haben zu viele Liebe für den eingeführten weibischen Geschmack, zu viel Achtung für den großen Haufen, der im lyrischen Drama nur Ergötzung der Ohren suchet, und zu wenig Begriff von der ganzen Wirkung, derer ihre Kunst fähig ist.

Es ist lustig in den italienischen Schriftstellern zu lesen, wie dreust sie ihre Musik über die Musik alten und neuen Völker erheben. In Ansehung der Neuern können sie wahrlich zum Beweise ihres Vorzugs in der Tonkunst nichts anders als die Allgemeinheit derselben anführen; ich meine, sie können behaupten, daß ihre Opern an den meisten Höfen von Europa vorgestellt und geschätzet werden. Aber welch ein schwacher Beweis ist dieser! War vor hundert fünfzig Jahren die dramatische Dichtkunst der Spanier nicht eben so allgemein? — Mir scheinet, daß die italienische Musik ihre Allgemeinheit bloß der Singbarkeit der Sprache, der Kleinlichkeit unsers Geschmacks, und der Kunst zu kastriren zu verdanken hat. Was die Vorzüge betrifft, welche sie vor der Musik der Alten haben soll, so rühmen sich die Italiener in der ihrigen mehr Reichthum, mehr Verschiedenheit, und weit mehr Kunst zu besitzen; die Musik der Alten soll zu simpel gewesen seyn, und ihre Componisten sollen keinen Begriff vom Contrapunkt gehabt

haben. — Woher wissen sie denn das Letztere? Daß ihr Pater Martini so zu träumen beliebt hat, muß doch uns Andern für keinen Beweis gelten? — Wir Andre wissen von der Tonkunst der Alten gar Nichts, als was uns die glaubwürdigen Schriftsteller des Alterthums von der Wirkung derselben aufgezeichnet haben. Und diese Wirkung war doch wohl etwas Anders als die Wirkung, die wir die italienische Musik hervorbringen sehen? — Wenn sich die Italiener unter so vielen Beyspielen erstaunlicher Wirkung der alten Musik nur derjenigen erinnern wollten, die uns Aristoteles und Plutarch erzählen; oder (was noch mehr auf unsern Gegenstand passet) wenn sie nur an die Chöre in dem Thebaide des Äschylus zurück denken wollten, durch welche alle Zuschauer so sehr gegen ihre Feinde, die Perser, entflammet wurden, daß sie plötzlich voll Wuth aus dem Schauplatze liefen, die Waffen zu ergreiffen. Begierde zu kriegerischen Thaten wird wohl schwerlich jemals durch die zuckersüßen italienischen Arien erwecket werden— höchstens kann man ihnen die entgegengesetzte Kraft zutrauen, die Zuschauer zu friedlichen Traktaten mit dieser oder jener singenden Donna zu reizen.

Die Simplicität, über welche selbst Planelli, (der unter allen seinen Landsleuten am richtigsten von der dramatischen Musik urtheilet) die Alten tadelt, ist eben dasjenige, was die Italiener am meisten nachahmen sollten. Nicht nur in der Musik, in allen Werken der Kunst, haben sich diese großen Meister einer edlen Simplicität befließen, und sind so lang unerreicht geblieben, als sie sich nicht von ihr entfernet haben. Alle ihre poetischen und prosaischen Schriften, ihre unnachahmlichen Bildsäulen, ihre herrlichen architektonischen Werke, tragen dieß Gepräge an der Stirne. So sehr ich die Peterskirche in Rom bewundere, so gefällt mir das alte Pantheon, wie es noch jetzt, von den Neuern geplündert, da stehet, besser als jener

prachtvolle Tempel, welcher durch einen gigantesken Gedanken des Michael Angelo ein ähnliches Pantheon zur Kuppel hat. Dieß, in einem so simplen Styl herrliche, alte Pantheon das schon beynah 2000 Jahre steht, scheinet den Beobachter zu versichern, daß es nicht da stehe, durch einige Jahrhunderte zu paradiren, sondern der Ewigkeit zu trotzen; und daß es seinen jüngern, in der Luft schwebenden Bruder, sammt dem prächtigen Tempel, der ihn in der Luft erhält, gewiß noch überleben werde.

Die Italiener spotten bey allen Gelegenheiten über die dramatische Musik der Franzosen — ohne zu erwägen, daß die Franzosen eben so wenig als die Engländer, Spanier, Pohlen, Russen rc. rc. eine eigne Theater-Musik haben. Die sogenannte französische Musik, worüber sie sich so gerne lustig machen, ist die unverfälschte italienische des vorigen Jahrhunderts, wie sie damals der Florentiner Lulli nach Frankreich brachte. Sie erhielt sich dort bis auf unsre Zeit in ihrer ersten Simplicität, weil sie nicht, wie in Italien, verkünstelt wurde; weil es in Frankreich keine Castraten gibt. Wenn man der sogenannten französischen Musik mit Grunde Monotonie vorwerfen kann, so muß man hingegen auch eingestehen, daß sie mehr Nachahmerinn der Natur, mehr Sprache der Empfindung ist, als die italienische; und in dieser Rücksicht wird der Philosoph sie immer dieser vorziehen, ob er ihr gleich den erhabenen tragischen Styl, den Ausdruck heftiger Leidenschaften, die Kraft das menschliche Herz zu erschüttern, kurz, die höhern Wirkungen, deren die Kunst fähig ist, eben so wie ihrer verkünstelten italienischen Schwester absprechen muß. Die Franzosen, welche in Absicht auf Geschmack seit den Zeiten Ludwigs des XIV. den ersten Rang unter den Nationen behaupten, erkannten diese Mängel sogleich, da sie Gluckische (und warum sollt ich nicht sagen dürfen, Deutsche?) Theater-Musik hörten. Sie waren die

ersten, die dem Schöpfer der wahren dramatischen Tonkunst volle Gerechtigkeit widerfahren ließen; die sein System festsetzten und ihre Componisten auf die Nachahmung der Alcesten, Armiden und Iphigenien verwiesen. Zwar haben nachher auch einige Italiener, zumal Mattei und Planelli, die Richtigkeit des gluckischen Systems öffentlich erkannt, allein ihre Schnirkeln- und Ritornellenmacher zeigen noch wenig Hang dafür, und ihre Virtuosen werden dem beliebten Gegurgel und Getriller, den Volaten und Fermaten niemals freywillig entsagen.

Aber sollten denn die so artig geschnirkelten Arien der Italiener, der weiche gefällige Vortrag ihrer Sänger, die bis zum Erstaunen getriebene Geschmeidigkeit ihrer Kehlen, ganz verwerflich seyn? — Keinerdings! vielmehr gibt es einen Platz, wo ich lieber italienische als gluckische Gesänge höre, und dieser Platz ist in den musikalischen Akademien. Der vortrefflichste gluckische Ausdruck, aus dem Ganzen, für welches allein er gemacht ist, herausgerissen, hat nicht den sinnlichen Reiz einer wohlklingenden, durch ein anmuthiges Ritornell angekündigten italienischen Arie, die immer ein niedliches Ganze für sich ausmachet. Dort ist der Ort, wo der Virtuose als Virtuose sich zeigen darf, weil er da keinen Alexander, Cato, Themistokles vorzustellen hat, in deren Munde alles dasjenige, was die Herren Castraten hohe Kunst nennen, so widersinnisch und lächerlich klinget. Dort mögen sie ohne Scheu den ganzen Umfang ihrer Stimme in eine einzige Fermate zusammendrängen, jetzt das Zwitschern der Lerche, jetzt aus Baßtönen plötzlich in die höchsten Acuti hinauf springen und von dieser wieder eben so plötzlich in die tiefsten Baßtöne herunter fallen, das J, U, des Eselgeschreys nachzuahmen, und jetzt plötzlich durch ihre Zauberkraft uns in einen Wald versetzen, wo wir den reinsten Triller einer Nachtigall hören. — Auch lasse ich mir den süßelnden italienischen Ge-

schmack allenfalls in der Opera buffa gefallen, weil uninteressante Kleinigkeiten keines hohen Ausdrucks bedürfen; weil wir noch zufrieden seyn können, wenn Buffonerien durch eine angenehme Hülle nur unserm sinnlichen Gefühle Vergnügen schaffen. Nur bey denjenigen Gelegenheiten, wo man von der Tonkunst hohe Wirkung fodert, ist die italienische unzureichend. Man kann sie nicht besser als mit dem italienischen Weine vergleichen, der überhaupt zu viel Süße, und zu wenig Geist hat.

Selbst in den heroisch-pantomimischen Balletten nach Noverrs Erfindung, welche tragischen Styl der Musik fodern, bemerkt man die Schwäche der ihrigen. Doch wissen sich ihre Componisten hierin zu helfen; sie erborgen sich fremdes Gut. Wer mit den Balletten bekannt ist, die Teller, Gluck und Starzer in Musik gesetzt haben, hört in den italienischen Tänzen dieser Gattung wenig neue Gedanken. In einem tragischen Ballette, Romeo und Julie, der vor zwey Jahren zu Mantua bey Anwesenheit des Kaisers und des neapolitanischen Hofes ganz neu aufgeführet, und wegen seiner Musik von den Italienern außerordentlich gelobt wurde, war nicht ein einziges Motiv, das mir nicht bekannt gewesen wäre. Ich konnte mich nicht enthalten, das Geheimniß auf der Stelle zu verrathen; aber ich fürchte, man hat vielmehr mich für einen Träumer als den Componisten für einen Plagiar deutscher Musik gehalten. Und doch schmücken sich diese Herren öfter als man glaubt, mit fremden Federn. So sind zum Beyspiel wenig von den jetzigen Componisten, die nicht die unvergleichliche Arie der Alceste, da sie von ihren Kindern Abschied nimmt, nachgeahmet hätten — versteht sich, weniger kühn in dem Ausdruck des jammervollen Schreys, den man am Ende hört, und mehr nach italienischer Mode geziert und gekräuselt: denn sonst würde sich keine Virtuosa di Cartello damit abgeben wollen. Ohne eine solche Italie-

nisirung, von der schnirkelreichen Hand des Bertoni, würde auch der gluckische Orpheo in Italien nicht gefallen haben. Man wagte es, die Alceste unverändert in Mayland aufzuführen, und es wurde gepfiffen. Ich weiß nicht, wie die Mayländer diese, und eine andre ähnliche Sünde, die sie an einem tragischen Ballette des Noverre begangen haben, dereinst bey dem Gotte des Geschmacks verantworten werden.

Unter vielen andern Mißbräuchen, welche das Ansehn der Virtuosen auf den Theatern Italiens eingeführet hat, will ich Ihnen nur noch einen einzigen erwähnen, der wahrlich eine Erwähnung verdienet. Der erste Castrat behauptet das Recht, in jeder Oper wenigstens Eine seiner Favorit-Arien unterschieben zu dürfen, und kann diese Freyheit — wann er will — auch der prima Donna verstatten. Man hört daher bisweilen eine Arie aus dem Desmofoonte, eine andre aus der Olimpiade, und etwa ein Duett aus der Didone, im Alessandro oder in der Semiramide singen, ohne daß jemand etwas dagegen einwendet.
Deiphinum sylvis appingunt, fluctibus Aprum.

Und dieß ist nun die dramatische Musik, die in unserm Jahrhundert eben so allgemein beliebt ist, als im vorigen Jahrhunderte die Poesie des Marini war — und wahrlich es eben so wenig verdienet. Den Franzosen war es damals vorbehalten, dem falschen poetischen Geschmacke Grenzen zu setzen, und ihnen war es nachher auch vorbehalten, eben dasselbe am falschen Geschmack in der Musik zu thun. Den Franzosen? (könnte gefragt werden) warum denn nicht den Landsleuten Glucks, des Schöpfers der wahren dramatischen Musik? — Auf diese Frage, theurer Graf, wüßte ich nichts zu antworten, als daß Deutschlands Genius ein gar sonderbarer Genius ist. Wer mehr davon erfahren will, wende sich an den merkwürdigen

Journalisten von Berlin *), welcher bey Erscheinung der gluckischen Alceste sich unterstand zu schreiben: „Uns deucht, diese Composition sey als eine bloße notirte Deklamation betrachtet, immer noch viel zu viel Musik; und als ein musikalisches Kunstwerk betrachtet viel zu wenig Musik; und da vollends, die meisten Recitative in abgemessenem Takte abgesungen werden, welches der wahren Deklamation ganz zuwider ist, (der einzelnen Hoboe nicht zu gedenken, die so oft dabey ein lieblich Liedlein ertönen läßt,) so muß eine so einförmige Musik bald Überdruß erregen. Man stört sein eignes Vergnügen, wenn man der Musik ihre eigenthumliche Kraft raubet, und unter dem Vorwande die Gurgeley abzuschaffen, uns Lullische Psalmodien anstatt Recitative, und kleine Versetgen anstatt Arien, aufdringen will."

Welch ein Urtheil! Was hat Deutschland in Dingen des Geschmacks zu hoffen, so lange da Scribler wie dieser Berliner-Recensent, den Ton angeben?

Lesen Sie nun aber auch, was über eben diese Alceste, der Cavalier Planelli, den Italien für den besten von seinen Kunstrichtern aus diesem Fache, erkennet, in seinem schätzbaren Werke Dell'Opera in Musica, schreibt. Nachdem er seine Grundsätze von der dramatischen Musik dem Leser mitgetheilet hat, beruft er sich zum Beweise derselben, auf Glucks Alceste und saget: „Die Musik der Alceste vom Ritter Gluck stimmt so vollkommen mit meiner Meinung überein, daß eine wunderbare Freude mein Herz überströmte, als ich bedachte, daß in eben der Zeit, da ich am äußersten Ende von Europa (zu Neapel) einen zwar nur kurzen und schwachen theoretischen Versuch über die dramatische Musik schrieb, anderswo ein würdiger

*) Siehe den zehnten Band der allgemeinen deutschen Bibliothek.

Meister der Kunst eine so glückliche praktische Probe davon darstellte." Er führt sodann eine lange Stelle aus Glucks Zueignungsschrift an den Großherzog an, worin derselbe sein System erkläret, und zugleich bekannt macht, wie er diesem System gemäß getrachtet habe, nicht nur die auf dem lyrischen Theater herrschenden Ungereimtheiten in seiner Alceste zu vermeiden, sondern ihr diejenige Würde und Kraft zu geben, deren das tragische Singspiel fähig ist: und fährt nun weiter fort: „So viel hat Gluck sich vorgesetzet, und so viel hat er auch meisterhaft ausgeführt. Und wäre er ja auch noch sparsamer in Wiederholung der Wörter und im Gebrauche der Instrumente gewesen, so wäre seine Theatermusik noch mehr nach meinem Herzen. Man denke aber nicht etwa diese Gattung von Musik zu Hause auf dem Clavier zu prüfen. Dort wird ein Schüler-Liedchen besser gefallen als ein Meisterwerk dieser Art: gleichwie derjenige, der in den Farben nur Harmonie begehrt, an einem in schönen Nüancen gefärbten Teppiche mehr Vergnügen finden wird als an einem Gemälde vom Raphael. Raphaels Farben, und Glucks Musik, beyde für den Ausdruck bestimmt, müssen in der Handlung geprüfet werden: nur da kann man urtheilen, ob ein schön gefärbter Teppich mehr Vergnügen schaffe, als eine von Raphaels Pinsel beseelte Leinwand."

Als Planelli dieses schrieb, war ihm Glucks Iphigenie noch nicht bekannt, sonst würde er in dieser noch mehr eine Musik nach seinem Herzen gefunden haben. Sie war auch mehr nach Glucks eignem Herzen: allein so wenig man neugebornen Kindern starke Speisen gibt, wollte Gluck seinen verwöhnten Zuschauern gleich anfangs eine Iphigenie geben: Und dieß ist ein Ausdruck, dessen sich der große Künstler selbst gegen mich bediente, als ich einst von diesem Gegenstande mit ihm sprach.

In noch kräftigern Ausdrücken der Bewunderung als Planelli, schrieb ein andrer Italiener, und zwar der rühmlich bekannte Lehrer der Vokalmusik, Mancini von unserm Gluck. Ihnen noch mehr zu beweisen, mit wie viel Recht ich den Beliner-Recensenten einen Scribler nannte, will ich auch eine Stelle aus den Riflessioni pratiche sul Canto figurato dieses Mancini hiehersetzen. Seinen Lehrsätzen vom Recitative Gewicht zu geben, sagt er: „Man sehe die Recitative des Ritters Gluck, dieses Mannes, dessen unbegrenztes schöpferisches Genie die tiefsten Geheimnisse der musikalischen Kunst aufdeckte, sich alles des Edelsten, Interessanten und Erhabensten, so in ihrem Schoße verborgen lag, bemächtigte, und dadurch der Verbesserer der Tonkunst überhaupt, und der Schöpfer der französischen wurde. Was soll ich von den Verdiensten dieses Mannes melden? Was kann meine schwache Stimme noch dem unsterblichen Ruhme beyfügen, der ihn nicht nur in seinem Vaterlande, sondern in allen Gegenden von Europa als den Genius der Tonkunst preiset? Was kann man mehr von ihm sagen, als daß er sich durch seinen Orpheus, seine Iphigenie, seine Alceste, seinen Paris und Helena den Beyfall der französischen Nation, die stets eifersüchtig auf den Ruhm ihrer Söhne, das Verdienst der Ausländer so scharf zu prüfen pfleget, so vollkommen erworben hat, daß sie mitten im achtzehnten Jahrhundert, in Glucks Bildsäule das Denkmal seines Ruhmes aufstellte?“

Die französische Nation errichtet eben jetzt dem großen Tonkünstler noch ein seltneres Ehrenmaal als jenes war. Kaum hatte man zu Paris seinen Tod — der ihn uns, wie Sie vermuthlich wissen, vor zween Monathen raubte, vernommen, so ward auch beschlossen, so lange Paris ein lyrisches Theater haben wird, jedes Jahr an seinem Todestage (den 17. Novemb.) sein Andenken durch eine, an Pracht ausgezeichnete Vorstellung eines seiner

Meisterstücke, zu feyern, und nach geendigtem Stücke jedesmal bey einem prachtvollen Tanze seine Büste zu krönen. Nur durch eine solche auf immer festgesetzte Feyerlichkeit (sagt man in Frankreich) wird Glucks Andenken durch seine eignen unsterblichen Werke verewiget.

Von einem Ehrenmahle, das ihm etwa in Deutschland errichtet werden könnte, habe ich bisher noch nichts vernommen. Auch von unsern Dichtern ist es, meines Wissens, noch keinem in den Sinn gekommen, ihm ein Loblied zu singen. Ihre Leyern scheinen nur für Wein und Liebe, Schoßhunde und Mäcenaten gestimmt zu seyn. Gluck war in seinem Vaterlande schon bey seinen Lebzeiten beynah vergessen. Ich zweifle, ob seine Meisterstücke auf einem andern Theater Deutschlands als dem hiesigen, vorgestellt worden sind. Aber auch für das hiesige hatte er seit vielen Jahren nichts zu thun. Stücke wie die seinigen behagen uns nicht mehr, seitdem unser Geschmack einen andern Bug angenommen hat; und Possen wollte er nicht in Musik setzen. So lange seine Gesundheitsumstände ihm zu arbeiten erlaubten, schrieb er also bloß für Frankreich —indeß die italienische Buffonade sich eben so unsers lyrischen, wie die Shakespearsche Farce des recitirenden Theaters bemächtigte. Alles dieß beweiset nur, was ich schon einmal sagte, nähmlich, daß wir an Geschmack noch Kinder sind; aber es beweiset nichts gegen das musikalische Talent der Nation. Vielmehr glänzet dieses weit herrlicher aus Glucks Denkmal in Frankreich, aus Händels Denkmal in England, und aus dem Titel, Padre della Musica, den Italien dem Hasse beylegte, als es glänzen würde, wenn Deutschland selbst die Apotheose dieser ruhmwürdigen Männer auf sich genommen hätte. — Italien hatte noch keinen Componisten, dem im Auslande so viel Ehre widerfuhr.

Doch lassen Sie uns mit Glucks Ende unsern Diskurs über die Opera seria endigen, und nur ein paar Worte von der buffa sprechen. Ich sagte schon, daß mir die italienische Musik dahin besser zu passen scheine, und gab auch die Ursache an. Dieses Schauspiel hat bloß die Absicht, dem Zuschauer zu lachen zu machen. Erreichet es aber diese Absicht auch bey seiner jetzigen Einrichtung? Dieß können sicher nur die Erbsenkrämer behaupten. Alle vernünftigen Italiener selbst gestehen, daß der poetische Theil dieses Schauspiels überhaupt schlecht und tief unter der Kritik ist. Dieß Geständniß entzieht dem Ausländer das Recht es zu kritisiren: aber es entzieht ihm nicht das Recht zu fragen, warum man ein Schauspiel, das seiner Allgemeinheit wegen allerdings einer Verbesserung würdig wäre, nicht zu verbessern trachte, vielmehr täglich noch schlechter werden lasse? — Die allerersten Versuche dieser Gattung, wie der Mercato di Malmantile, die bouna figliola und einige andre, die Piccini in Musik setzte, waren in jeder Rücksicht besser als die neuern, besonders die unschmackhaften neapolitanischen Geburten. Die beyden Dichter Casti und Daponte haben hier in Wien seit ein paar Jahren einige Stücke dieser Gattung geliefert, worin mehr Wahrscheinlichkeit der Handlung und feinerer Scherz als der gewöhnliche angetroffen wird; Sie sind von den besten Meistern in Musik gesetzt worden und haben hier ausnehmend gefallen, aber in Italien—vielleicht eben weil nicht genug für den Pöbel darin gesorgt war— kein Glück gemacht. Von der einzigen Cosa rara des Daponte, wozu der Spanier Martin die Musik geschrieben, vernehme ich, daß sie auch in Italien sehr gefällt. Auch ist es unmöglich, daß dieses artige Stück, wo immer es vorgestellt werde, nicht gefalle. Der Dichter hat seinen Stoff ganz geschickt behandelt, und die Musik ist durchaus von der reizendsten Harmonie, die ich jemals gehört habe. Martin läßt in

dieser Oper an Wohllaut und Süßigkeit alle italienischen Componisten hinter sich. Er ist nicht oft Original, das bekenne ich; aber welcher von den jetzt schreibenden Componisten ist es? Welcher erborgt sich nicht die meisten Motive vom Scarlatti, Porpora, Pergolesi, und insonderheit von dem fruchtbaren Hasse, der 180 Opern geschrieben hat? Nur verkünstelen die Neueren gemeiniglich die Gedanken jener originellen Meister durch kindisches Schnirkelwerk, da Martin — wenigstens in der Cosa rara — alle überladungen so ziemlich vermieden hat. Einige hier anwesende Italiener behaupten — vielleicht aus Eifersucht —die Motive der meisten Arien der Cosa rara seyn von gemeinen spanischen Volksgesängen hergenommen: ist das wahr, so wünsche ich mir mehr spanische Volksgesänge zu hören. —

Um meine Theaternachrichten vollständig zu machen, muß ich Ihnen noch etwas — wär es auch noch so wenig — von den Balletten erzählen. Sie wissen, daß fast alle italienische Theatertänze ehedem bloß aus grotesken Springen, Capriolen, Mulinetten und Spacaten bestanden. Die vorgestellte Fabel wurde wenig in Betrachtung gezogen. Der beste Stoff war immer derjenige, der die meiste Gelegenheit zu Springen anboth. Solche Saltationen, ganz von dem niedrigst komischen Inhalte, wurden zwischen den Akten der Opera seria (der erneuerten Tragödie der Griechen) aufgeführt. Man hat in den letzten Jahren die Sache so weit verbessert, daß man wenigstens für Einen der beyden Tänze, einen ernsthaften oder auch tragischen Stoff wählet; der zweyte hingegen muß noch immer komischen Inhalts seyn. Ihr angewiesener Platz bleibt noch wie vormals zwischen den Akten, ungeachtet sie niemals mit dem Drama in Verbindung stehen. Planelli hat seinen Landsleuten in dem Werke Dell' opera in Musica die Ungereimtheit dieser Dinge ausführlich und gut erwiesen; sie

loben sein Kapitel vom theatralischen Tanze, aber sie bleiben darum nicht weniger bey dem alten Brauch, und zeigen dem Zuschauer mitten in der Clemenza di Tito oder im Catone in Utica, zuerst etwa einen türkischen oder amerikanischen Tanz, und dann zu noch angenehmerer Abwechslung ein Matrosen-Fest, eine Weinlese, oder eine Bauern-Hochzeit. Es ist wahr, daß die Opern des Metastasio und Apostolo Zeno (das heißt, die besten) nicht so eingerichtet sind, daß man immer analoge Tänze zwischen den Akten anbringen kann; aber wär es denn, die Illusion des Drama zu erhalten, nicht besser, zwischen den Akten gar nicht tanzen zu lassen, und dafür am Ende desselben ein Ballet zu geben, welches, wenn es gleich mit dem vorhergehenden Drama nicht in Verbindung stände, demselben wenigstens an Würde des Inhalts entspräche? Die Alten hatten viele Ballette dieser Art. Ihre Pantomimen-Spiele waren nichts anders. Noverre hat diese reizvolle Gattung des Schauspiels in unsern Tagen erneuert, und kann als der Wiederhersteller des Theatertanzes der Alten betrachtet werden. Ich weiß, daß Sie selbst viele seiner Meisterstücke zu Stutgard, Wien und Paris aufführen sahen, und zweifle auch nicht, daß Sie seine vortrefflichen Lettres sur la Danse gelesen haben. Er gehört unstreitig in die kleine Zahl derjenigen Künstler unsrer Zeit, welche den so oft usurpirten Titel Genie, mit Rechte verdienen. Man bewundert ihn noch mehr, wann man weiß, daß er aus einem preußischen Fusilier, wozu er, wenn ich nicht irre, in seinem Vaterlande (der Schweiz) angeworben ward, der Pylades der neueren Zeiten geworden ist. Eine Anekdote zu seinen Briefen über den Tanz, die ich von ihm selbst habe, kann ich mich nicht enthalten Ihnen zu erzählen. Als er die erst erwähnten Briefe vollendet hatte, schrieb er an den König von Preußen, bath um Verzeihung seiner Desertion, und zugleich um die Erlaubniß, seine Briefe

dem Monarchen zu dediciren. Der große König antwortete ihm sehr gnädig: vergab ihm die Desertion, nahm aber die Dedikace nicht an, sondern rieth ihm, seine Schrift über den Tanz jemanden zu dediciren der besser zu Fuße wäre, und nicht am Podagra litte wie Er. Im Jahr 1770 bey der bekannten Zusammenkunft des Königs mit dem Kaiser im Neustädter-Lager (von der ich ein Augenzeuge war) wurde das noverrische Ballet Diana und Endemion aufgeführt. Es gefiel dem König so wohl, daß er Noverren, der ihm nach geendigtem Schauspiel mit den ersten Tänzerinnen vorgeführt wurde, in den gnädigsten Ausdrücken für das Vergnügen dankte, welches ihm dieß artige Ballet verursachet hatte. Ich schreibe Ihnen diesen unwesentlichen Umstand bloß, weil ich überhaupt von großen Künstlern mit eben so viel Vergnügen, als von Charlatanen der Künste, mit Widerwillen spreche. Alle die besten jetzigen Balletmeister (worunter Vestris und Pik sich auszeichnen) sind Schüler vom Noverre; aber keiner hat bisher den Meister erreichet. Ihren Planen mangelt es an der Faßlichkeit und dem Interesse der noverrischen. Auch an den Balletten, die man nach seinen gedruckten Programen aufführet, vermißt man immer die schönen Gruppen und besonders die Grazie, die ihnen der Exfusilier zu geben wußte.

Und nun noch ein Wort von den Schauspielhäusern der Italiener! Hierin lassen sie uns noch immer weit hinter sich, sowohl was die Schönheit der Gebäude, als was die gute Einrichtung, Geräumigkeit und Auszierung derselben betrifft. Ich könnte Ihnen eine lange Liste schön und gut gebauter Theater, wovon ich viele in unbedeutenden Städten angetroffen habe, hiehersetzen, denen unser weites Deutschland kaum drey oder vier würde entgegen setzen können. Überhaupt dürfen wir uns an Pracht öffentlicher Gebäude noch nicht mit den Italienern messen. Selbst durch

Schönheit der Heerstraßen, die sie so lange vernachläßiget haben, werden sie uns in kurzer Zeit eben so, wie durch Pracht der Tempel, Rathhäuser, Wasserleitungen, gemauerter und andrer Canale ꝛc. ꝛc. übertreffen. Die Abkunft der beyden Nationen läßt sich hierin vielleicht noch am deutlichsten erkennen. Doch darf ich Ihnen nicht verhehlen, daß mir einige ihrer Theater übermäßig groß zu seyn scheinen. Die beyden Opernhäuser von Mayland und Neapel sind es ganz gewiß. In dem letztern (St. Carlo genannt) überzeugte ich ein paar Italiener davon, indem ich sie auf einen äußersten Flügel des viel zu langen Orchesters führte und auf den Schall der Musik aufmerksam machte. Sie konnten mir nicht leugnen, daß der Schall des andern Flügels, das Echo des unsrigen zu seyn schien. Auch von der Wirkung der Piano und Forte, dieses wichtigen Theils des musikalischen Ausdrucks, gehet in so ungeheuern Sälen vieles verloren. Weil das Piano in einer gewissen Entfernung nicht gehört wird, hat das Orchester selbst wenig Achtsamkeit dafür. Den Gesang der Virtuosen zu genießen, muß man ihnen immer nahe seyn, ungeachtet manche ihre Stimmen so sehr anstrengen, daß man fürchtet, sie gleich den Schwanen eines singenden Todes sterben zu sehen. Das widerwärtige Geschrey ihrer recitirenden Akteurs, wodurch sie so weit aus der Natur heraus gehen, dürfte wohl zum Theil die zu graßen Schauspielhäuser zur Ursache haben. Vor allen architektonischen Werken erfordert das Theater jene richtigen Verhältnisse und zweckmäßigen Proportionen, die man nie ohne nachtheiligen Folgen überschreitet; und es ist sich nicht zu verwundern, daß es so wenig gute Theater gibt. Leben Sie wohl!

Siebenzehnter Brief.

Wien den 7. Hornung 178

Sie werden mir eingestehen, daß seit Erneuerung unser Briefwechsels mein Fleiß ihre Erwartung übertrifft. Schwerlich haben Sie sich noch die Mühe genommen, mein voriges Schreiben ganz durchzulesen, und ich regaliere Sie schon mit einem neuen. Wer sollte die Ursache davon am Pontus Euxinus suchen? und doch hat sie dort ihren wahren Grund. Abdul Hamid, oder vielmehr der Divan zu Constantinopel, hat, wie Sie wissen, für nothwendig erachtet, Rußland den Krieg anzukündigen, und es scheinet immer mehr, daß Österreich Theil daran nehmen wird. Ihren Correspondenten könnte leicht das Loos treffen, ein Mitakteur vom Schauspiele zu werden: er will daher erst mit Ihnen richtig seyn, eh er mit Janitscharen und Spahis in Händel geräth. Zum Glück kann ich den Rest meiner schriftstellerischen Schuld, nach meiner Rechnung, noch im gegenwärtigen Schreiben gänzlich tilgen, und dann schriftliches Zeugniß, daß ich ein richtiger Zahler bin, von Ihnen fodern. Die Rechenschaft vom Geschmacke der italienischen Nation, die meinen letzten Schuld-Posten ausmachte, hab ich größtentheils schon abgeleget, indem ich Ihnen von einigen ihrer herrschenden Neigungen, von ihrer Litteratur, von ihrem Theater, Nachricht ertheilet. Allein es gibt in Italien, wie in jedem Lande, gewisse besondere

Sitten, Gewohnheiten, öffentliche Feste und dergleichen, welche — sind sie gleich für den fremden Beobachter von minderem Belange als obige Gegenstände — doch immer nach seiner Aufmerksamkeit würdig bleiben. Sowohl der Adel als das gemeine Volk in Italien zeiget dem Fremden verschiedene Gewohnheiten, wodurch sich die Nation von andern unterscheidet. Ich werde Sie im gegenwärtigen Schreiben mit einigen davon unterhalten; die Anwendung derselben auf den Geschmack der Nation mögen Sie selber machen.

Die Cicisbeatura des Adels und Halbadels gehöret vorzüglich hieher. Was dieses sonderbare Ding, das in Italien mit so viel Wichtigkeit behandelt wird, und seine eignen conventionellen Gesetze hat, eigentlich sey, wissen Sie ohnehin; und Wer weiß es nicht?—Man will bemerkt haben, daß diese Gewohnheit in einigen Gegenden sehr abgenommen habe. Ich lasse das von Turin gelten, wo man durchaus so ganz französisch gesittet ist, daß man gar nicht zu Italien gehören will— von Mayland, wo die deutschen Sitten vieles verändert haben, und etwa von Venedig (nur von der Stadt) wo die Männer sehr geneigt sind, Mantenute zu haben, die Weiber hingegen durch den Vortheil der Masken, ohne eines Cicisbeo zu bedürfen, allein herumwandlen und sich nach Wohlgefallen unterhalten können: außerdem aber erhält sich diese alte Gewohnheit noch immer aufrecht genug, um dem Fremden aufzufallen, bisweilen auch ihm lästig zu seyn. Sie hat in vielen Gegenden, zumal in Städten vom zweyten und dritten Range noch so sehr ihre ganze Kraft, daß man öfters beym Heyrathsschlusse festsetzet, wer der künftige Cicisbeo der Dame werden soll. Muß diese sich bey dem Vertrage dem Willen des Bräutigams unterziehen, so ist natürlicher Weise ihr Cicisbeo — wenigstens Anfangs, als ihr Argus zu betrachten; in der Folge kommt es darauf an, ob sie Willen und Geschicklich-

keit hat, ihren Argus nach altem Gebrauche, einzuschläfern. Bestimmet hingegen die Braut selbst sich ihren Cicisbeo (welches der gewöhnlichere Fall ist) so gehet die Sache freylich einen natürlichen Gang — aber sie wird doch am Ende (woran Sie wohl nicht zweiflen?) einem oder dem andern Theile zur Last; denn die Verwechslung des Cicisbeo gereicht einer Dame eben so wenig zum Ruhme, als die gänzliche Ermanglung eines solchen Aufwärters.

Über diese italienische Sitte verwundern sich nun die meisten Reisenden, ohne zu vermuthen, daß sie vormals die Sitten ihrer eignen Voráltern war. Ich wenigstens bin der Meinung, der Ursprung der italienischen Cicisbeatura müsse gerade aus den Zeiten der Ritterschaft hergeleitet werden, da jeder rechtschaffene Ritter, nach einem genau beobachteten Gebrauche, sich eine Schöne zur Gebietherinn wählte, und ihr ewige Treue angelobte. Man ging dabey mit den wichtigsten Formalitäten zu Werke; und die Scheinheiligkeit jener Zeit spielte ihre Rolle dabey. „Eine Dame lieben (sagt ein Schriftsteller vom Ritterwesen) hieß, ihr dienen, und einer Dame treu und redlich dienen, hieß sich seiner künftigen Seligkeit versichern.— — Mit gleicher Andacht verehrte der Ritter den Handschuh seiner Dame, und eine Reliquie des heil. Grabes zu Jerusalem.“ — Die Andächteley der Damendiener hat sich zwar allmählich in Italien so ziemlich verloren, aber doch bringet noch mancher frömmere Cicisbeo, der nach Rom oder Loretto wallfahrtet, seiner Dame einen heiligen Bein-Schifer oder ein Loretto-Häubchen zum Geschenke mit. Daß diese alte Sitte sich in Italien länger als in Frankreich, Spanien, England und Deutschland erhalten hat, läßt sich durch die wenigere Beschäftigung des überaus zahlreichen italienischen Adels ganz leicht erklären. Auch die Spanier erhielten sich lange darin, wie wir unter andern aus dem launigten Romane des Cervantes entneh-

men; sie legten sie aber endlich gleich den übrigen Nationen ab, indem ihr Adel bey den immer bestehenden Armeen und Flotten Kriegsdienste verrichtete, indeß der italienische wegen Ermanglung solcher Gelegenheiten müssig blieb.

Wollte nun gleich der kritische Sittenrichter bey dieser alten Gewohnheit des italienischen Adelstandes, in Erwägung seiner wenigen Beschäftigung, ein Auge zudrücken, so kann er doch für einen andern Stand, der eben so allgemein und frey Gebrauch davon machet, nähmlich für den geistlichen Stand, nicht gleiche Nachsicht tragen. Eingestanden, was Herr Canonicus Jagemann hierüber sagt (und die meisten Herren Canonici gern bestätigen werden) daß die Cicisbeatura der Italiener das unschuldigste Ding von der Welt sey, weil Leute mit einem so lebhaften, sanften und zärtlichen Gefühle wie das italienische ist, gewissen Schwachheiten leicht widerstehen; auch eingestanden, daß der Clerus in Italien eben so müßig ist als der Adel; so ist doch gewiß eine solche Lebensart dem Mann im schwarzen Rocke, der vermög seines Eides, nebst dem Teufel nichts mehr fliehen sollte als Evas Töchter; der uns lehret, daß wir auch den Schein des übels vermeiden müssen, unanständig und tadelhaft.

Eben der Müssiggang des Adels in Italien ist (nebst der Eitelkeit, die wir schon in seinem Charakter bemerkt haben) die Quelle noch andrer bey uns unbekannter Gebräuche, als zum Beyspiel, seiner Spazierfahrten al Corso. Was ich bey Rom von dieser Gewohnheit gesagt habe, gilt für alle Orte Italiens, wo Adel ist. In allen größern Städten werden diese Fahrten durch das ganze Jahr, jeden Tag da es die Witterung nicht verwehret, gehalten. Ich kenne nichts Abgeschmackters und Langweiligers als einen solchen Reihenzug von Kutschen, die immer in eben derselben Gasse, in einem pathetischen Schritt auf und ab

geschleppet werden, damit die darin sitzenden Damen sehen, wer nebst ihnen sich schleppen lasse; oder vielmehr, damit sie von andern gesehen werden. Die Gewohnheit zu fahren ist dadurch so weit gediehen, daß viele Damen sich schämen, anders als in einer Kutsche, mit dem Cicisbeo an der Seite, sich öffentlich zu zeigen, und daß manche (zumal in Rom) nicht vermögend ist, hundert Schritte auf ihren eignen Beinen zu machen. Die Unterhaltung einer Equipage ist daher ein Hauptartikel aller Heyrathsverträge des Adels. Es sind schon Familien ausgestorben, bloß weil der Letzte davon keiner Dame versprechen konnte, sie täglich zwo Stunden schleppen zu lassen. Zu Neapel und Mayland wird dieser sonderbare Luxus aufs höchste getrieben, obgleich der Mayländer Schlepp-Platz nach dem Lazarete, nicht der schönste ist. In minderen Städten fällt das Lächerliche davon noch mehr in die Augen: Aviamo (sagte mir eine ganz hübsche Marchesina in U... da sie mir von der herrlichen Lebensart ihrer Stadt einen richtigen Begriff geben wollte) aviamo ogni Carnevale un' opera buffa, e contiamo sémpre quindici anche sedici Legni al Corso.

Die einzige Abwechselung, wodurch man diese abgeschmackten Lustwandlungen in den wärmeren Tagen zu würzen pflegt, ist, daß bisweilen eine Kutsche aus der Linie heraus fährt und vor einem Kaffeehause anhält, wo die Dame einige Erfrischungen in der Kutsche nimmt — dann aber wieder in die verlaßne Reihe zurück kehrt, oder sich nach Hause schleppen läßt.

Es scheinet, daß die Corsofahrten meistens wegen des Mangels an bequemen und schattigten Spaziergängen zur allgemeinen Sitte geworden sind: denn es gibt in Italien beynah keine einzige gute Promenade nach unsrer Art. Die Alleen bestehen gemeiniglich aus Cypressen und Pinnen, die nicht vor der Sonne decken. Nur zu Neapel und

Florenz sorgen die jetzigen Regenten durch Anlegung schattigter Spaziergänge, daß ihr Adel allmählich wieder in den Gebrauch seiner Beine eingesetzt werde, und auch das Volk bisweilen bey Tage in frischer Luft sich bewegen könne.

Außer diesen Unterhaltungen hält der Adel sich fast aller Orten Casinen. Es kommen da beyderley Geschlechter zusammen, Spiel- oder auch andre Parthien zu machen. In kleineren Orten erhält der Fremde durch diese Casinen den Vortheil, in Einem Tage mit dem Adel bekannt zu werden. In größern Städten, wo man mehr zerstreut lebet, nützen sie ihm weniger. Die Versammlungen daselbst sind nur dann zahlreich, wann musikalische Akademien gehalten werden. Man hört damals die besten Stimmen die sich im Orte befinden, und sieht auch immer den beliebtesten Buffo gesungene Spaße machen.

Aber alle diese Zeitvertreibe, nebst dem Theater, sind nicht hinreichend, der großen Anzahl von Cavalieren, welche sich nicht mit den Musen beschäftigen, oder zu Cicisbeen-Stellen gelangen können, das Leere in ihrem müssigen Leben auszufüllen. Es bringen daher sehr viele den größten Theil des Tages in Kaffehäusern zu, wo sie spielen, oder von Virtuosen und Tänzerinnen, oder vom Witze der venetianischen Barkariolen, oder — trotz unsern deutschen Dunterdendronks — von der Vortrefflichkeit ihrer Familien sprechen, oder auch über die europäischen Staats-Angelegenheiten Rath halten — natürlich als Leute, die Europa bloß aus der Florentiner-Zeitung kennen, und eben so richtig davon urtheilen, als die Staats- und Kriegslehrer unsrer deutschen Kaffehäuser. Die Reicheren haben noch andre Mittel, die Zeit auf eine angenehme Art zu tödten. Sie reisen, so lange die gute Jahrszeit dauert, von einem Jahrmarkte zum andern herum, wo sie überall viele Fremde, eine Oper, ein Pferderennen, Policinelli

und eine Ochsenhetze zu sehen bekommen. Es gibt auch Einige, die sich im Ballonspiele, welches immer bey diesen Gelegenheiten gehalten wird, ihre Reisekosten gewinnen. Die Hauptjahrmärkte fangen sich mit Christi Himmelfahrt zu Venedig an, und dauern ununterbrochen bis in das Spätjahr fort. Die am meisten besuchten sind die zu Venedig, Reggio, Mantua, Padua, Sinigallia und Livorno. Trifft der Herbst ein, so werden in den größern Städten schon die Theater eröffnet, und der Adel kehrt aus den Landhäusern zurück. Die Marktbereiser bleiben dann über Winter in Ruhe, wenn sie nicht etwa zur Carnevals-Zeit Rom, Florenz oder Venedig besuchen, oder dem Rosenfeste zu Verona beywohnen wollen.

Dem Rosenfeste? — Was um aller Welt Willen kann das für ein Fest seyn? (würde Mancher, vielleicht mein Freund selber sagen) ich habe mein Tage von einem Feste dieses Nahmens weder gehört noch gelesen. — Das ist möglich. Meines Wissens erwähnet kein Reisebeschreiber etwas davon. Das Fest fällt in die letzte Woche des Carnevals. Zu dieser Zeit sind die Reisenden gemeiniglich in einer der Städten vom ersten Range, zu welchen Verona nicht gezählet wird, ob es gleich ein sehr angenehmer und in mancher Rücksicht merkwürdiger Ort ist. Ich selbst kam vor fünfzehn Jahren nur durch eine Excursion von Roveredo, wo ich mich von ungefähr zu dieser Jahrszeit in Geschäften befand, zu diesem Feste, nachdem man mir so viel Wunderbares davon erzählet hatte. Ich will Ihnen hier eine kurze Beschreibung davon machen, und Sie werden finden, daß es nicht weniger beschrieben zu werden verdienet, als das Petersfest zu Rom, die Regatte zu Venedig, das Brückengefechte zu Pisa, das Wagenrennen zu Florenz und die Cocagna zu Neapel — von welchen Festen wir die umständlichsten Beschreibungen haben.

Der Tag des Festes ist der letzte Freytag der Faßtnacht. Diesen nennt man daher il venerdi gnoccolare oder noccolare, den Noken-Freytag. Die Sache selbst wird sie überzeugen, daß ich richtig übersetzt habe; Mich hingegen bestärket sie in der angenommenen Meinung, daß die italienischen Wörter, welche nicht von lateinischen hergeleitet werden können, größtentheils deutschen Ursprungs sind. Das Wort Nochi und sein Adjectivum noccolare stammen sicher nicht vom Lateinischen ab, sondern von dem deutschen Worte Noken, welches in vielen unsrer Provinzen eine gewisse Gattung von sehr einfacher Mehlspeise bedeutet. Man höret nirgends so viel italienisirte deutsche Wörter als in der Gegend von Verona und Vicenza. Die Lustbarkeit unsers Festes nicht zu stören, spare ich mir auf, in der Folge etwas Mehrers hievon zu sagen.

Für dieses Fest nun werden große Zubereitungen gemacht, denn es ist zugleich eine der feyerlichsten Functionen des dortigen Gouverneurs, den man Capitan grande nennet. Die ganze Besatzung — die stärkste aller Besatzungen der Republik in Italien (die darum aber doch nicht fünfhundert Mann ausmachet) rücket mit Anbruch des Tages in außerordentlicher Parade aus. Das Außerordentliche davon bestehet darin, daß jeder Reiter ein kleines Figürchen, welches einen Policinell vorstellt, auf den Hut stecket, und jeder Infanterist, nebst einer solchen Kokarde, noch das Fähnlein des Policinells, anstatt eines Bajonets auf sein Gewehr pflanzet. Der ganze einheimische und fremde Adel versammlet sich in Galla auf einem sehr geräumigen Saale des Pallasts, wo der Gouverneur wohnet. Jedermann, er sey vom Adel oder geringem Stande, weiblichen oder männlichen Geschlechts, ist an diesem Tage mit einem Policinell auf dem Kopfe geschmückt. Die Policinellen des Adels sind ganz niedlich, von Email oder Porzelän; und man hat auch mich und meinen Reisege-

fährten den Baron Kesborn, mit solchen Festzeichen beschenket. Alles harret so auf die Ankunft des Gouverneurs in den Rathsaal, indeß eine Menge Volks vor dem Pallaste stehet, eine Prozession zu betrachten, die paarweise immer um den Pallast herum ziehet. Diese Prozession bestehet aus Lastträgern und Taglöhnern, deren einige Mehl, andere Salz, andre Butter, andre Käse, und mit einem Worte, die alles herumtragen, was zu Verfertigung der Noken nöthig ist. Endlich kommt der Gouverneur, von vielen Magistratualen begleitet, aus seinen Wohnzimmern in den Saal. Er selbst ist in Staatskleidung des Doge, den er representiret; sein Geleit im Habit der venetianischen Senatoren. Nach seinem Eintritt in den Saal bespricht er sich eine Weile mit dem Adel, besonders dem fremden, und besteiget endlich den unter einem Baldachin errichteten Thron — dem die Fremden vorzüglich sich nähern dürfen. Nun öffnet sich auf seinen Wink die Hauptthüre des Saales, und siehe! es kommt bey einem Concert vieler Policinell-Pfeifchen (die das Geschnatter der Gänse nachahmen) ein Policinello, auf einem kleinen Esel geritten, und von einem Haufen andrer Policinellen zu Fuße, begleitet, über die breite Treppe des Saales heran. Er reitet zur Thüre herein und gerade vor den Thron, wo der Gouverneur in seiner ganzen Herrlichkeit ihn aufnimmt. Hier hält er — immer auf dem Esel sitzend — eine Rede an den Gouverneur. Diese Rede schnattert er gänzlich durch sein kleines Pfeifchen herunter, und man vernimmt daraus, daß er das ganze veronesische Volk vorstellet, sich für die sorgfältige Verwaltung des Gouverneurs seit dem vorjährigen Nokenfeste bedanket, und denselben zu gleicher Zeit auf eine Schüßel Noken zu Gast bittet, um ihm in diesen Noken ein Muster zu zeigen, wie im künftigen Jahre, nach dem allgemeinen Wunsche des veronesischen Volks, Mehl und Brod beschaffen seyn sollen. — Sie werden mir eingestehen, daß

die Allegorie dieses sonderbaren Aktus nicht schlecht ist. Ich wüßte mir in der Welt keinen schicklichern Representanten des venetianischen — und beynah jedes andern Volks, zu ersinnen, als einen eselreitenden Policinell. — Nach vollendeter Rede verspricht ihm der Gouverneur, unverweilt zu ihm zu kommen, und seine Noken zu verkosten. Alles geräth in Bewegung. Der reitende Policinell zieht mit den übrigen Policinellen und der ganzen Prozession ab, und in ein Haus der Vorstadt, wo er seinen Gast bewirthen will. Bald nachher fährt auch der Gouverneur in einem großen Staatswagen, der den venetianischen Herzogshut oben auf der Decke hat, von dem ganzen Adel in einer langen Reihe von Kutschen begleitet, dahin. Policinells Behausung ist auf einem offenen Platze, wo in verschiedenen großen Kesseln unter freyem Himmel die Noken gekochet werden. Er empfängt den Gouverneur vor dem Hause, und bittet ihn die Treppe hinauf zu steigen. Einige Fremde, aber nicht viele, können mitkommen, denn es sind nur ein Paar kleine Stuben im Hause. Policinell bringet nun auf einem silbernen Teller einige Noken, steckt Eine davon an einer goldnen Nadel dem Gouverneur in den Mund, und bewirthet sodann auf gleiche Art die in der Stube anwesenden Fremden. Auch Ich hatte die Ehre von ihm gespeiset zu werden, und fand an meiner Noke nichts als einen ganz einfachen Teig von feinem Mehle. So bald die Gesellschaft des Gouverneurs auf diese Art abgespeiset ist, werden die auf dem Platze bereiteten Kessel voll Noken, dem Volke preis gegeben; und der Gouverneur kehret wieder, mit dem ganzen Zuge in seinen Pallast zurück.

Der eigentliche Noken-Aktus ist nun zwar vollendet, aber nicht seine Feyerlichkeit. Noch an diesem Tage gibt der Gouverneur (damals ein Justiniani) ein prächtiges Mittagsmahl. Die Tafel ist allezeit von mehr als hundert Personen, die herrlich, mit allen bekannten Fischarten des

adriatischen Meeres, und mit allen Arten der noch mehr geachteten Fische aus dem Garder-See, gespeiset werden. Abends ist große Oper, die einige Stunden dauert. Den folgenden Sonnabend hat man nur die gewöhnlichen Faschings-Lustbarkeiten, als Maskaraden, Versammlung des Adels im Casin, und dann wieder Oper; aber am Sonntage ist großes Pferderennen und ein Bal paree den der Gouverneur gibt. Der Bal war wie das erwähnte Mittagsmahl, sehr prächtig. Ledige Mädchen kommen (wie in Italien überhaupt) nicht zum Bal, hingegen aber auch nicht leicht ein Weib das vierzig Jahre erreicht hat. Ich muß Ihnen im Vorbeygehen sagen, daß das weibliche Geschlecht im Venetianischen, an Wuchs und Gesichtsbildung das schönste in ganz Italien ist; und man kann zuverläßig eben das auch von dem männlichen behaupten. — Man erwies mir und meinem Gefährten die Ehre, uns den Bal eröffnen zu lassen. Dieß geschieht mitten in einem Kreise der in verschiedenen Reihen herum sitzenden Damen. Es tanzet nur immer ein Paar nach dem andern einen Menuet nach der vorher festgesetzten Rangsordnung, und diese Schaumenuete währen bis zum Soupee fort. Nach dem Soupee erst können so viele Paare zugleich tanzen, als der Raum verstattet, und dann werden auch Contretänze gemacht. Die dirigirenden Cavaliere des Bals, hatten mir und meinem Gefährten ein paar sehr reizende Damen zugetheilet. Die meinige war eine Gräfinn Trento von Padua, die ich im letztverflossenen Jahre das Vergnügen hatte, zu Padua recht wohlauf wieder zu sehen.

So genau ich Ihnen nun diese sonderbare Feyerlichkeit beschrieben habe, so wenig bin ich vermögend die Freude zu beschreiben, die ganz Verona dabey bezeiget. Sie können sich dieselbe leichter selbst vorstellen, wann ich Ihnen sage, daß die Veroneser allgemein für das lustigste und munterste Volk in Italien gehalten werden; wozu wohl

ihre reine Luft das meiste beytragen mag: Ihr Adel aber zeichnet sich, besonders bey dieser Gelegenheit, durch Höflichkeit gegen alle Fremden aus, welche sich immer häufig aus vielen Städten Italiens und des benachbarten Tyrols einfinden. Ich lasse Sie auch selbst beurtheilen, ob Inhalt und Form dieser festlichen Farce, zumal die Vermischung des obrigkeitlichen Pomps mit dem Possenwerke des Policinells, nicht ein neuer Beweis der Sinnlichkeit und des burlesken Geschmacks der Italiener sey. Der Umstand, über den ich mir oben eine kleine Spötterey erlaubte, daß ein ganzes Volk sich von einem eselreitenden Policinell representiren läßt, darf uns in Italien weniger als anderswo befremden, da man in diesem Lande bey einem andern Freudenfeste (bey der berühmten Coeagna zu Neapel) jedes Jahr einige tausend Menschen als ausgehungerte Wölfe und Bären, die sich mit Lebensgefahr um einen Fraß herum balgen, zur Belustigung der Zuschauer figuriren siehet. Der Philosoph kann doch wahrlich nicht gleichgültig bleiben, wann er die Menschheit von Menschen selbst so tief herunter gesetzt siehet. — Doch ich bin Ihnen noch schuldig, etwas von der deutsch-italienischen Sprache der veronesischen Gegend zu sagen.

In dem gebirgigten Theile des veronesischen und vicentinischen Gebietes, in den sogenannten sieben venetianischen Gemeinden, und in einem Theile des italienischen Tyrols wohnet ein Volk, das nach einer uralten Tradition sich für Abkömmlinge derjenigen alten Cimbrer ausgibt, welche von C. Marius besieget und aus Italien verjagt worden sind, nachdem sie vorher so manches römische Kriegsheer aufgerieben hatten. Nach dem Plutarch soll zwar die Schlacht des Marius mit den Cimbrern bey Vercelli, aber nach dem Vellejus Paterculus, Florus und andern, bey Verona vorgefallen seyn. Diese Gebirgsleute behaupten einstimmig, daß ihre Voraltern nach verlorner Schlacht sich

in die Gebirge geflüchtet und da niedergelassen haben. Ihre Sprache ist zwar italienisch, aber mit so viel deutschen und halbdeutschen Wörtern vermischt, daß sie von wahren Italienern kaum verstanden wird. Ein gewisser Marco Pezzo beurtheilt und bewähret in einem Traktate Dei Cimbri Veronesi e Vicentini, auf eine sehr gründliche Art die Tradition ihrer Cimbrischen Abkunft, und gibt zu gleicher Zeit ein Verzeichniß verschiedener deutscher Wörter aus ihrer Sprache. Ich hätte ihm noch manches Wort zu seinem Verzeichnisse liefern können, da ich vor fünfzehn Jahren mit vielen dieser Leute zu thun und zu sprechen hatte. Bald nach der Erscheinung der Pezzoischen Schrift, fiel es einigen unsrer deutschen Gelehrten ein, wider den Tacitus und andre alte Schriftsteller zu behaupten, die alten Cimbrer wären kein deutsches Volk, und ihre Sprache keine deutsche Sprache gewesen. Dieß zu beweisen nannten sie die Cimbrer, Kymerer auch Cimmerier, als welche keine deutschen Völker sollten gewesen seyn; und setzten fest, daß Pezzo Unrecht hätte, und seine Gebirgsleute, nach seinem eignen Wörterverzeichnisse zu schließen, nichts anders als Hochdeutsche, oder Allemannen, oder Sachsen, oder was man will, nur keine Cimbrer seyn müßten.

Es ist doch wirklich ein leidiges Übel um die gar zu subtile Gelehrsamkeit einiger Geschicht- und Alterthumsforscher, welche aus übertriebenem Scepticismus, oder vielmehr aus übertriebener Begierde ihren kritischen Scharfsinn zu zeigen, uns über alles was wir bisher glaubten und wußten, in finstre Zweifel versetzen, indem sie uns die klärste Gewißheit versprechen. Nirgends findet man mehr Merkmale dieses Übels als in Rom. Seitdem Winkelmann dort einige Irrthümer in der Antikenkunde aufgedecket hat, beschäftiget sich eine Menge sceptischer Antiquaren, noch mehr derselben aufzusuchen. Gelehrte wollen nie

ihre Zeit durch fruchtloses Suchen verschwendet haben: Jeder findet also, oder gibt wenigstens vor, etwas gefunden zu haben, und unterrichtet die Welt davon. Da muß dann etwa ein Tempel, den Tradition und Scheingründe bisher für einen Tempel der Juno ausgaben, durch neuere Scheingründe zu einem Tempel der Venus, der Kopf einer Messalina zum Kopf einer Lukretia werden. Nardini hat sich besonders durch solche Entdeckungen bekannt gemacht, deren sehr viele zu nichts dienen, als daß man vor lauter gelehrten Kenntnissen jetzt weniger kennet als vormals, und mit der Zeit gar nichts mehr kennen wird. Ich kann Ihnen als eine noch ungeborne Neuigkeit vorhersagen, daß ehestens ein antiquarisches Werk eines Franzosen an das Licht treten wird, worin der Verfasser beweiset, daß alle die besten von den berühmten Statuen des Alterthums, die man bisher griechischen Künstlern zugeschrieben, bloß von römischen Meistern verfertiget worden sind. Da er durch diese Entdeckung den Römern große Ehre erweiset, hofft er vielleicht eine päbstliche Bulle auszuwirken, die sein Werk eben so vor aller Kritik schützen kann, als die Bulle Leo des X. den Orlando furioso schützte. Eben so grüblerisch wie bey den antiken Kunstwerken, geht man auch bey der alten Geschichte, und nicht selten auch bey der neueren zu Werke. Man hat Voltairen mit Recht über seinen überspannten Pyrrhonismus getadelt, was soll man erst von solchen Zweifelmachern sagen, die keine Voltaire sind?

Doch wieder zu unsern Gebirgsleuten! Ich halte diese troß allen gelehrten Widersprüchen, mit dem Marco Pezzo, für das, wofür sie bisher sich selbst gehalten haben, für Abkömmlinge der Cimbrer; und glaube mir dazu noch einen wichtigen Grund mehr als Pezzo zu haben. Sie wissen, daß ich vor fünfzehn Jahren in Angelegenheit der tyrolischen Landmiliz in jenem Lande herumreisen mußte.

Ich kam bey dieser Gelegenheit an der Gränze von Italien in verschiedene Thäler, wo die vom Pezzo angegebene Sprache geredet wird. Aber Eines dieser Thäler scheinet mir für unsern Gegenstand besonders erheblich zu seyn. Sein Eingang ist bey dem Städtchen Laviß, und es ziehet sich zwischen ungeheuern Bergen gegen das Städtchen Cavaleß, wo es den Nahmen, das Fleimser-Thal annimmt. Dieses Thal, das ziemlich bevölkert ist, wird von allen italienischen Tyrolern Val di Cembra, und von allen deutschen, das Cimbrer-Thal genennet. Ich erkundigte mich nach dieser Benennung, und die Einwohner sagten mir, ihr Thal hätte nie einen andern Nahmen gehabt, seitdem ihre Vorfahren, die von dem Marius besiegten Cimbrer, sich da niedergelassen hätten. Ich erkundigte mich nachher zu Insbruck bey dem landesfürstlichen Archivarius von Roschmann, der selbst eine noch ungedruckte Geschichte von Tyrol geschrieben hat; und dieser versicherte mir, daß alle älteste Urkunden des Archivs diese Tradition der Einwohner des Cimbrer-Thales vollkommen bestätigen. Finden Sie nicht mein Freund, daß diese tyrolischen Cimbrer dem Marco Pezzo sehr zum Behufe dienen — theils zu beweisen, daß seine veronesischen und vicentinischen Gebirgsleute, gleich ihren tyrolischen Nachbarn, nicht von Hochdeutschen, Allemannen oder Sachsen, sondern von Cimbrern abstammen? theils zu beweisen, daß die alten Cimbrer eine deutsche Nation waren und eine deutsche Sprache sprachen? — Pezzo hätte mir diese lange Erzählung leicht ersparen können, wenn er seinen Cimbrern eben so fleißig in dem benachbarten Tyrol, als in dem veronesischen und vicentinischen Gebiete nachgespüret hätte. Doch hoffe ich, werden Sie mir die Ausschweifung verzeihen, da sie abzielet, ein altes, armes Volk zu schützen, dem man seine lange geglaubten und verehrten Voraltern aus lauter Gelehrsamkeit abdisputiren will.

Und nun muß ich Sie aus dem tyrolischen Thale, wohin ich Sie gewiß wider Vermuthen gebracht, noch einmal nach Verona, doch nur auf einen Augenblick zurück führen. Sollten Sie auch nicht in dieser Stadt gewesen seyn, so wissen Sie doch ganz sicher, daß das dortige altrömische Amphitheater allgemein, als das am besten erhaltene von allen antiken Gebäuden dieser Gattung, berühmt ist. Ich habe nichts dagegen einzuwenden, so lange die Rede bloß von Italien ist; allein ich traff anderswo eines an, das weit vollständiger als das Veronesische — und doch viel weniger bekannt ist. Dieß schöne und herrliche Gebäude fand ich zu Pola, einem jetzt kleinen und armen Städtchen auf der äußersten Spitze von Istrien, gerade von Ancona herüber. Man erzählte mir in Triest davon, und meine Neugierde trieb mich eigens dahin. Ich fand wahres Vergnügen durch diese Reise, ob sie gleich wegen ungünstigen Winden viel langwieriger als gewöhnlich ausfiel. Man sieht das schöne Gebäude eine geraume Zeit, eh man in den Hafen einfährt. Der Hafen ist von der Natur zu dem schönsten und festesten gemacht, den ich kenne. Die Römer sollen daselbst immer einen Theil ihrer Kriegsflotte gehalten haben; vielleicht von kleineren, liburnischen Schiffen, denn für große Kriegsschiffe scheint er mir nicht genug Raum und Tiefe zu haben. Der Ort heißt im Lateinischen Pietas Julia, weil (wie man dort sagt) die von ihrem Vater August dahin verbannte Julia in ihrem höhern Alter ein sehr frommes Leben da geführet haben, und auch da gestorben seyn soll. Man zeigt sogar ihren Leichenbogen (arcus funeralis) der von der schönsten Form und Arbeit ist. Aber die Geschichte dieser Julia ist zu bekannt, als daß die Erzählung der Polaner einiger Beachtung werth wäre. Spon hingegen, der die überschrift des vermeinten Leichenbogens genau untersucht, und uns einen Abriß davon gegeben hat, nennet ihn eine Ehren-

pforte, dem Sergius Lepidus, von dessen Gemahlinn errichtet. — Auch ein wohl erhaltner Tempel, dem Kaiser Augustus geweiht, und durch seine Architektur jenes geschmackvollen Zeitalters würdig, verdienet die Aufmerksamkeit des Liebhabers der Künste. Aber das Theater übertrifft Alles — durch seine Schönheit sowohl als durch seine Unversehrtheit. In dem Werke des berühmten Palladio, von der Baukunst, ist ein Plan mit allen Ausmessungen, von diesem merkwürdigen Gebäude enthalten. Seine Form ist oval, das Mauerwerk durchaus von großen, schneeweißen istrianischen Quadersteinen, und ringsherum, bis an das Gesimse beynah so ganz, als ob die Hand des Meisters es erst vor Kurzem verlassen hätte. Es bestehet aus zwey Geschosen von Bogen übereinander, die von der schönsten Proportion und Symetrie sind, und die ihrer Durchsichtigkeit wegen dem Ganzen ein so reizendes Ansehen geben, daß es, in Dragant-Teige nachgeahmet, zum schönsten Dessertstücke auf einer Tafel dienen würde. Kenner — worunter Maffei ist — haben es für ein Theater, nicht Amphitheater, erkläret, und diese Meinung ist wahrscheinlich. Man findet einwendig keine Spur von steinernen Reihensitzen, auch keinen Kampfplatz in der Mitte, wie bey dem zu Verona und andern. Die Logen und Sitze im Parterre waren vermuthlich von Holz, welches vertragen oder von der Zeit vernichtet worden ist. Der Umfang des Gebäudes ist kleiner als der des veronesischen Amphitheaters, aber doch sehr ansehnlich. Seine Erhaltung durch so viele Jahrhunderte, hat es keiner neuern Hülfe, sondern bloß seiner eignen Solidität zu verdanken. Vielmehr scheinet es, daß unser aufgeklärtes Jahrhundert Lust habe, dieß vortreffliche Monument einstürzen zu sehen. Über Einem seiner drey Thore sind vor wenig Jahren einige Quadersteine (die alle von innen mit bronzenen Stiften zusammen befestigt sind) losgegangen, und herunter

gefallen. Ihr Fall hat vermög ihrer ehmaligen Lage dem Ganzen nicht schaden können, allein ein andrer Stein, auf welchem viele hundert der höheren ruhen, dürfte bald jenen nachfolgen, und sein Sturz würde den Sturz eines beträchtlichen Theils des Gebäudes nach sich ziehen. Die armen Einwohner sind äußerst betrübt darüber, daß sie nicht etliche hundert Gulden, welche die Reparatur jetzt kosten würde, daran verwenden können. Sie sind deßhalb schon einigemal bittlich bey der Republik eingeschritten, aber fruchtlos. Die gebietenden Herren haben alles, was Pola an transportablen Alterthümern hatte, schon längst nach Venedig geschaffet, und bekümmern sich nicht um das Übrige. Pola hat zwar einen eignen Gouverneur, welcher den dort unbedeutenden Titel eines Grafen führet; allein dieser Gouverneur ist immer ein armer Barnabotto, der sich begnüget, während seines Gouvernements einige hundert Thaler zu ersparen, um sich nachher zu Venedig in einer neuen Bahutte zeigen zu können. — Bey aller Gleichgültigkeit, woran ich mich längst über gewisse Dinge der Welt gewöhnet habe, ward ich hier sehr aufgebracht, und entschuldigte in meinem Unwillen vollkommen unsre gothischen und vandalischen Voraltern über die Zerstörungen, die sie in Italien angerichtet haben. Sie kamen ja als Feinde dahin, und ihre Feindschaft that doch nichts anders, als was jetzt die Nachläßigkeit der Italiener selbst thut! *)

Doch es ist Zeit, daß ich wieder in das verlassene Geleis einlenke. Weder die veronesischen Cimbrer, noch das Theater zu Pola gehören zu den italienischen Gewohnheiten und Festen, von denen ich hier mit Ihnen zu spre-

*) Da Pola jetzt unter österreichischer Herrschaft stehet, darf man hoffen, desselben herrliche Monumente bald von ihrem Untergange gerettet zu sehen.

chen habe. Ich erlaubte mir auch diese zweyte Ausschweifung, weil ich vermuthete, daß sie besser mit ihrem Geschmack harmoniren dürfte, als die Beschreibung irgend eines andern kindischen Festes, wie das Rokenfest ist. Die entschiedene Neigung der Nation für alle Gattungen von Schauspielen, und die Menge ihrer Müssiggänger von allen Klassen, haben eine unglaubliche Menge solcher Feste hervorgebracht. Sie gleichet durch nichts so sehr ihren Vorfahren den alten Römern, als durch eben diese Neigung. Freylich konnten die Feste der Alten, wie sie zur Zeit der Kaiser in Rom gehalten wurden, durch den Aufwand von Millionen, leicht prächtiger ausfallen als die jetzigen; dafür waren aber einige, als die Fechterspiele, der Menschheit viel unwürdiger, und andre, bey aller Pracht, nicht weniger lächerlich als die jetzigen. Was kann man sich, zum Beyspiel, Kindischers einbilden, als die berühmten Naumachien, für welche man mit Verschwendung ungeheurer Summen, in einem großen Bezirke die Erde ausgrub, ihn ausmauerte und Wasser hinein leitete, um sodann mit kleinen Schiffchen eine Seeschlacht vorzustellen. Ungemäßigte Bewunderer des Alterthums nennen solche Werke herrlich und groß, weil sie viele Arbeit und große Summen gekostet haben, allein ich glaube, sie würden diese Benennung nur verdienen, wenn einiger wirklicher Nutzen damit verbunden gewesen wäre. Solche Vorstellungen der Seeschlachten waren eben so wenig vermögend gute Seesoldaten zu bilden, als das Manövriren mit hölzernen Figürchen auf einem Tische, gute Landsoldaten und geschickte Taktiker bilden kann. Der einzige Vortheil den jene Regenten damit verbanden, war der, den ich schon anderswo angezeiget habe, sich die Gemüther des Pöbels zu gewinnen, um über den Rest des Staates nach eignem Gefallen wüthen zu können. So brauchte ein Nero nur eine Naumachie oder ein Circusfest auf morgen anzukün-

digen, um heute noch den Seneka und Burhus, oder seine Mutter und Gemahlinn, ohne Kummer ermorden zu dürfen. Wenigstens wüßte ich nicht, daß der Policinell der neuern Italiener jemals zu solchen Unmenschlichkeiten mitgewirkt hätte; und in so weit können wir ihn denen, die Geschmack an ihm finden, ungetadelt überlassen.

Viele italienische Städte haben einen eignen Fond für ihre Feste, den sie meistens durch Schenkungen und Vermächtnisse spaßliebender Patrioten erhielten. Auch die Veroneser haben besondere Einkünfte für ihr Rokenfest. In dem kleinen toskanischen Städtchen Empoli konnte ich mich des Lachens nicht enthalten, als man mir erzählte, daß vor ein paar hundert Jahren ein reicher Marchese aus einer noch lebenden Familie, der Stadt ein ansehnliches Capital durch Testament vermacht habe, damit auf ewige Zeiten alljährlich bey einem feyerlichen Aufzuge und verschiedenen Ceremonien, ein lebendiger Esel von einem hohen Thurm herunter gestürzet würde. Der letzte Wille dieses wohlthätigen Patrioten — der unstreitig mehr Bürger- als Eselfreund war, wird noch jedes Jahr pünktlich erfüllet und dabey sein Andenken von der ganzen dankbaren Gemeinde gesegnet.

Von minderen Spielen, womit das Volk sich täglich belustiget, und sie leider öfters auch mit Cortellaten beschließet, melde ich Ihnen nichts. Es gibt derselben sehr viele. Herr Canonicus Jagemann hat die bekanntesten davon umständlich beschrieben. Er glaubet, „ein Buch, worin die Lieblingsspiele aller Nationen, und die Art, wie sie sich dabey verhalten, beschrieben wären, würde der Philosophie große Dienste thun.“ Ich glaube, dieß voluminöse Buch würde weder der Philosophie noch seinem Verleger große Dienste thun. Nationen, die viele Müßiggänger haben, haben auch viele Spieler und Spiele, folglich viele Menschen, bey welchen das Spiel zur Lei-

denschaft wird: und wer weiß nicht, daß Leidenschaften uns allmählich zu etwas ganz Anderm machen, als wozu uns die Natur gemacht hat; daß sie uns zu etwas machen, wornach man nur unsern zufälligen, nicht unsern natürlichen Charakter beurtheilen kann? — Meinet aber Jagemann nur die Spiele, wo es nicht um eigennützigen Gewinn, sondern bloß um Ergötzung zu thun ist, so könnte, deucht es mich, ein räsonnirtes Verzeichniß derselben ebenfalls nicht viel zur Erweiterung der Menschenkenntniß beytragen. — Man sagt, in dem halberstädtischen Dorfe Ströpke seyn alle Bauern vortreffliche Schachspieler; und man gibt auch eine Ursache davon an, welche allerdings diese Wirkung hervorbringen kann. Meines Erachtens sollte es nicht schwer seyn, mit Anwendung der dazu diensamen Mittel, auch die Lazaroni zu Neapel in Schachspieler zu verwandlen, zu Ströpke hingegen die neapolitanische Cocagna zum allgemeinen Vergnügen der dortigen Bauern einzuführen. Was können Regenten nicht aus dem Volke machen, wenn sie es anzustellen wissen? Eine gründliche Abhandlung dieser wichtigen Materie würde der Philosophie mehr Dienste thun, als die Beschreibung der Spiele aller Nationen. Man würde aus einem solchen Werke erkennen lernen, daß fast alles Gute und Böse, das man im Allgemeinen einer Nation zuschreibet, immer denen so die Regierung in Handen haben, zuzuschreiben sey (Gutes und Böses an einzelnen Menschen gehört nicht in diese Kathegorie.) Man würde erkennen lernen, daß nur Klugheit und Geduld der Regenten, und nicht aus der Luft gegriffene Machtsprüche hierin zum Zwecke führen; ja! daß Machtsprüche fast allzeit die Wirkung gewisser scharfer Salben hervorbringen, welche zwar schnell einen Eiterbeulen vertreiben, dafür aber das Gift in den ganzen Körper des Kranken verbreiten. Man würde daraus erkennen lernen, wie natürlich es herging, daß ehmals eine und dieselbe

Nation, in Attika die feinsten, und in Beotien die plumpsten, in Sparta die tapfersten und in Sibaris die feigsten Menschen hervorbrachte. Man würde endlich auch daraus erkennen lernen, daß ganze Völker eben so wie einzelne Menschen, sich weit lieber von eingeführten Gewohnheiten als von der Vernunft, als von der Natur selbst, beherrschen lassen, und daher zum öftern durch eben die Dinge, worüber sie den größten Tadel verdienen, sich über ihre Nachbarn erhaben glauben; hingegen aber auch manchmal über etwas getadelt werden, wozu man ihnen Glück wünschen sollte. Es ist möglich, daß ich selbst bey den Urtheilen, die ich in meinen Briefen über den sittlichen und litterarischen Zustand der Italiener gewaget habe, bisweilen in Irrthümer gefallen bin, doch kann ich Ihnen betheuern, daß dieses niemals aus Gehäßigkeit oder Tadelsucht, sondern bloß aus Mangel besserer Kenntnisse geschehen ist. Vollkommenheit ist eine Frucht, die nicht in meinem Garten wächst; desto fleißiger pflanze ich Billigkeit und Wahrheitsliebe darin. In dieser Rücksicht allein sind Sie verpflichtet, mich zu entschuldigen, wenn ich ja bisweilen zu wenig gelobt oder zu viel getadelt hätte. Ich erkenne darum Italien (so hastig ich seine Ähnlichkeit mit dem Paradiese bestritten habe) nicht weniger für ein Land, welches vor vielen andern bereiset und beurtheilt zu werden verdienet, wäre es auch nicht wegen seiner herrlichen Alterthümer und Kunstwerke, als wodurch es unstreitig das merkwürdigste in Europa ist) für ein Land, unter dessen Einwohnern man eine große Anzahl liebenswürdiger, schätzbarer und rechtschaffener Menschen findet.

Dixi.

Achtzehnter Brief.

Wien den 26. Hornung 1788.

Liebster Freund! Was in meinem vorigen Schreiben noch Vermuthung war, ist seitdem eclatante Wirklichkeit worden. Der Kaiser nahm, wie Sie ohne Zweifel schon wissen, an dem Bruche der Pforte mit Rußland so warmen Antheil, daß er den 9ten dieses Monats den Ottomannen förmlich den Krieg erklärte. Den ersten Tag, nachdem die Sache hier ruchbar geworden, fuhr ihr ergebenster Correspondent nach Hofe, sich anstatt seiner Anstellung in Wien, eine Anstellung bey der Armee in Ungarn, zu erbitten. Die Antwort des Monarchen läßt mich hoffen, meine Bitte ehestens erfüllet zu sehen. Ich versäume daher keinen Augenblick, ihrer erneuerten Foderung — welche Sie doch in Rücksicht auf meine bisherige Folgsamkeit billig hätten aufgeben sollen — so viel ichs im Stande bin, Genüge zu leisten. Für mich alten Soldaten, der nie eine Stunde den Beruf zum Politicus in mir fühlte, wäre das Unternehmen, über politische Gegenstände zu räsonniren, viel zu verwegen, wüßte ich nicht gewiß, daß Sie mit allem zufrieden sind, was ich Ihnen gebe. In der That wär es sehr sonderbar, etwas ganz Zuverläßiges oder Vollendetes dieser Art, von einem lustwandlenden Landstreicher zu fodern, gesetzt auch (was hier wahrlich der Fall nicht ist)

dieser Landstreicher hätte wirklich die erfoderlichen Fähigkeiten dazu. In allen Staaten liebt die Politik das Incognito. Ein Reisender lernet nicht mehr davon kennen als was er mit seinen Augen sieht. Er hat öfters nicht einmal schickliche Gelegenheit den Ursachen des Gesehenen nachzuforschen: und wie oft hat man am Ende auch dieß in falschem Lichte gesehen! Gründliche Nachrichten über die Gesetzgebung der vielen, in ihrer Regierungsform so verschiedenen italienischen Staaten, müssen Sie daher nicht von mir erwarten. Auch spielen diese kleinen Staaten — zu ihrem und meinem Glücke — in der berühmten Komödie, betitelt: das Gleichgewicht von Europa, keine so bedeutende Rolle, daß Sie darüber besondere Auskunft von mir begehren könnten. Etwas von der Population, der Landeskultur, dem Kommerz, der sichtbaren Polizey, dem Kriegsstaate, das ist Alles, womit ich Sie in gegenwärtigem Schreiben, als einem Anhange zu unsrer italienischen Correspondenz — aber so cavalierment als möglich, bedienen werde. Diese Rubriken will ich nun der Ordnung nach mit Ihnen durchlaufen und immer die Provinz oder Gegend nennen, welche mir etwas Besonders für die betreffende Rubrike geliefert hat.

Die Population von Italien und seinen Inseln wird sehr verschiedentlich angegeben. Man steigt von acht bis auf vierzehn Millionen. Die erste Zahl ist sicher zu klein; die zweyte dürfte wohl eben so sicher zu groß seyn. Die auffallende Verschiedenheit der Meinungen über diesen Gegenstand ist dem Mangel so ordentlicher Verzeichnisse der Volksmenge, wie die unsrigen sind, zuzuschreiben. Das Zuverläßigste, so ich überall davon herausbringen konnte, besteht darin, daß das Königreich Neapel ungefähr 3000000 und Sicilien, das vor Alters unter der Regiegierung der sogenannten Tyrannen so volkreiche Sicilien, nicht mehr als . . . . 1000000 Seelen hat.

In den Staaten des Königs von Sardinien, Savojen mitgerechnet, zählt man nicht über . 2000000 denn die große Insel Sardinien ist beynah eine Wüsteney.

Am besten ist man von der Landesbevölkerung im päbstlichen Staate unterrichtet; sie beträgt 1080000

Toskana, Lucca miteingerechnet, macht ungefähr	750000
die Republik Genua	350000
Venedig (ohne Istrien und Dalmatien, die man nicht zu Italien rechnen kann)	1000000
Das österreichische Italien	1400000
Das parmesanisch und piacentinische . . .	300000
Das modenesische	300000
Zusammen also	11180000

Die vierzehn Millionen, die Misson und Andre nach ihm angenommen, sind also sicher nicht da. Jagemann bringt über fünfzehn Millionen heraus: allein sein Calcul ist in jeder Rubrike übertrieben. Er rechnet zum Beyspiele die Stadt Mayland auf 150000 Seelen, und sie hat zuverläßig nicht mehr als 110000; Genua auf 160000 und es hat kaum 80000; Venedig auf 180000, und ich ward doch in dieser geheimnißvollen Stadt selbst, ou jusqu'au bon jour on dit tout a l'oreille, von Einem der Wenigen, die etwas Gründliches davon wissen können, versichert, daß Venedig sammt der Giudecca höchstens 110000 Einwohner habe. Von der Stadt Neapel hat Jagemann die Zahl angenommen, welche ihr die meisten Reisebeschreiber und Geographen geben, nähmlich 400000. In Neapel spricht man sogar von fünf und sechsmal hunderttausend. Und doch hat dasselbe sicher nicht 220000. Ich getraue mir dieses aus folgendem Grunde zu behaupten. Ich bemerkte bald nach meiner Ankunft daselbst, daß ungeachtet der Menge Volks, die man in der

langen Strada Toledo und am Ufer des Meeres wimmeln sieht, die Bergseite der Stadt nichts weniger als stark bevölkert ist; und bemerkte, daß ein großer Theil der Volksmenge der erst erwähnten Gegenden aus Lazaroni bestehet. Dreyßigtausend solcher Menschen, die beständig auf den Gassen sind, sogar da übernachten, machen freylich viel Gewühles und Aufsehens. Da Wien mit seinen Vorstädten um vieles größer ist als Neapel, und ich aus unsern genauen jährlichen Conscriptions-Tabellen sicher wußte, daß Wien, mit Inbegriff des Militärs, nicht mehr als 220000 Seelen zählet, schienen mir die neapolitanischen 400000 äußerst übertrieben zu seyn. In Ermanglung ähnlicher neapolitanischer Tabellen, trachtete ich also aus der echtesten Quelle eine Liste der jährlichen Verstorbenen und Gebornen zu erhalten, um sie mit den wienerischen Listen zu vergleichen. Nach langer Mühe erhielt ich sie von den zwey letzten Jahren. Im Jahre 1785 starben zu Neapel 8782
Geboren wurden 11655
Im Jahre 1786 starben 8493
Geboren wurden 11913
Im Jahre 1785 starben zu Wien 11603
Geboren wurden 9653
Im Jahre 1786 starben 10571
Gebpren wurden 9372

Über den Umstand, daß zu Neapel die Zahl der Gebornen die Zahl der Verstorbenen übersteiget, über diesen ungewöhnlichen Fall in großen Städten, müssen Sie sich nicht verwundern: die Ursache davon lieget in den verschiedenen Stift-Häusern, wo arme Weiber und Mädchen unentgeltlich gebähren konnen, besonders aber in dem berühmten Hospitale L'Annonziata. Dieß Hospital, das reichste in Europa, hat durch ein Breve des Pabsts Nikolaus IV das Privilegium, daß alle dort abgesetzten

unehlichen Kinder als ehrlich geborne geachtet werden müssen. Eine große Menge auswärtiger Weibspersonen kommt daher in die Stadt, ihre Kinder im Hospitale abzusetzen.

Wie kann man also glauben, daß Neapel so viele Menschen in sich schließe als Wien, welches derselben doch nur 220000 *) hat? Man müßte nur voraussetzen, daß Wien in einer weniger gesunden Luft liege und daher größere Mortalität habe als Neapel. Wer kann aber diese Voraussetzung von Wien annehmen — von der einzigen Stadt in Europa, wo jedes Jahr fünf bis zehn hundertjährige Menschen sterben? — Viermal hunderttausend, die man gemeiniglich auf Neapel rechnet, können nur in London und Paris, und dort vielleicht auch einige mehr seyn: aber mehr als eine halbe Million Einwohner hat sicher keine Stadt in Europa, wär es nicht etwa Constantinopel, wovon ich Ihnen aber nichts Gründliches zu sagen weiß. Es gehört mit zu den Eitelkeiten der Welt, daß die meisten Nationen, Städte, Gemeinden, sich für zahlreicher ausgeben als sie wirklich sind. Die Ursache davon mag theils in der größern Wichtigkeit liegen, die sie sich dadurch zu geben glauben, theils auch in dem Irrthume, worein uns die neuern politischen Schriftsteller versetzen wollen, indem sie uns immer versichern, starke Bevölkerung mache das Glück der Staaten aus, denn Wohlstand und Reichthum sey die nothwendige Folge einer starken Bevölkerung. Ich glaube der Satz würde richtiger werden, wenn man ihn umkehrte, und sagte: starke Population ist nur gut, wann sie eine Folge des Wohlstands und Reichthums ist. Ich glaube sogar, daß zu eifrige Beförderung der Population einem Staate nachtheilig werden, ihn sogar an

*) Sie haben sich seitdem bis auf dreymal hunderttausend vermehrt.

Macht herunter setzen könne. Fünfzigtausend robuste Tartarn haben mehr vermocht als hundert Millionen schwächliche Chineser. Weitere Beweise meines Satzes würden mich zu Weitläuftigkeiten führen, ich will deßhalb nur wiederholen was ich schon einmal gesagt habe: Alles hat seine Proportion; und diese wird nie ohne Schaden überschritten. — Übrigens ist es gewiß, daß alle diejenigen Reisebeschreiber, welche Italien für ein wenig bevölkertes Land erklären, sehr Unrecht haben: denn auch die Volksmenge, die nach meinem Überschlage ausfällt, ist noch immer sehr beträchtlich für ein Land, das den besten Nachrichten zu Folge, nicht mehr als 5600 Quadratmeilen in sich schließet, meistens gebirgigt ist, und viele ungesunde Gegenden hat.

Wie nähret und beschäftiget sich nun aber eine so beträchtliche Volksmenge in Italien? — Die Frage befördert auf eine ganz natürliche Art unsern Übergang zu der zweyten Rubrike unsers statistischen Quodlibets.

Der größte Theil der Menschen beschäftiget sich dort, wie in den meisten Ländern, mit der Agricultur. Diese vorzügliche Quelle der Nahrung und des Reichthums der Völker wird zu dieser Zeit in Italien, im Durchschnitte, keinerdings vernachläßiget. Die ganze Lombardie ist ein fleißig bearbeitetes und benütztes Land. Die Kanäle und Wasserleitungen, die man im österreichischen Antheil der Lombardie antrifft, sind einzig in ihrer Art. Vermittelst dieser bewässert man nach Gutdünken alle die schönen Wiesen, welche dem Lande seinen einträglichen Käse-Handel verschaffen. Die Mayländer haben diese nützliche Einrichtung größtentheils ihren ehmaligen Beherrschern den Franzosen zu verdanken. Ihre Reisäcker mögen wohl auch großen ökonomischen Vortheil bringen, aber ich liebe sie nicht, weil sie für den Gesundheitsstand der Einwohner nachtheilig sind. Was meines Erachtens an der Landeskultur

der Lombardie überhaupt, getadelt werden könnte, ist daß man noch immer zu viel auf den Wein- und zu wenig auf den Seidenbau verleget, ungeachtet dieses Produkt vortrefflich, und jenes schlecht ausfällt. Die Vicentiner und venetianischen Friauler scheinen meine Meinung zu bestätigen, indem sie seit einigen Jahren die Zahl ihrer Weinstöcke vermindern, und die Maulbeerbäume vermehren.

Toskana ist in allen seinen benutzbaren Gegenden sehr gut kultivirt, und hat den Vortheil, daß alle seine Produkte von vortrefflicher Qualität sind. Seine Seide ist gleich seinem Weine, die beste in Italien. Die vielen Brachfelder, die man ehmals hier hatte, vermindern sich seitdem man die Viehzucht in besseres Aufnehmen gebracht, und daher mehr Dünger gewinnet, wozu die verschiedenen unter der jetzigen Regierung verbesserten und neu gegrabenen Kanäle, durch Verbesserung des Wiesenwachses, nicht wenig beytragen.

Viel mindere Industrie bemerkt man an der neapolitanischen Agrikultur, ob man gleich auch dort schon seit einigen Jahren manche Verbesserung anzubringen suchet. Zum Glück ist die Natur in diesem Lande so freygebig, daß dasselbe, ungeachtet seiner ansehnlichen Bevölkerung, noch viele seiner Produkte andern Ländern verkaufen kann.

Der Kirchenstaat, ist wegen seines schlechten Feldbaues viel zu sehr im Allgemeinen verschrieen. Es ist wahr, daß der westliche Theil des Landes beynahe wüst lieget, und der Seidenbau im ganzen Lande so sehr vernachläßiget wird, daß dasselbe den größten Theil seines eignen Bedürfnisses von Fremden erkaufen muß, indeß alle übrige italienische Staaten mit diesem Produkte einen beträchtlichen Aktivhandel treiben: aber es ist doch auch wahr, daß Bologna, die Mark Ankona, und die Gegenden von Macerata und Spoletto gut kultivirt sind, und so viel Getreide und Öhl erzeugen, daß das erstere für den gan-

zen Staat zureichend ist, und das letztere auch außer Landes verschicket wird. In noch weit blühendern Umständen würden sich aber beyde Produkte befinden, wenn die Güterbesitzer nicht von der Regierung gezwungen wären, all ihr Getreide und Öhl der apostolischen Kammer um einen von der Kammer selbst gesetzten Preis abzuliefern, die sodann beyde Sorten viel theurer wieder verkaufet. Das ganze Land klaget über dieses drückende Monopolium, das eine Erfindung der aus der Geschichte bekannten Donna Olimpia ist, und seitdem immer gehandhabet ward. Es vermehret zwar die jährlichen Renten der Kammer um einige tausend Scudi, hat aber den Fleiß und die Industrie des Staates schon um den Werth vieler Millionen vermindert. Man sagt, der jetzige Pabst, der gewiß die besten Absichten sein Land zu verbessern hat, sey geneigt, dieses Monopolium aufzugeben, sobald er glücklich genug seyn wird, sich durch die Austroknung der pontinischen Sümpfe andre Geld-Zuflüsse zu verschaffen. Wirklich würde die Beurbarung einer Strecke Landes, die nach dem de la Lande 43000000 französische Quadratklafter beträgt, der Kammer viel mehr einbringen als das gemein schädliche Monopolium. Allein, so sehr ich die abscheulichen Sümpfe, die mir ein so hartnäckiges Fieber, und so manchem Andern den Tod verursachet haben, in fruchtbare Fluren umgeschaffen wünschte; so ansehnliche Summen der jetzige Pabst auf dieses Unternehmen verwendet; so wenig hoffe ich dessen Ausführung zu erleben. Bollognini mag noch so fleißig nivellirt haben, so sieht man doch schon aus dem bisher Bearbeiteten, daß Alles, was Menschenhände hierin leisten können, nur Flickwerk ist. Die meisten Sachkundigen fangen an, sich für den alten Vitruvius zu erklären, welcher schon vor 1800 Jahren die Austroknung dieser Sümpfe für unthunlich hielt. Man behauptet, daß nicht so viel die Ergießung des von den Bergen herablau-

fenden Gewässers, als der Gegend eigne Grundquellen, den Sumpf verursachen, und stets verursachen werden, weil der größte Theil dieser Gegend, in einer gewissen Entfernung vom Ufer des Meeres, tiefer sey als die Meereshöhe. Das wäre nun freylich ein mißlicher Umstand; und zum Unglück scheinet er wirklich da zu seyn: man würde sonst durch die vielen schon vollendeten tiefen Kanäle, die den Ablauf des Wassers längst hätten bewirken sollen, demselben schon weit mehr Erdreich entzogen haben, als die kleinen erhabneren Stücke betragen, welche man jetzt bebauet. Diese kleinen Stücke Erdreich tragen auch noch wenig zur gehofften Verminderung der ungesunden Ausdünstungen bey, da sie noch alle gänzlich mit Sumpf umgeben sind. Man hat hie und da Bauern darauf angesetzet, aber der bloße Anblick dieser armen Leute erwecket Mitleid; sie sterben in kurzer Zeit dahin.

Bollognini muß also nicht ganz richtig nivellirt haben. Doch, wenn er das auch wirklich hätte, so scheinet mir auch die Regierung nicht allerdings richtig kalculirt zu haben. Denn gesetzt, man wäre so glücklich, den Sumpf gänzlich abzuleiten, Wer würde alle diese neuen Felder bebauen? Die daran gränzende Campagna di Roma, die doch urbar ist, lieget wüst da, weil es ihr an Menschenhänden manglet. Die wenigen bebauten Felder die man da antrifft, werden von Fremden, die deßhalb aus dem Gebirge dahin kommen, bearbeitet. Zwar wüßte ich zur Noth noch einen Vorschlag für die Beurbarung der pontinischen Felder sammt der Campagna di Roma; aber dieser Vorschlag würde in Rom schwerlich Beyfall erhalten — Er bestehet darin, daß man ein paar hundert unnütze Mönchenklöster dahin transplantirte, jeden derselben ein Dorf einräumte, und ihnen sowohl den Bau ihrer Felder, als die Bevölkerung ihrer Dörfer ex obedientia auftrüge. Appage male spiritus!

Ein Umstand, welcher unstreitig der Vervollkommung des Feldbaues und der Ruralindustrie, in Italien überhaupt, im Wege stehet, ist daß die Bauern daselbst kein Eigenthum besitzen. Sie sind bloß Miethlinge des Adels und der Geistlichkeit — Pächter, die nur einen geringen momentanen Nutzen von den Verbesserungen ihrer Grundstücke ziehen, ohne die Früchte ihrer Industrie auf ihre Weiber und Kinder vererben, ohne sogar während ihres eignen Lebens sie sicher genießen zu können. Ungewiß, ob sie nach vollendeter Pachtzeit ihre Felder nicht einem andern Pachter abtreten müssen, wenden sie ihren Fleiß nur auf die Kultur derjenigen Produkte, die ihnen von ihren Herren als Arbeitslohn eingeräumet sind, und vernachläßigen die übrigen überall, wo nicht die Herren selbst fleißig genug nachsehen können, oder wollen.

Ich weiß, Sie werden bey dieser Stelle denken: es ist besser und menschlicher, daß die Besitzer großer Landgüter, dieselben von Pächtern bearbeiten lassen, wie in Italien und England, als daß unglückliche, an den Grund gebundene Leibeigne, sie um Erhaltung ihres elenden Lebens anbauen müssen, wie in Pohlen und Rußland. Damit, mein Freund, bin ich gänzlich einverstanden: aber ich halte es doch weder für gut, noch für menschlich, daß alle Güter dem Adel und der Geistlichkeit ausschließungsweise gehören, der fleißige Bauersmann hingegen kein Eigenthum besitzen soll. Ich halte sogar eine Landeskonstitution für ungerecht und grausam, welche Glück und Brod des arbeitsamsten und nützlichsten Standes so sehr von der Willkühr weit weniger nützlicher und arbeitsamer Stände abhängig machet. Doktor Moore weiß nicht was er sagt, wenn er uns in seinen italienischen Briefen so viel Schönes von dem glücklichen, unabhängigen Zustande des englischen Bauers vorschwatzet und denselben dem Zustande aller andrer Bauern in Europa vorziehet. Nur ein Mann,

der Alles was in seiner Heimat geschiehet, mit so blinder Vorliebe betrachtet wie Moore, kann so wie Er, von diesem Gegenstande urtheilen. Unabhängig ist der englische Bauer allerdings, aber nicht anders als wie der Spatz auf dem Dache, der sammt seinem Neste nur so lange da zu bleiben hat, als es dem Eigenthümer des Hauses nicht in den Sinn kömmt ihn zu verjagen. Moore preiset zwar die Großmuth und Uneigennützigkeit der englischen Eigenthümer; aber wie viele tausend arme Pächter der Roße tummlenden Baronets und Country Gentlemäns wurden das Gegentheil wider ihn behaupten! Er preiset auch die Billigkeit der englischen Gesetze, die jeder Unterdrückung dieser Art weit wirksamere Schranken setzen, als in Italien gesetzt sind. Ich will ihm das glauben; allein in welchem Lande der Welt werden die Gesetze dieser Gattung nicht oft übertreten? In welchem Lande der Welt wird es dem armen und gemeinen Manne aus unzähligen Ursachen nicht schwer, sein Recht gegen den Reichen und Vornehmen zu behaupten? Leider scheinen mir die Gesetze aller Länder gleich dem Scheidewasser zu wirken, welches nur an gemeinen Metallen seine Schärfe zeiget, am Golde hingegen sie verlieret. Ob England allein eine Ausnahme hievon verdiene, würden uns die unlängst, von dem berüchtigten Lord Gordon und Compagnie, gemißhandelten und geplünderten Bürger von London am besten sagen können.

Wundern Sie sich übrigens nicht, daß erwähnter Doktor Moore einer Einrichtung, die in sich Tadel verdienet, so hohes Lob beyleget. Er thut das bey allen Dingen, welche zu Englands Dingen gehören; und sein Lob fällt bisweilen so ungemäßigt aus, daß es den ernsthaftesten Leser zum Lachen zwingen muß. Er erzählet uns zum Beyspiele, von eben dem englischen Bauernstande noch weiter: „Bey keinem Volk in Europa kann der

Bauer in Ansehung der Gesichtsbildung mit dem englischen verglichen werden. In keinem Lande hat diese Art Menschen die Bequemlichkeit des Lebens in solcher Vollkommenheit. Nirgends sind sie so gut genährt, so gut wider die rauhe Jahrszeit geschützt, nirgends halten sie sich so vollkommen rein, so fern von allen schändlichen Folgen des Schmutzes. Die englischen Landmädchen sind, zusammen genommen, die schönsten von der Welt ꝛc. ꝛc." — Das Letztere ist freylich bloß Wesen des Geschmacks, worüber es sich nicht disputiren läßt, und der entscheidungsvolle Ausspruch des Herrn Doktors über die Schönheit aller Landmädchen der Welt, beweiset nichts anders, als daß der Herr Doktor diese zweifelhafte Sache gründlich untersucht habe, und sich darin Iudex competens zu seyn dünke: aber sein Vorgeben, daß der Bauernstand in keinem Lande der Welt so gut genährt sey wie in England, disputirt dem Herrn Doktor Moore, ein andrer englischer Doktor, nähmlich der Doktor Burney, der in seiner musikalischen Reisebeschreibung versichert, daß in keinem ihm bekannten Lande der Bauer so gut lebe und sich nähre wie im Brandenburgischen. Die beyden Herren Doktoren mögen nun die Sache unter sich ausmachen. Der Vorzug wird wohl vermuthlich am Ende für dasjenige der beyden Länder ausfallen, wo mehr Erdäpfel gegessen werden: Ich meines Orts, der nur im Brandenburgischen, und nicht in England war, wasche mir wie der Richter Pontius die Hände.

Und dennoch könnte man dem Herrn Doktor Moore noch allenfalls erlauben, immerfort so geschwätzig, wie ein Marktschreyer, seine eigne Waare zu loben, wenn er nur nicht zugleich alles was nicht zu seiner Waare gehöret, eben so marktschreyerisch tadelte und verachtete; wenn er zum Beyspiel, sich nicht unterstände zu schreiben: „Die deutschen Bauern werden bey jedem wirklichen und einge-

bildeten Versehen von ihren, auch geistlichen Herren geprügelt. Ihre Kinder werden ihnen abgenommen, dem Pomp oder Ehrgeiz eines kriegerischen Despoten aufgeopfert zu werden, und sie selbst werden auf Lebenslang als Soldaten zum Dienst gepreßt. — In England und Frankreich nimmt das Volk an allen National-Streitigkeiten Interesse, und sieht die Sache seines Vaterlands oder Prinzen als seine eigne an. Es nimmt willig Dienste und ficht muthig für den Ruhm des Landes oder Königs, den es liebt. Diese Begriffe bringen es dahin, tausenderley Ungemach ohne Murren zu übernehmen, und es fühlt Empfindungen der Glückseligkeit mitten in der Arbeit, Mangel und Gefahr. Aber in Deutschland, wo die Leidenschaften vernichtet und ein Mensch zu einer Maschine umgebildet wird, ehe er für einen guten Soldaten gehalten werden kann, wo sein Blut von dem Fürsten dem Meistbiethenden verkauft wird, wo er mit dem Feind, den er tödtet, keinen Streit hat, und dem Monarchen für den er streitet, keine Treue schuldig ist, da ist es eines der härtesten Drangsale zu einem solchen Dienst gezwungen zu werden."

Wäre diese saubere Stelle von einem englischen Offizier, oder auch nur von Jemanden dem man Menschenverstand zugestehen könnte, geschrieben, so müßte nothwendig jeder deutsche Soldat sie für unverschämte Beleidigung aufnehmen — aber nicht so vom Herrn Doktor Moore, der mehr als irgend ein Schriftsteller der Welt zu der gewissen Menschengattung gehört, die Niemanden beleidigen kann. Hätte ich ihm daher diese Stelle aus Pflicht zu beantworten, so würde ich ihm mit allen dem unüberwindlichen Flegma, (welches er in einem andern seiner Briefe uns Deutschen beyleget) nur sagen, daß er sich in Allem was er hier niedergeschrieben, sehr geirret habe. Die deutschen Provinzen, wo Adel und Geistlichkeit den Bauer bey jedem wirklichen und eingebildeten Verse-

hen prügeln dürfen, sind mir nicht bekannt. In den österreichischen, preußischen, sächsischen, baierischen ꝛc. Staaten haben weder geistliche noch weltliche Herren dieses Recht. Daß solcher Unfug dessen ungeachtet bisweilen geschehe, will ich nicht leugnen, aber ich weiß auch Beyspiele, daß solche präpotente Herren — gleichfalls widerrechtlich — auch bisweilen von den Bauern geprügelt worden sind. Sollten sich denn in England nie dergleichen widerrechtliche Handlungen ereignen? — Daß Bauernsöhne von einigen souveränen Fürsten in Deutschland, zum Soldatendienste gepreßt werden, ist allerdings wahr. Und wie sollten denn diese Fürsten, deren politische Lage es erheischet, zahlreiche Armeen zu unterhalten, es anstellen, ihre Armeen von Zeit zu Zeit vollzählig zu machen? Wie stellt es denn England an, wann dasselbe Soldaten und Matrosen für seine Flotten bedarf? Wenn England mehr Matrosen und Deutschland mehr Soldaten presset, so liegt die Ursache hievon in den verschiedenen politischen Verhältnissen der beyden Länder: Die Anzahl aber, welche jeder deutsche Souverän an Soldaten, und England an Soldaten und Matrosen, ausheben müsse, läßt sich nicht nach etwaigem Gutdünken des Herrn Doktors Moore festsetzen, weil Zeit und Umstände allein hierin Maß setzen können. Nicht übel, glaube ich indeß, würde es gewesen seyn, wenn England anstatt zehn tausend, dreyßig oder vierzig tausend Krieger in Amerika gehabt hätte, als man — vermuthlich nach der Idee irgend eines Doktors der Medizin, und vielleicht des Herrn Moore selbst — den Entschluß faßte, die Amerikaner zum Theetrinken zu nöthigen.

Die dummen Grobheiten, die der Herr Doktor weiters dem deutschen Kriegsmanne sagt, indem er denselben, in Vergleichung mit dem englischen und französischen zu einem Automate macht, ihm alles edlere Gefühl, alle Liebe für sein Land und seinen Fürsten abspricht, mögen ihm an

meiner Statt, seine Mitunterthanen Eines und desselben Fürsten, die braven Hannovraner beantworten, wenn sie ja solche Dummheiten einer Beantwortung würdig achten. Ich meines Orts würde den Herrn Doktor nur um Belehrung bitten, auf welche Art man wohl, nach seinen Begriffen, aus Rekruten gute Soldaten zu bilden und zu discipliniren habe, da er spricht, daß man in Deutschland sie erst zu Maschinen mache, eh sie gute Soldaten werden; ich verpflichte mich dagegen, ihn dafür eine andre Kunst zu lehren, die für ihn gewiß keine Kleinigkeit seyn wird— die Kunst, Hüneraugen zu kuriren.

Doch genug von diesem Herrn Doktor und seinen politisch-militarischen Bemerkungen! Vernünftige Engländer selbst, werden sein dummes Geschwätze um so mehr verachten, das sie vollkommen überzeugt seyn müssen, daß der deutsche Soldat Englands besondere Achtung verdiene, spräche auch nichts anders für ihn, als die wichtigen Folgen, welche nur in der gegenwärtigen politischen Epoche von Europa, der Tag von Roßbach, und erst neulich die Expedition in Holland, für ihr Vaterland hervorgebracht haben.

Nun zum dritten Punkt unsers Quodlibets, zum Kommerz und den Manufakturen!

Es war eine Zeit, da Italien in Absicht auf das Kommerz für das erste Land in Europa gezählet wurde; denn der gleichzeitige Handel der deutschen Ordensritter in Preußen und unsrer Hanse-Städte, war bey weiten nicht so beträchtlich als derjenige, den die Republiken Venedig, Genua und Pisa führten. Dieser Handel bestand nicht so viel durch eigne Manufakturen (hierin hat es Italien niemals weit gebracht) als durch den Transport levantinischer und indianischer Produkten nach Europa. Alexandria, Cairo, Smirna, Constantinopel waren die Plätze, wo die italienischen Schiffe mit allen asiatischen Arti-

keln sich befrachteten, um sie mit großem Gewinn in Europa wieder zu verkaufen, oder gegen ihnen ermanglende Artikel zu vertauschen.

Die Entdeckung des bequemern Weges über Capo di buona Speranza durch die Portugiesen, über welchen man die ostindischen Waaren, ohne sie unter Weges auszuschiffen, nach Europa bringet, (indeß auf dem alten Wege sie von Suze bis auf den Nil, mit vielen Schwierigkeiten zu Lande geschafft werden mußten) war eine unheilbare Wunde für den Handel der italienischen Republiken. Portugiesen, Holländer, Engländer, Franzosen wurden nun durch Benützung einer arabischen Entdeckung (der Magnetnadel) in die Wette Ostindienfahrer, und zogen allmählich das Kommerz der ganzen Welt, wie das Ostindische, an sich. Da die Italiener diese Revolution nicht verhindern konnten, hätten sie sogleich andre Spekulationen anstellen sollen. Die beste von allen wäre, meines Erachtens, gewewesen, sich mit allen Kräften auf eigne Manufakturen, und deßhalb auf eine fleißige Kultivirung ihres Landes, zu verlegen; denn bekanntermaßen sind die Erzeugnisse der Natur das beste und solideste Materiale der Kunst und Handarbeit. Hätten diese Manufakturen auch nur für Italiens eignes Bedürfniß hingereichet, so wären wenigstens desselben schon erworbene große Reichthümer bey ihm geblieben. Aber auf diesen Vortheil war es so wenig bedacht, daß ihm beynah alle europäische Länder hierin zuvorkamen. In den meisten Gegenden Italiens fing man erst in gegenwärtigem Jahrhunderte an, sich mit Fleiß auf die Verbesserung des Feldbaues zu verlegen. Vorher war man gezwungen, jedes Jahr beträchtliche Summen für Getreide außer Landes zu schicken. Die Holzpflege, wozu die Apenninen so schöne Gelegenheit darbiethen, wurde eben so sehr vernachläßiget; man mußte eine Menge Holzes in der Fremde erkaufen. Die Seide, das Produkt, welches in Italien so

vorzüglich geräth — wodurch allein dasselbe sich neue Reichthümer hätte verschaffen können, ward weder in möglicher Menge erzeugt, noch mit möglicher Kunst verarbeitet. Außer einiger Sorten florentinischer und turinischer Fabrikate und des glatten genuesischen Samts, sind die Seidenwaaren in Italien noch lange nicht zu dem Grade der Schönheit und Güte getrieben worden, wie in Frankreich, wo doch die Natur weder so vieles noch so gutes Materiale hervorbringet. Der vorzügliche Werth der französischen Seidenwaaren besteht in der Schönheit der Farben und des Geschmacks. Der neapolitanische, venetianische, mayländische und römische Adel selbst, versiehet sich noch jetzt mit lyonischen Stoffen, Strümpfen und buntem Samte. Zwar wird der Seidenbau jetzt mit viel mehr Fleiß gepflegt als jemal, allein das Materiale geht meistens roh aus dem Lande; und Italien verliert den Nutzen der Verarbeitung, indeß es viele tausend müßige Bettler, Gaukler, Taschenspieler und Mönche in seinem Schooße ernähret. — Eine andre nützliche Spekulation würde ohne Zweifel auch der Bergbau gewesen seyn, und noch seyn: aber (die Steinbrüche ausgenommen) ward er zu allen Zeiten gänzlich aus der Acht gelassen. Die Eisengruben bey Brescia und auf der Insel Elba kommen nicht in Betrachtung, da die Rede von ganz Italien ist. Die Italiener verstehen die Mineralogie nicht, und scheinen auch die Vortheile dieser nützlichen Wissenschaft nicht genug einzusehen. Vielleicht könnte man durch Hülfe derselben dort wichtigere Entdeckungen machen als in irgend einem Lande von Europa. Der jetzige Großherzog von Toskana ließ Versuche anstellen und berufte deutsche Bergleute dazu. Die Einwohner legten den Arbeitern so viele Schwierigkeiten in den Weg, und führten beym Souverän so viele Klagen wider sie, daß er zuletzt aus Verdruß seinen Plan aufgab. Die Italiener gleichen hierin den Türken, welche durchaus nichts

vom Bergbau wissen wollen, und doch Gold und Silber außerordentlich lieben. Noch schlechter aber wär es, wenn, wie man erzählt, die toskanischen Edelleute selbst die Quelle der Hindernisse gewesen wären, weil sie nicht gerne sähen, daß ihr Souverän, im Verhältnisse mit ihnen, gar zu reich und mächtig werde. In der That sehen solche Gesinnungen einigen toskanischen Familien nicht unähnlich: denn man spürt dort noch immer einen Rest aristokratischen Stolzes aus der Zeit — die eben nicht die erbaulichste Epoche in der toskanischen Geschichte ausmachet.

Nebst allen diesen wichtigen Gegenständen der Handlung und des Reichthums, hat man auch immerhin die Tuch- und Leinwand-Manufakturen vernachläßiget. Es ist wahr, daß diese Artikel dem Lande weniger Nutzen würden verschafft haben, als der Artikel der Seide, weil dasselbe jenes Materiale weder so vorzüglich gut noch so häufig hervorbringet. Sollte aber hierin keine Verbesserung und Vermehrung möglich seyn? Die Paduaner-Wolle ist vortrefflich, und der Flachs kommt in mehrern Gegenden sehr gut fort. Nur an Industrie hat es gemanglet, um auch durch diese Artikel die Handlung wenigstens in einen minder passiven Zustand zu setzen. Wie manches europäische Land hat sich durch Verarbeitung des ganz fremden Produkts, der Baumwolle, Summen erworben; hätte Italien bey seiner großen Anzahl müßiger Leute nicht eben das thun können? — Ich schweige von einer Menge minder wichtiger Handlungszweige, und von allen Nippen und Galanterie-Waaren Eisen und Stahlarbeiten, böhmischen Gläsern ꝛc. die man aus Frankreich, England und Deutschland nach Italien bringet, und dadurch dem Lande in so langer Zeit unglaubliche Summen erzogen hat. —

Ganz gewiß hätte ein Italiener, der dieses läse, das Recht, die meisten Vorwürfe, welche ich hier über Mangel an Industrie seinem Lande mache, wider Deutschland selbst

zu kehren. Es würde ihm sicher nicht schwer werden, mir mit den Fingern auf einige deutsche Provinzen zu zeigen, deren System der Staatsökonomie auf eben so lockerem Grunde steht, oder die vielmehr nie ein solches System gehabt haben. Alles wahr! würde ich ihm erwiedern: aber ich schreibe hier von Italien, und bekenne selbst, daß ich bey dieser Gelegenheit manchen Gedanken schreibe, den ich schon öfters beym Anblick meines eignen Vaterlandes gedacht habe. Auch sage ich keinerdings, daß Italien nicht schon manche sehr gute Manufaktur gehabt, und nicht verschiedene in den letztern Jahren neu gegründet habe. Die venetianischen Scharlach- und Spiegelfabriken, die Gewehrfabrik von Brescia, die Samtfabrik zu Genua und einige Fabriken der fleißigen Republik Lucca, blühen seit langer Zeit; und seit einigen Jahren sind nebst den neapolitanischen und florentinischen Porcellänfabriken, Manufakturen von allen Arten in verschiedenen Gegenden entstanden, worunter einige toskanische und piemontesische großes Lob verdienen: allein alles zusammen genommen, behaupten doch diejenigen, denen die Bilanz der Ein- und Ausfuhr der Hafen von Nizza, Genua, Livorno, Civitavechia, Neapel, Ankona und Venedig genauer als mir, bekannt ist, daß das Kommerz von Italien überhaupt, noch immer merklich passiv sey, ob es gleich in Toskana, Mayland und Lucca activ ausfalle: Und von dem Verkehre, welchen Italien zu Lande, nähmlich über Botzen hat, kann ich selbst versichern, daß die Bilanz beträchtlich wider dasselbe ist.

Das Resultat hievon wäre also, daß Italien bey der Fortdauer seiner jetzigen Kommerzial-Umstände jedes Jahr etwas von seinen ehmals erworbenen Reichthümern verlieren, jedes Jahr ärmer werden müsse. Sonderbar genug von einem Lande, das so herrliche Produkte erzeuget, eine so starke Bevölkerung hat, und überdem fast ganz vom

Meere umgeben ist.— — In einigen Provinzen empfindet man gar sehr seinen krebsgängigen Zustand, und klaget über Mangel an Geld und Kredit. Man würde diesen Mangel noch mehr empfinden, wenn er nicht durch das Geld vieler Reisenden, zumal Engländer und Deutschen, durch die, obgleich sehr geschmälerten religiösen Zuflüße zu Rom, durch den Verlauf vieler Werke der Kunst aus älteren Zeiten, und durch einige andere dergleichen zufällige Vortheile vermindert würde.

Der Staat von Italien, welcher bisher das meiste von seinen alten Reichthümern zu erhalten gewußt hat, ist Genua. Diese Republik, die so weniges und so schlechtes Erdreich besitzet, und um zu leben so vieles vom Auslande erkaufen muß, befindet sich troz ihrem passiven Handel, noch in einem so blühenden Zustande, daß sie an Reichthume von allen ihren europäischen Schwestern, nur Holland über sich hat, ob sie gleich an Macht sehr tief auch unter der Schweiz und Venedig stehet. Sparsamkeit und Industrie haben ihr diesen Vortheil verschaffet. Ungeachtet sie nur wenig Seide in ihrem Schoose erzeugen konnte, verfertigte sie doch immerhin so viele Seidenwaaren von allen Gattungen, als ihre Population, ihre mögliche Population nur erlaubte. Sie erkaufte das Materiale von ihren minder fleißigen Nachbarn, und verschickte die daraus verfertigten Waaren nach Spanien, Deutschland, Pohlen. überdem waren die Genueser lange Zeit auf dem Meere die Fuhrleute von ganz Italien, wo fast überall die Schiffahrt und der Schiffbau verwahrloset wurden. Die meisten Schiffe fremder Nationen luden ihre für Italien bestimmten Waaren bloß zu Genua ab, von wannen sie auf genuesischen Pinken und Tartanen weiter verführet wurden: und diese genuesischen Fahrzeuge schafften auch die italienischen Waaren, womit die fremden Schiffe sich befrachteten, in den Hafen von Genua. Sie überschifften sogar die ita=

lienischen und sicilianischen Produkte von einem Hafen dieser Länder in den andern. Aber ihr beträchtliches Kommerz war das mit barem Gelde selbst. Die berühmte Bank von St. Giorgio, die einzige in ihrer Art, da sie zugleich eine Lehn- und Leihbank ist, negozirt beträchtliche Summen durch ganz Europa. Jedermann kann Geld bey ihr anlegen, und Jedermann — Souveräns und Partikuliers — die hinlängliche Versicherung leisten, können Geld von ihr, oder durch sie bekommen. Frankreich, Rußland, Rom, Venedig u. a. sind ihr schuldig. Die Entlehner bezahlen vier auch vier ein halb Prozent jährlicher Zinsen; und diese Zinsen bringen der Bank zehn Millionen Lire, ungefähr drey Millionen Gulden des Jahrs. Die Societät der Partikuliers welche Geld bey ihr anlegen, oder unter ihrer Rechnung und Prokuration negoziren, machet unter einem besondern, unabhängigen Magistrate einen Staat im Staate aus: und diese Unabhängigkeit von einer höhern Gewalt, vermehret ihren Kredit. Die Republik selbst ist der Bank so viel schuldig, daß jene gar wenig von ihren Regalien und Gefällen einziehet, weil sie insgesammt der Banke verpfändet sind.

Indeß sieht man leicht ein, daß alle diese ökonomischen Hülfsmittel, deren Anwendung den Genuesern Ehre macht, nur hinreichten, einen großen Theil ihrer ehmals erworbenen Schätze bisher zu erhalten, aber nicht neue zu erwerben. Vier Prozent, welche sie für ihre dargeliehenen Kapitalien von auswärtigen Schuldnern ziehen, sind für Kaufleute ein kleiner Gewinn. Die Verarbeitung der Waaren, wozu man das Materiale im Auslande erkaufen muß, bringet gleichfalls nur einen sehr mäßigen Nutzen, und so auch der Frachtlohn der Transportschiffe. — Doch wäre Genua noch immer gut daran, wenn sich dasselbe allzeit in ungestörtem Genusse dieser Gewinn-Artikel hätte erhalten können; allein sie sind ihm in der letztern Zeit gar sehr

geschmälert worden. Die Holländer verleihen gegen drey Prozent so viel Geld als man will. Die Genueser-Bank zieht daher vom Auslande weniger Zinsen für ihr baares Geld. Der Seidenhandel ist theils durch die nordischen Unruhen, theils durch die Industrie andrer Staaten sehr eingeschränket worden, und das Transportirungs-Gewerbe hat auch sehr abgenommen, seitdem die Schiffe fremder Nationen auch in andern italienischen Hafen, zumal in dem von Livorno, ihre Waaren absetzen und sich dort wieder befrachten; und seit dem auch andre Italiener, insonderheit die Neapolitaner ihre Produkte mehr als vorhin, selbst verführen. Genua muß also bey allen seinen noch besitzenden Schätzen, bloß wegen seines Mangels an so vielen unentbehrlichen Bedürfnissen, als ein sinkender Staat betrachtet werden: aber es kann sich (ohne gewaltsame Erschütterungen) durch seine Sparsamkeit und Industrie doch noch lange vor dem Falle bewahren, besonders wenn es verhindert, daß so viele seiner reichsten Familien ihre Einkünfte im Auslande verzehren.

Und hiemit genug von Genua! Ich habe mich über dasselbe in eine kleine Digression eingelassen, weil ich der Meinung bin, daß diese Republik, die in Ansehung ihrer wenigen Besitzungen kaum ein Staat genennet werden kann, und doch der reichste Staat von Italien ist, eine besondre Aufmerksamkeit verdiene. Kein Staat des Landes, das ich Ihnen beschreibe, hat so wie Genua bewiesen, was eine kluge Regierung und Industrie vermögen. Venedig, das sich so gern mit seiner politischen Weisheit brüstet, glänzet hierin viel weniger als seine jüngere Schwester; denn es hat bey allen seinen ansehnlichen Besitzungen, seit der Entdeckung des neuen Weges nach Ostindien vielleicht um achtzig Prozent weniger von seinem alten Reichthume erhalten als jene. Auch würde der heil. Markus in ziemliche Verlegenheit gerathen, wenn er plötzlich aus sei-

nem Schatze dasjenige abtragen müßte, was der heil. Georgius für seine Bank von ihm zu fodern hat. Ich zweifle, ob er sich von der jetzigen Fehde mit Tunis, den Ersatz versprechen könnte.— Eine einzige Gattung von Industrie, um die ich das industriose Genua tadlen möchte, ist das Lotto di Genua, welches — vielleicht eben weil es von allen genuesischen Erfindungen am wenigsten nachgeahmt werden sollte — in so vielen Staaten nachgeahmet wird. Es ist keine schöne Erfindung einer Regierung, daß sie ihre Unterthanen, bis auf die niedrigsten und ärmsten Klassen, anreize, Hazardspieler zu werden, weil die Leidenschaft des Spiels, die zu unzähligen Ausschweifungen und übelthaten verleitet, tadelhaft ist, und als ein Verderbniß der Sitten betrachtet werden muß. Auch ist es nicht rühmlich, daß eine Regierung, ihren Unterthanen Geld abzugewinnen, die Rolle eines Giocatore di Vantagio auf sich nehme, und so, glaub ich, kann man jeden Spieler nennen, welcher des Gewinns sicher ist.

Doch genug von Genua! sagt ich schon: ich habe Ihnen jetzt noch einen Umstand zu bemerken, der auf das Kommerz der Italiener überhaupt, großen Einfluß hat. Dieser ist die Seeräuberey der afrikanischen Corsaren, jene Geisel der Schifffahrt im mittelländlschen und öfters auch im adriatischen Meere. Nichts macht der Moralität unsers erzmoralischen Europa weniger Ehre als die Geduld, mit welcher man diese Canaille ihren Unfug treiben läßt, und nichts macht ihr mehr Schande als die Begünstigung und Freundschaft, so diese Canaille von einigen europäischen Seemächten genießet. Man weiß zur Entschuldigung der Letztern nichts anders anzuführen, als daß sie von der Seeräuberey Nutzen ziehen; und gewiß schildert nichts deutlicher den Geist unsers Jahrhunderts, als eben diese Entschuldigung. Die Entschuldigung der Corsaren, indem sie ihr Betragen durch das Betragen der Malteser recht-

fertigen wollen, hat nach meiner Meinung noch mehr Gewicht, als die Entschuldigung der christlichen Mächte, welche die Corsaren begünstigen. Doch hierüber ist schon so viel Fruchtloses gesagt und geschrieben worden, daß mir nichts übrig bleibt. Nur das könnte allenfalls noch bemerkenswerth seyn, daß diese Räubereyen seit der Eroberung der Insel Corsika durch die Franzosen, noch um vieles zugenommen haben. Die italienischen Kaufleute führen die bittersten Klagen, daß die Corsaren-Schiffe, wann es ihnen beliebt, in den Hafen dieser Insel landen, dort verweilen, sich erfrischen, sogar öfters Nachricht von ihren Kundschaftern abwarten, ob und was für Schiffe aus den nächsten Hafen Italiens auslaufen werden. Die Freude der Nation soll allgemein gewesen seyn, da vor einigen Jahren das Gerücht ging, Frankreich würde diese Insel an den Großherzog abtreten. Corsika würde in diesem Falle eine Vormauer Italiens werden, wie es ihm jetzt eine Räuberhöhle ist.

Die Gegenanstalten, welche die italienischen Mächte gegen die Streifereyen der Corsaren machen, sind schlecht, und ihr weniges Kreuzen an der Küste, unzulänglich. Nur Neapel gibt sich seit der Verbesserung seiner Marine mehr Mühe, die Räuber in Respekt zu halten. Von allen übrigen Mächten Italiens am mittelländischen Meere sind die Genueser am besten gegen sie gerüstet, und ihre ganze Rüstung besteht in vier Galeeren. Die Insel Sardinien ist täglich ihren Anfällen und Plünderungen ausgesetzt, muß öfters ihre Einwohner in die Sklaverey wegschleppen sehen, und ist beynahe ganz ohne Schutz. Auch im päbstlichen Gebiete sind die Bewohner der Ufer nicht in Sicherheit.— Noch schlechter aber siehet es mit dem Vertheidigungszustande der Waarenschiffe selbst aus. Ich kann Ihnen hievon eine Nachricht ertheilen, die in meiner eignen Erfahrung gegründet ist.

Ich ward während meiner Fahrt von Neapel nach Livorno zweymal allarmiret, und hatte jedesmal Gelegenheit, etwas Anders zu lernen. Der erste Allarm traf mich unweit der kleinen Insel Ventotiene, in einer ziemlichen Entfernung vom festen Lande. Es wurde damals ein anders genuesisches Schiff, welches zu gleicher Zeit mit dem meinigen von Neapel ausgefahren war, wirklich von den Algieren gekappert. Dieß geschah aber außerhalb unsers Gesichtskreises, ohne daß wir einen Schuß hörten. Wir erfuhren die Gefahr nur durch Zeichen eines andern Schiffes, das nach Möglichkeit dem festen Lande zueilte. Mein Schiffspatron entdeckte endlich selbst einen Corsar, der, obgleich noch in ziemlicher Entfernung, uns folgte. Es ward ihm bange; und die ganze Equipage mußte bethen. Ich fragte ihn, warum er nicht auf Vertheidigungs-Anstalten bedacht wäre? — Sobald wir werden ausgebethet haben, antwortete er mir. Das geschah endlich, und ich erschrack nicht wenig über seine Zurüstungen. Er ließ zwey Doppelhacken, einige Flinten und fünf Säbel auf das Verdeck bringen. Die Doppelhacken und Flinten waren zwar — wer weiß wie lange schon — geladen, aber einige davon ganz unbrauchbar, und alle, so wie die Säbel, durchaus verrostet. Die Letztern waren sicher aus der Verlassenschaft der Heruler oder Longobarden. Ich fragte, ob er keine Munition hätte: ja wohl! erwiederte er mir, und rufte: Ghecco! die Munition heraus! — Ghecco brachte zu meinem Erstaunen aus der Cajute einen kleinen hölzernen Verschlag, der neben meinem Bette gestanden, und worauf ich öfters beym Lesen das Licht stehen hatte. Aber nach Eröffnung des Verschlags zeigte es sich, daß meine Gefahr eben nicht so groß gewesen; das Pulver war so feicht und verdorben, daß es alle Vorsicht überflüßig würde gemacht haben. Ich fragte nun, welche von seinen Leuten, und mit welchen Waffen jeder derselben streiten

würde. Nächst Gott und dem Heiligen von Padua, sprach er, wollte er die Vertheidigungs-Anstalten gänzlich Mir überlassen; Er seines Orts aber nur trachten, sich dem festen Lande zu nähern. Wirklich war diese die heilsamste von allen Bemühungen für unsre Umstände; allein sie wäre wahrscheinlicher Weise fruchtlos gewesen, wenn sich nicht bald darnach ein Wind, und zwar ein sehr günstiger Wind erhoben hätte, nachdem wir über vier und zwanzig Stunden Calma gehabt hatten. Wir fuhren also nun mit vollen Segeln und verloren das rudernde Räuberschiff bald aus dem Gesichte.

Sie können aus dieser kurzen Erzählung ersehen, wie gleichgültig und nachläßig die Seedepartements in den commerzirenden Staaten Italiens, bey einem Gegenstande verfahren, der ihrem Handel so großen Schaden, und so manchem ihrer Unterthanen die Sklaverey bringet. Wär es denn nicht der Mühe werth, daß man die armen Seeleute ein wenig unterrichtete, wie sie bey Anfällen der Barbaresken sich am vortheilhaftesten vertheidigen könnten? daß man sie belehrte, wie Gewehr und Munition in gutem Stande zu erhalten sind? daß man sie anhielte sich mit der brauchbarsten Art von Waffen für solche Gefechte zu versehen, zum Beyspiele, mit Piken, Sensen und insonderheit mit Handgrenaten, welche (mit gutem Brennzeuge gefüllt in solche Raubschiffe geworfen) vortreffliche Wirkung machen müßten? daß man allenfalls jedem Handlungsschiffe ein paar hiezu abgerichtete Soldaten mitgäbe? daß man endlich jedes Schiff vor seinem Auslaufen visitirte, ob es in Absicht auf Menschen, Waffen und Munition sich in vollkommner Vertheidigungsstande befinde? — Ich gestehe daß alle diese Vorsicht nicht hinreichend seyn würde, die Waarenschiffe vor den größern Räuberschiffen in Sicherheit zu setzen, allein sie würde sie doch vor den kleinern bewahren können, von denen sie jetzt wie arme Schafe von Wölfen weggefangen werden.

Bey dem zweyten Allarm hingegen entdeckte ich das wahre Hülfsmittel, dessen sich die Schiffe in solchen Gelegenheiten bedienen; das aber dem Kommerz noch weit schädlicher ist als ihr schlechter Vertheidigungsstand. Der Allarm entstand bey Nacht — unfern von dem merkwürdigen Ufer, wo der fromme Äneas gelandet, nachdem er wie die Geschichte meldet) sein unglückliches Vaterland — und (wie sein Lobsänger Virgil meldet) seine zärtliche Freundinn Dido, verrathen hatte. Wir waren jetzt der Küste näher als das vorigemal. Mein Patron würde sich auch das vorigemal nicht so weit davon entfernet haben, wenn er sich nicht ganz sicher geglaubt hätte. Das Hülfsmittel besteht darin, daß die Schiffsleute bey zunehmender Gefahr (wenn sie nicht etwa einen Hafen erreichen können) ihre eigne Bagage und sich selbst, auf dem kleinen Boote an das Land bringen, und das große Schiff im Stiche lassen: denn an diesem verlieren sie nichts, weil die Patrone gar selten Eigenthümer der Schiffe, sondern nur gedungene Fuhrleute der Negozianten sind, denen die Schiffe sowohl als die Ladung gehören. Mein Patron glaubte dießmal die Gefahr nahe, weil an der ganzen Küste Wachtfeuer angezündet, und Allarmschüsse gemacht wurden. Er näherte sich daher dem Ufer, so weit die Untiefe es verstattete und warf den Anker. Ohne daß ich im geringsten Arges vermuthete, ließ er nun seine eignen Sachen in der größten Stille) die er nicht einmal durch Anordnung eines Gebeths unterbrechen wollte) auf das Boot bringen. Dieses Boot war bereits angefüllt, als mein Bedienter das saubere Manövre entdeckte und mir Bericht davon gab. Es war mir nicht schwer zu errathen, daß er vorhatte, beym ersten Gewahrwerden eines Corsars, sich mit seinen Leuten auf das Ufer zu flüchten. Aus Achtung für die Menschheit will ich glauben, daß er dann, wenn es anders noch Zeit gewesen wäre, auch mich und meine

Bagage abgeholet hätte; widrigenfalls aber wäre ich ganz sicher sammt dem großen Schiffe dem Schicksal überlassen worden. Es blieb mir also nichts übrig als dem liebreichen Herrn Patron in Eile einen Querstrich durch seinen Plan zu machen. Durch eine aufrichtige Versicherung, meine Pistolen wären für jeden Schurken der mir übels wollte, geladen, es möchte derselbe ein algierscher Corsar oder ein genuesischer Schiffspatron seyn, beredete ich ihn gar bald, daß er meinen Koffer anstatt eines andern aufpakte, und — zum Beweise, daß er in einem hohen Grade Galantuomo wäre — mir versprach, ich würde im Falle einer Landung der Erste seyn, das kleine Boot zu besteigen. Zum Glück bekamen wir dießmal kein Räuberschiff zu Gesichte. und wir segelten den folgenden Morgen ganz ruhig weiter. — Es ist wohl überflüßig, Ihnen noch zu erklären, wie schädlich diese Maxime dem Kommerz sey und wie gefährlich sie zugleich für Reisende werden könne.

Ich schreite nun zu einem andern Artikel — zur Polizey. Diese scheinet ehedem, so wie die Justiz, gänzlich nach römischer Form gewesen zu seyn: allein man ist in einigen Staaten, ungeachtet dort noch die römischen Civil- und Kriminalgesetze ihr ganzes Ansehn behaupten, doch in den Polizeyanordnungen, von dem römischen Herkommen abgegangen. In Toskana und Piemont ist weit mehr Ordnung und Genauigkeit als in den Staaten, welche mehr beym Alten geblieben sind. Besondere Vorzüge aber hat hierin Toskana. In keinem Lande von Italien ist mehr für die innere Privatsicherheit gesorgt als hier; ob ich gleich der Jagemannischen Erzählung, daß der Großherzog in der Stadt Florenz allein, nebst den bekannten Polizeydienern, sechstausend verborgene Ausspäher unterhalte, keinen Glauben beymesse. Diese ungeheure Zahl von Ausspähern würde beynah den zehnten Theil der Einwohner von Florenz ausmachen. — Sie werden bemerkt haben, daß ich wäh-

rend dieses Briefwechsels öfters den Nachrichten des Herrn Canonicus Jagemann widersprach. Ich mußte das der Billigkeit wegen thun; aber ich erkenne auch für billig, Ihnen, meiner Widersprüche ungeachtet, zu sagen, daß seine Nachrichten von Italien, bey allen Übertreibungen, worein er bisweilen — und bey aller Partheylichkeit für Italien, worein er noch öfters verfällt, Deutschlands Dank verdienen. Ich kann es nicht loben, daß er in seiner Verdeutschung des Tiraboschi, so wenig Unterstützung seiner Landsleute fand, daß er dieß schätzbare Werk unvollendet lassen mußte. Doch wir leben ja in der Zeit der Journale und Taschenkalender!—

Auch trifft man in keinem Lande von Italien mehr Reinlichkeit in den Städten und weniger von derjenigen Unordnung an, welche man in einigen Gegenden, in höchst uneigentlichem Verstande Volksfreyheit nennet, als in Toskana. Was man unter diesem Worte verstehe, wissen Sie aus der Beschreibung, die ich Ihnen einst von der römischen Polizey machte, und aus dem, was Sie selbst, in Venedig gesehen haben. Aber ein noch weit kräftigers Beyspiel der sogenannten Volksfreyheit gibt uns Neapel in seinen dreyßigtausend Lazaronen, die (das Herumwandern ausgenommen) vollkommen dasjenige sind, was wir Zigeuner nennen. Es ist Schade, daß der Staat diese Menschen, worunter es viele sehr starke und wohlgewachsene gibt, nicht besser zu nützen suchet. Man spricht, eine Abänderung hierin könnte gefährlich werden; allein es wäre ja eben nicht nöthig gewaltsame Mittel dabey anzuwenden; und nur diese könnten böse Folgen haben. Die Reisenden haben von diesen Leuten sehr entgegen gesetzte Begriffe. Einige loben sie als gute, und sehr genügsame Leute, die mit wenig Kreuzer täglichen Verdienstes sich und ihre Familien ernähren. Andre beschreiben sie als eingefleischte Bösewichter, Diebe und Mörder. Beyde können ihre Mei-

nung durch Gründe unterstützen. Ich meines Orts betrachte die Lazaroni als arme Menschen, die dem Staate in so weit schädlich werden, als sie ihm überflüßig sind. Ein Theil von ihnen lebet vom Holzspalten und der Lastträgerey, und dieser Theil ist nicht überflüßig, aber ein viel zahlreicherer Theil nährt sich von Gewerben, worunter die Vorkäuflerey und das Ausschreyen verschiedener Lebensmittel auf den Gassen, noch das ehrbarste — aber dessen ungeachtet eines der schädlichsten ist. Nichts ist dem Aufnehmen der Fabriken und Manufakturen in einer Stadt nachtheiliger als diese Art von Volksfreyheit. Sie vergrößert die Theurung, weil alles was aus der zweyten Hand verkauft wird, theurer seyn muß: dadurch leidet der fleißige Handwerksmann schon Einmal, zweytens entziehet sie so viele starke Hände den nützlichen Fabrikenarbeiten, indeß ein schädliches Gewerbe durch dieselben getrieben wird; und drittens endlich wird eine solche Gattung von unnützen Menschen (wären sie auch sonst nicht schädlich) dem Staate durch ihr eignes Consumo zur Last, indem sie ihm dasjenige aufzehret, womit er eben so viel nützliche Einwohner ernähren könnte. Dieser Umstand bestätiget die Meinung, welche ich oben in dem Artikel von der Population geäußert habe: daß nur eine auf nützliche Art beschäftigte, starke Bevölkerung ein politisches Gutes sey.

In Absicht des Straßenbaues hat man in Italien seit einigen Jahren löbliche Verbesserungen getroffen. In der Lombardie, im Päbstlichen, in der Gegend der Stadt Neapel, überall kommt man auf Strecken gut angelegter Chausseen. Der neue, durch die Paludi pomptini, auf der ehmaligen Via appia gebaute Weg ist ein herrliches Werk und macht dem jetzt regierenden Pabst Ehre. Freylich sind das überall nur Strecken guten Weges: allein wenn sich der Eifer zum Straßenbau in Italien noch einige Jahre erhält, so wird dasselbe unser Deutschland, welches schon

viel länger daran arbeitet, bald hierin beschämen. Das Wichtigste und Merkwürdigste aus diesem Fache ist dasjenige, was man in Toskana siehet. Diese Wege sind die schönsten und bequemsten die ich kenne, die Wasser-Ableitungen vortrefflich, und die Brücken durch Solidität und architektonische Schönheit, herrlich.—

Eine Gattung von Ordnung sowohl für die Fahrenden als Gehenden fand ich in Italien allgemein eingeführt, die zu Vermeidung manches Verdrusses nützlich und daher bemerkenswerth ist. Sie besteht darin, daß jeder Fahrende und Gehende dem ihm entgegen Kommenden, auf den Heerstraßen und in den Gassen der Städte, kurz überall, rechts auszuweichen schuldig ist.—

Die Gasthöfe sind in kleinern Orten, zumal in den römischen und neapolitanischen, sehr schlecht. In großen Städten sind sie erträglich, mancher auch gut, doch thut ein reisender Ausländer besser, überall, wo es französische Gastwirthe gibt, sich dieser zu bedienen.—

Die größten Städte sind noch immer schlecht oder gar nicht beleuchtet. Daß es auch Genua, wo sonst eine bessere Polizey herrschet, noch gar nicht ist, fällt ein wenig auf. Zu Mayland beschäftiget man sich eben jetzt mit einem Plane für diesen Gegenstand; und Turin ist seit einiger Zeit nach französischer Art durch Lauterne, die mitten in den Gassen hängen, beleuchtet. Gut daß man wenigstens in den Hauptstädten anfängt! in den kleinern denkt man noch gar nicht an diese Erforderniß guter Polizey.—

Feuerbrünste ereignen sich in Italien nicht oft, und greiffen selten weit um sich, denn es ist wenig Holzwerk an den Gebäuden. Desto mehr wird immer dabey gestohlen. C'est tout come chez nous, könnte ein Wiener sagen. Auch herrschet dort überall, wie hier, die falsche Maxime, daß man jedem Unbekannten, der des Löschens wegen da zu seyn vorgibt, verstattet, sich der Brunst zu

nähern; oft sogar Unbekannte zwinget dahin zu gehen. Daraus muß natürlicher Weise Unordnung und Dieberey entstehen. Ich sah aber einst eine Feuerbrunst in einer deutschen Stadt, wo dieser Theil der Polizey mehr ins Reine gebracht ist, und sah, daß man dort gerade das Gegentheil thut; keine freywilligen Löscher duldet, sondern alles abtreibt was nicht dahin gehört, das heißt, was nicht aus dem Quartier der Stadt ist, worin es brennt. Aber in diesem Quartiere weiß auch jedes Haus auf das Genauste, welche Art von Hülfe es bey ausbrechendem Feuer in seinem Quartiere, zu leisten habe. — Die heilsame Einrichtung der Brandkassen, ist in Italien ganz unbekannt. —

Die vielen Feyertage, ohne Zweifel ein Werk der Andacht und Frömmigkeit, noch gewisser hingegen ein Anlaß zum Müßiggange und zu unzähligen Ausschweifungen — sind ein politisches Übel, das im gegenwärtigen Artikel nicht unbemerkt bleiben darf. Aber als ein noch weit größeres Übel der italienischen Polizey, muß ich Ihnen die Asyle oder Kirchenfreyheiten erwähnen, die noch immer in einem großen Theile des Landes ihre ganze schädliche Kraft behaupten. Zu verwundern ist es, daß man die königl. sardinischen Provinzen, die sich doch durch viele kluge Einrichtungen auszeichnen, noch nicht von diesem Übel losheilen wollte.

Dafür muß ich Ihnen hingegen — und zwar zum Beschluß dieses Artikels — von einem Zweige der italienischen Polizey Meldung machen, welcher der Nation große Ehre bringet. Dieser bestehet in den vielen, vortrefflich eingerichteten frommen Stiftungen, als Conservatorien, Krankenspitälern, Gebähr- Waisen- Findel- und Siechen-Häusern, worin man viele tausend unglückliche Menschen dem Untergang entreißet, und sie unentgeldlich mit der preiswürdigsten Menschenliebe behandelt. Unstreitig hat Italien diese löblichen Institute, die es über alle mir be-

kannten Länder erheben, wie die meisten seiner Gebräuche und Sitten, den Beyspielen Roms zu verdanken: und ich erfreue mich, Ihnen bey dieser Gelegenheit zeigen zu können, daß den Italienern aus dieser Grundquelle ihrer Sitten und Denkungsart, aus Gutes zugeflossen sey.

Wir wären nun also schon am letzten Artikel unsers Quodlibets, an dem Kriegsstaate der verschiedenen italienischen Mächte. Vermuthlich besorgen Sie, in diesem Artikel mit einem langen, langen Geschwätze heimgesucht zu werden, weil ich hier von meinem eignen Handwerk spreche? Nein liebster Freund! eben weil ich seit meiner frühesten Jugend dieß Handwerk treibe, demselben oft nachgedacht habe, weiß ich besser als viele Andre, daß von den italienischen Militär-Verfassungen wenig zu sagen ist.

Um — nach meinen Begriffen — eine Armee gründlich zu beurtheilen, muß man sie aus zweyerley Gesichtspunkten betrachten: nach ihrer Einrichtung, und nach ihrer Abrichtung. Kleidung, Nahrung, Rüstung, gehören zum Gesichtspunkte der Einrichtung; Kriegszucht, Kriegsübungen, und kriegerischer Geist, machen das Wesen der Abrichtung aus. Eben so würde ich diese Materie eintheilen, wenn ich ein detailirtes Räsonement über mein Metier zu schreiben hätte; wozu ich aber bisher nicht die geringste Lust in mir verspüre.

Die erste Rubrik der ersten Abtheilung betrifft die Kleidung des Kriegsmannes. Diese muß vorzüglich dem Klima angemessen seyn; sie muß den Soldaten auf die möglich beste Art vor Kälte, Hitze und Regen schützen, ohne ihm durch ihre Schwere lästig zu werden. Nur schütze man ihn zur Friedenszeit nicht gar zu sorgsam gegen die rauhe Witterung, sonst wird ihn zur Kriegszeit der erste Nordwind in das Lazaret blasen. Die Kleidung muß dem Kriegsmanne wie möglich auch zur Zierde gereichen, denn das Gute, von dem Schönen begleitet, hat bey allen Ge-

genständen und besonders bey dem gegenwärtigen, einen größern Werth. Nur hüte man sich, auch dieses Schöne bis zu kindischem Zierrathe zu übertreiben. Es gibt eine Menge militärischer Schwachköpfe, die, wenn es Ihnen verstattet wird, alle ihre Verstandeskräfte erschöpfen, um aus dem Krieger eine Modepuppe zu bilden. — Die italienischen Truppen überhaupt, verdienen eine, der gegenwärtigen Kritik schnurgerad entgegen gesetzte. Sie sind meistens weder gut noch zierlich gekleidet. Nur zu Gunsten der Piemonteser und Neapolitaner könnte man allenfalls eine Ausnahme machen.

Die Nahrung des Kriegsmanns ist für den militärischen Beobachter ein nicht minder wesentlicher Gegenstand. Alle kriegerische Völker hatten zum Grundsatze, den Soldaten abzuhärten. Bey seiner Nahrung muß angefangen werden. Neulingen, welche gewohnt sind, täglich warme Speise und Fleisch zu genießen, mag es erlaubt seyn täglich zu kochen, bis sie allmählich sich selbst davon abgewöhnen. Aber es ist eine höchst verwerfliche Maxime, abgehärtete Menschen, wie fast alle diejenigen sind, welche man als Rekruten aushebet, von dem Augenblick ihres neuen Standes an, zu einer weichlichern Nahrungsart anzuhalten, als sie gewohnt sind, Menschen die ehmals bey der härtesten Arbeit oft durch mehr Tage nichts Warmes, und selten im Jahre Fleisch gegessen hatten, jetzt zum täglichen Kochen, zum Fleischkochen zu zwingen. So verzärtelte Soldaten ziehen in Kriegszeit scharenweise aus dem Lager ins Lazaret, sobald Zufälle durch ein paar Tage ihr Kochwerk verhindern; zu geschweigen, daß bey der immer zunehmenden Volksmenge in Europa, und dem daraus nothwendig entstehenden Abnehmen der Menge des Rindviehes, es bald sehr schwer seyn wird, unsre zahlreichen Kriegsheere, zur Kriegszeit, mit so vielem Rindfleische zu versehen, welches öfters — zum Nachtheile der Staatsökonomie — aus

fremden Ländern herbey geschafft werden muß. — Brod ist das einzige Lebensmittel, an welches in unserm Europa alle Gattungen der Menschen von Jugend auf gewöhnet werden, und welches zur Kriegszeit auch bey allen Armeen dem Soldaten gereichet wird. Mit diesem muß man ihn also auch in Friedenszeit wo möglich, in Natura versehen: seine übrige Nahrung sey willkührlich! Nur im Felde mag es gut seyn, ihn ein paarmal die Woche zum Genuß warmer Speise, auch Fleisches, anzuhalten. Man braucht nur die Lebensart einer Truppe im Frieden zu wissen, um mit Zuverläßigkeit zu berechnen, was sie vermögend ist im Kriege auszustehen. In Italien werden solche Dinge nicht berechnet, so genau sie daselbst vor Alters berechnet worden sind; wie wir aus dem Vegetius und andern erfahren. Die Piemonteser und Neapolitaner haben die gute Einrichtung, daß sie Brod empfangen, dagegen aber auch die nachtheilige Gewohnheit, daß sie täglich zum Kochen angehalten werden. Ihr Brod ist Waizenbrod, welches bey weitem nicht so viele Kraft gibt, als das in Italien beynah unbekannte Roggenbrod. Dafür haben sie aber auch keine Fatiguen auszustehen. Ihre wenigen Kriegsübungen, wie ihr ganzer Dienst, sind sehr nach Bequemlichkeit eingerichtet. Desto schlimmer für sie, wenn es je bey ihnen zum Kriege kommen sollte! — Die Truppen der übrigen italienischen Mächte empfangen kein Brod, und sind in Absicht ihrer Nahrung nur gar zu sehr sich selbst überlassen.

Auch mit der Rüstung der italienischen Truppen werde ich Sie nicht lange aufhalten. Man sagt noch immer nicht viel, wenn man sagt, der piemontesische Soldat ist am besten bewaffnet, und der neapolitanische hat seit einigen Jahren hierin einige Vorschritte gemacht. Doch hab ich mich nicht wenig verwundert, die Cavallerie der Letztern so schlecht beritten zu sehen. Die Vorstellung, die man sich bey uns von den neapolitanischen Pferden überhaupt ma-

chet, ist falsch. Sie mögen ehedem schön und gut gewesen seyn, aber sie sind es nicht mehr. Ihre besten Stutereyen sind eingegangen, oder haben ausgeartet. Nur die Hofpferde und sehr wenig andre können noch schön genennet werden. Die piemontesische Cavallerie remontirt sich mit deutschen Pferden, und sie ist besser beritten.

Eine Artillerie, zu einem Grade der Vollkommenheit gebracht wie die unsrige, rußische, preußische, französische, englische muß man nicht in Italien suchen. Die Vervollkommung dieses Zweiges der Kriegsrüstung ist wegen des großen Aufwands, den sie fodert, nur Staaten vom ersten Range vorbehalten. Ob man in unsrer Zeit die Vermehrung dieses Geschützes bey den Armeen nicht übertreibe? Ob die Menge desselben die Kriegsoperationen nicht mehr erschwere als befördere? Ob im freyen Felde eine Armee, die sich mit Ordnung schnell zu bewegen weiß, mit weniger Artillerie (vielleicht mit gar keiner) nicht Vortheile über eine andre haben würde, die damit überladen ist? das sind Zweifel, über die ich vieles zu sprechen hätte, die aber nicht hieher gehören. Nur Das muß ich, meine Zweifel zu rechtfertigen, Ihnen versichern, daß in allen Schlachten und kleinern Affären auf freyem Felde, wobey ich mich befand, immer zwanzig Mann durch das kleine Gewehr getödtet oder verwundet wurden, für Einen, der es durch Kanonen ward. Von Festungen und verschanzten Lagern ist hier nicht die Rede.

Neapel ist jetzt eben beschäftigt, mit seiner Marine auch seine Artillerie zu vermehren und zu verbessern. Ich zweifle nicht, daß es unter der Direktion des General Akton zum Zwecke gelangen wird.

Nach der Berühmtheit des Arsenals zu Venedig zu schließen, sollte man vermuthen, die venetianischen Truppen müßten sehr gut gerüstet seyn: und doch habe ich noch bey keiner Trupp etwas Schlechteres in Absicht auf die

Bewaffnung des Mannes gesehen; und der Vorrath an Artillerie für die Landtruppen ist so klein, ihre Lavetirung so plump, die Übung damit so verabsäumet, daß ich auch von dieser nichts Besseres sagen kann. Das berühmte Arsenal hat mehr das Ansehen einer Collection antiquarischer Waffen, als eines Vorrathshauses von brauchbarer Kriegsrüstung. Den größten Nutzen schafft es dem Staate, als Fabrik von Tauwerk für alle Gattungen der Schiffe.

Übrigens hat kein italienischer Staat über fünf und zwanzig tausend Mann regulirter Truppen; und in diese Kathegorie gehören nur Sardinien und Neapel. Venedig, das ungefähr eben so viel halten könnte, hat kaum achttausend von der erbärmlichsten Gattung, spricht aber immer mit vollem Munde von dem hohen Werthe seiner Dalmatiner — die noch lange der venetianischen Lobeserhebung genießen werden, ehe sie nur pelotonweis abzufeuern lernen werden. — Neapel könnte unstreitig viel mehr als ersterwähnte Anzahl haben: allein man fängt in diesem Reiche nur seit kurzer Zeit an, seine Stärke kennen zu lernen. Unter den vorigen Regierungen wurden alle Staats-Angelegenheiten gänzlich verwahrloset. Man arbeitet jetzt mit Eifer an Errichtung einer Marine, und dieser Plan entspricht ganz gewiß dem Interesse des Staats. Neapel wurde mit einer Flotte von dreyßig gutgeübten Fregatten und Linienschiffen, im mitelländischen Meere eine viel wichtigere Rolle spielen können, als man jetzt vermuthet. Dieß wäre vielleicht auch das Mittel nach und nach der Lazaroni los zu werden — wenn man, zum Beyspiel, keinem das Heyrathen erlaubte, der nicht einige Jahre (anfangs auch nur ein paar Jahre) auf der Flotte gedienet hätte.

Bey dieser Gelegenheit muß ich schon auch ein Wort von den italienischen Festungen sprechen, um nicht den Vorwurf der Nachläßigkeit von Ihnen zu verdienen. —

Außer den königl. sardinischen Plätzen Turin, Coni, Alessandria und Tortona, können nur Mantua und Palmanova für dasjenige angesehen werden, was man zu dieser Zeit Festung nennet. Mantua hat diese Ehre größtentheils seiner Lage im Moraste zu verdanken. Die venetianische Festung Palma nova hingegen ist regulär und sehr hübsch angeleget: aber der Platz selbst ist zu klein, die Werker sind zu enge und die Flanken derselben viel zu schmal, als daß man sich eine langwierige Vertheidigung davon versprechen könnte. Und doch sieht man in Italien eine große Menge befestigter Städte, woran sich ehmals mancher Guelfe und Gibelline den Kopf zerstoßen hat: aber ihr Werth ist seit jener Zeit nach eben dem Maße herabgesunken, als Artillerie und Kriegsbaukunst emporgestiegen sind.

Und hiemit mehr als genug von der Einrichtung der italienischen Truppen! ich schreite zu dem noch wichtigern Gegenstande der Abrichtung. Die Kriegszucht macht den ersten Punkt dieses Gegenstands aus.

Jedermann weiß, daß Kriegszucht oder Disciplin nichts anders ist, als strenge Handhabung der militärischen Gesetze, Vorschriften und Befehle, durch das Mittel eines unbedingten Gehorsams: aber nicht Jedermann siehet ein, wie viel Schade in einer Armee angerichtet wird, wenn man in Absicht der Kriegszucht, nicht jeden Bestandtheil dieses großen Körpers mit derjenigen Strenge behandlet, welche seiner Natur nach, ihm angemessen ist. Der Bestandtheile, in welche die Maschine, Kriegsheer, bey der gegenwärtigen Betrachtung zerfällt, sind nur zwey: nähmlich der befehlende Theil (die Offiziers und Unteroffiziers) und der gehorchende (die gemeinen Soldaten). Je mehr Achtung und Furcht der kleinere, befehlende Theil einer Armee, dem viel zahlreichern, gehorchenden Theile eingeflößet hat, desto besser ist ihre Disciplin beschaffen. Wenn ich hier nicht auch die Liebe der Gehorchenden für die Be-

fehlenden, in Anschlag bringe, so ist das, weil ich keine andre Liebe fodre, als diejenige, welche aus der Achtung entspringet; denn auf jede andre Art von Liebe des großen Haufens, ist nicht viel zu bauen: und wenn ich anstatt der Liebe Furcht von ihm begehre, so ist dieß nicht so viel Furcht vor Strafen, als Furcht den Befehlenden zu mißfallen: und auch diese Furcht muß eine Folge der Achtung seyn. Ist diese Art von Furcht einmal tief genug einer Trupp eingepflanzet, so macht ein ernstes Wort, ein Wink des Befehlenden, in den wichtigsten Augenblicken, der schwersten und gefährlichsten Verrichtungen, weit mehr Wirkung auf dieselbe, als Bitten, Drohen, und die schärfsten Strafen auf einen schlecht oder falsch disciplinirten Haufen zu machen vermögend sind. Um also die so heilsame Achtung des gehorchenden Theils gegen den befehlenden hervorzubringen, müssen die Oberbefehlshaber den Offizier und Unteroffizier nicht nur zu einem unausgesetzt männlichen und rechtschaffenen Betragen anhalten, sie müssen ihn auch vor dem Auge des gemeinen Mannes bey jeder Gelegenheit mit Achtung behandlen, und selbst wann sie ihm Fehler ausstellen, seine Würde noch zu schätzen scheinen. Es kann geschehen, daß der bescheidenste Oberbefehlshaber aus übergroßem Eifer zuweilen wider diese Regel verstößt, aber dieß Verstoßen ist doch immer ein Fehler, der sorgfältig vermieden werden muß, weil er das Ansehen des Offiziers und Unteroffiziers in der Idee des gemeinen Mannes verkleinert. Was soll man aber erst von gewissen unbesonnenen Leuten sagen, welche entweder aus stolzer Begierde, ihre ganze, unverdiente Herrlichkeit in publico zu zeigen, oder wohl gar aus der dummen Absicht, durch Herabsetzung der Offiziere sich dem gemeinen Soldaten beliebt zu machen, mit Grobheiten und den anzüglichsten Sarkasmen bey jeder Gelegenheit auf jene losstürmen? Solche verstandlose Bramarbe, deren militäri-

scher Werth öfters kaum den Werth meines Grafen von der Luft *) aufwieget, sind höchst schädliche Wesen in einer Armee, denn nebstdem, daß sie die Kriegszucht verderben, ersticken sie auch den edlen Ehrgeiz ihrer Unterbefehlshaber, und verwandlen Menschen, deren Muth sie nach Möglichkeit beleben sollten, allmählich in unempfindliche Geschöpfe und endlich in muthlose Memmen. Und wer nicht weiß, daß nebst der Geschicklichkeit der kommandirenden Generale, bloß der Ehrgeiz der Offiziers und der Gehorsam der gemeinen Soldaten, die Battallien gewinne, der hat sicher wenig Battallien in der Nähe gesehen.

Bey den italienischen Truppen habe ich so viele Fehler dieser Art bemerket, daß ich ihre Kriegszucht (das Vehiculum der großen Thaten ihrer Vorfahren der alten Römer) unmöglich loben, und deßhalb keine gute Ahndung für die Zeiten eines Kriegs von ihren Truppen haben kann.

Und was soll ich Ihnen nun von ihren Kriegsübungen sagen? — Fast bey keiner von ihren Armeen ist man bisher über das a. b. c. hinaus gekommen. Ich weiß eine einzige, wo bisweilen einzelne Battallions zu den Übungen zusammen gestoßen und zum geschwinden Feuern abgerichtet werden. Ganz gut! allein, geschwind laden und feuern thut noch wenig zur Hauptsache. Mit den Beinen, nicht mit den Armen schlägt man feindliche Armeen, sagte der Marschall von Sachsen, und nach ihm ein noch größerer Meister der Kriegskunst. Und die Beine nach dem wahren Ziele, zu rechter Zeit, nach richtigen Grundsätzen zu lenken, dazu gehören gute Köpfe. Von Vereinigung ganzer Corps zu größern Manövern weiß man in Italien nichts. Und doch kann man recht vortrefflich Regimenterweise exerciren, sogar gewisse, auf dem Papier abgezirkelte, Manövers mit größern Corps ausführen, ohne noch einem Fein-

*) Im Lustspiele: die große Batterie.

de, der mehr als dieß verstehet, auf offenem Felde unter die Augen treten zu dürfen, einem Feinde nähmlich, der die Kunst Heere zu bewegen in einem hohen Grade besitzt, der in der geringen Entfernung eines Kanonenschußes von einer feindlichen Armee, die wichtigsten Wendungen ganzer Flügel, des ganzen Heeres, mit Präcision und Schnelligkeit bewirket, und dabey anstatt aller Zirkel, bloß sein geübtes Auge braucht. Solche Heere müssen im Kriege immer gewinnen, weil sie immer Meister des flachen Landes sind: andere befinden sich in der mißlichen Nothwendigkeit, feste Lager aufzusuchen oder ihre Zuflucht zu Verschanzungen zu nehmen. Stellen Sie sich also vor, wie weit die italienischen Truppen, die solche Dinge kaum ahnden, in der Kriegskunst zurücke sind!

Und nun noch ein Wort vom Hauptpunkte der Abrichtung, dem militärischen oder kriegerischen Geiste!

Eine Armee, der es an dieser Eigenschaft gebricht, sie mag noch so zahlreich, noch so gut unterhalten, in dem mechanischen Theile ihrer Pflichten noch so genau unterrichtet seyn, wird nie große Thaten verrichten, am allerwenigsten aber gegen Feinde, welche die Kunst, ihre Kriegsheere mit diesem Geiste zu beseelen, besser verstehen. — Aber lieber Freund! wie viel Erfahrung, Nachdenken, Menschenkenntniß, wahre Philosophie — begabt mit einer ungehemmten Macht, zu wirken, wird erfordert, diesen Geist einer Armee, in der er nicht ist, in einem hohen Grade einzuflößen! — Er muß zuförderst in die Staatsverfassung selbst gelegt werden, der Staat mag monarchisch oder republikanisch seyn, sonst bleibt alles, was man anwendet ihn zu erwecken, nur unzulängliches Flickwerk, so viel man auch in den Kriegs-Regulamenten mit den schönsten Worten ihn anempfehlen mag. Zufällige Ereignisse, momentane Aufmunterungen, können ihn wohl zuweilen hervorbringen; aber das sind nur elektrische Schläge eines Au-

genblicks. Sparta und Rom haben uns in den alten Zeiten Beyspiele des echten militärischen Geistes aufgestellt, und in unserm Jahrhundert erhielten wir eines, das in den neueren Zeiten Epoche machet. Hierorts will, ich Ihnen nur ein paar bekannte Denkwürdigkeiten des kriegerischen Geistes der Römer, der überwinder der halben Welt, in das Gedächtniß zurückführen. Sie (die damals noch keinen hohen Gipfel der Macht erstiegen hatten) wurden von dem viel mächtigern König Pyrrhus und dessen Bundsgenoßen, zweymal in Italien geschlagen, und Rom befand sich dem Anscheine nach, in äußerster Gefahr. Pyrrhus trug ihnen den Frieden an, aber Roms Antwort war: will Pyrrhus den Frieden, so räume er zuvor ganz Italien; dann erst kann Rom mit ihm vom Frieden handlen. Pyrrhus, der seine Eroberungen nicht so leichterdings hingeben, auch seine Alliirten nicht der Rache der Römer überlassen wollte, ward in der dritten Schlacht überwunden, mußte flüchtig mit Schimpf und Schaden in sein Epirus zurückeilen und seine Bundsgenoßen unterjochen lassen. — Hannibal, einer der größten Generale die jemals waren, besiegte sie in vier Hauptschlachten hinter einander, stand vor den Thoren Roms; und Rom wollte von keinem Frieden hören bey dem es die mindeste Aufopferung machen sollte. Hannibal, der wohl wußte, daß nur Er durch seine individuelle Geschicklichkeit die römischen Heerführer, nicht aber sein Kriegsheer das römische überwunden habe, der überdem bemerkte, daß seine Karthaginenser durch den Verlust so vieler der Ihrigen mehr entmuthiget waren als die geschlagenen Römer, die sich zu einer verzweifelten Gegenwehre rüsteten, wagte keinen Angriff mehr, zog sich zurück, und das mächtige Karthago, an Länderbesitzungen, Volksmenge und Reichthum dem römischen Staate weit überlegen, mußte am Ende des Kriegs einen eben so nachtheiligen als schändlichen Frieden eingehen, der nach eini-

gen Jahren seine gänzliche Vernichtung zur Folge hatte. Jedermann weiß diese Begebenheiten, aber Karthago selbst und alle damaligen Völker hielten sie lieber für Zufälle oder auch für Werke einer partheyischen Gottheit, als für natürliche Wirkungen der militärischen Staatsverfassung Roms, von welcher sie keine richtigen Begriffe hatten. — Das Hauptmittel, das Rom anwand, diesen kriegerischen Geist in seine Staatsverfassung zu bringen, war, daß es den Militärstand zu dem ersten und vorzüglichsten aller Stände machte. Man erwäge nur (anderer aus der Geschichte bekannten Mittel nicht zu erwähnen) das einzige Gesetz, daß kein Römer, er mochte Patrizier, Ritter oder Plebejer seyn, eine Staatswürde, ein öffentliches Amt in Rom oder in den Provinzen erhalten konnte, der nicht zehen Jahre in einer Legion gedienet hatte. Welch ein mächtiger Antrieb zum Kriegsdienste für jeden Römer, der Ehrgefühl, oder auch nur den Wunsch Glück zu machen, in seinem Busen trug! Welch ein unzweifelhafter Beweis, daß der Kriegsstand nothwendig der erste im Staate werden mußte! — Und wahrlich, lieber Freund: da wo er nicht der erste, nicht der Stand der Ehren ist, wo er nicht auch in Absicht auf Nutzen und Belohnung besser bedacht wird als minder beschwerliche und gefährlichere Stände, da muß man sich ja nicht schmeichlen, im Kriege gegen römisch organisirte Feinde eine glücklichere Rolle spielen zu können, als die Karthago und viele andere mächtige Reiche spielten. Diese römischen Prinzipien (ich wäre mehr geneigt, sie die Lykurgischen zu nennen) sind Prinzipien für alle möglichen Regierungsformen — nur etwa diejenige der Quaker ausgenommen, so lange ihre eroberungssüchtigen Mitmenschen ihnen ihre anspruchslose Friedensliebe erlauben wollen. Daß sie aber — schicklich angepaßt — auf monarchische Staaten eben so wohl als auf republikanische, und in mancher Rücksicht mit noch

größerm Vortheile, anwendbar sind, davon erlebten wir in unsern Tagen ein Beyspiel — ein Beyspiel, das keinem aufmerksamen Beobachter unbekannt ist, aber doch bey all seinen sichtbaren Wirkungen bisher noch wenig nachgeahmet wird; ob man gleich fast überall beflissen war den mechanischen Theil jenes Kriegsdienstes zu kopiren. — Von allen den weisen, zweckmäßigen und (wie Sie wissen) von mir eigens studirten Mitteln, durch welche dort ein mehr als lykurgischer und solonischer Kopf das Werk ausführte, sage ich Ihnen hier kein Wort. Wir sprachen ein paarmal unter vier Augen im Cremsirer-Garten recht lange davon. Wir stellten über diesen Gegenstand Vergleichungen einiger Armeen an. Wir sprachen so gar von gewissen, in einigen Staaten eingeführten Gebräuchen, Etiketten, Ehrentiteln, Rangsbestimmungen ꝛc., die, so unbedeutend sie zu seyn scheinen, den militärischen Ehrgeiz, wenn er wirklich da wäre, in kurzer Zeit ersticken würden; und Sie fanden am Ende alle meine Bemerkungen gegründet, so eifrig Sie — als ein Laye im Kriegswesen — mir anfangs widersprochen hatten. Hier also bleibt mir nichts mehr übrig, als den Satz zu wiederholen, daß die Einpflanzung eines echt militärischen Geistes der wahre und einzige Talisman sey, vortreffliche Armeen zu bilden.

Die italienischen Truppen überhaupt befinden sich nach den politischen Verhältnissen ihrer Staaten, weniger als andere in der Nothwendigkeit, von einem hohen Grade kriegerischen Geistes belebet zu werden; der kritische Beobachter hat daher weniger Recht, diesen Mangel an ihnen zu tadlen, den er — wenn gleich nicht so auffallend wie dort, doch merklich genug — bey andern Kriegsheeren findet, bey welchen halb blinde Gaffer ihn am wenigsten vermuthen.

Italien scheinet mir indeß keinerdings zu beklagen zu seyn, daß seine Armeen seit geraumer Zeit wenig oder keine Gelegenheit hatten einen kriegerischen Geist anzunehmen. Dieser Vorzug, so rühmlich er ist, wird oft nur durch den Jammer und die Thränen der Menschheit erworben. Nur für den unzähligen italienischen Adel ist es traurig, daß ein so friedliches System seines Vaterlands, die Unterhaltung zahlreicherer Armeen unnöthig machet. Bloß der päbstliche Staat und die Republik Venedig ernähren eine Anzahl adeliger Einwohner, die zu Besetzung der Offiziersstellen in einer Armee von 200000 Mann hinreichend wäre; und beyde Staaten zusammen, unterhalten kaum 15000 derselben.

Ganz gewiß sind Sie gleich mir überzeugt, daß vom Anbeginn der Feudalkonstitution, das ist, vom Anbeginn unsers ältesten europäischen Adels, die Kriegsdienste, desselben wahre Bestimmung, so wie die Urquelle seiner Prärogative waren: Was soll nun aber dieser zahlreiche italienische Adel anfangen, dem die Gelegenheit, sich der Vorzüge seines Standes nach der ihm angemessenen Art würdig zu machen, fast gänzlich ermanglet? Müssiggang macht ihn wahrlich keiner Prärogative vor dem geringsten Taglöhner würdig; und doch bleibt ihm nichts anders übrig, da die Handlung im größten Theile des Landes, eben so wie in Deutschland und Frankreich für ein unadeliges Gewerbe betrachtet wird. Ich kann mich daher nicht genug verwundern, daß Jagemann sich so sehr gegen den Aufwand der adeligen Italiener bey ihren Heyrathen ereifert, und zugleich wünschet, die Fideikommissen aufgehoben zu sehen, bloß weil durch beyde Umstände die Zahl der adeligen Heyrathen vermindert wird. Was in aller Welt wollte denn Herr Canonicus Jagemann aus einer noch vermehrten, noch ungeheurern Menge von Edelleuten machen? Cicisbeen und Pfaffen? Aber mit den erstern sind

ja ohnehin alle Weiber doppelt, und mit den leztern alle Kirchen dreyfach versehen! — Zwar hat Jagemann nicht Unrecht, daß er sich für einen Stand interessirt, der unsern europäischen Regierungsarten überhaupt — aber in einer verhältnißmäßigen Anzahl — unentbehrlich ist; allein er sollte zugleich bedenken, daß nach allen möglichen Regierungsarten, der Stand der Müssiggänger nicht nur der entbehrlichste, sondern auch der schädlichste von allen Ständen ist. Dieser Ausspruch könnte wohl manchem von den vielen italienischen Kreuz- und Sternträgern sogleich zu hart scheinen, allein er trifft nicht so viel den Adel, als das Schicksal Italiens, welches die Nation mit Adel überhäufet, ohne demselben Gelegenheit zu lassen, dem Winke seiner ursprünglichen Bestimmung zu folgen. Vielmehr lasse ich mit Vergnügen dem italienischen Adel dadurch Gerechtigkeit widerfahren, daß ich behaupte, kein Adel von Europa habe seit langer Zeit mit größerm Eifer, Künste und Wissenschaften kultivirt als Er. Der deutsche darf sich hierin keinerdings mit ihm vergleichen. Fabroni und Tiraboschi würden uns für jeden unsrigen, zwanzig Italiener nennen, worunter viele Cardinäle und Fürsten genennt zu werden verdienen.

Und nun, mein schätzbarster Freund, bin ich schon alle vorgesetzte Rubriken mit Ihnen durchgegangen, oder wenn Sie wollen, durchgestolpert; habe Ihnen vom politischen Zustande Italiens alles gesagt, wozu ich mich anheischig gemacht hatte. Ohne Zweifel ist dieß Alles noch sehr wenig für Jemanden, der gründliche Nachrichten davon verlangt: aber so etwas konnten Sie weder in einem solchen Briefe, noch von einem solchen Briefsteller erwarten. Doch will ich Ihnen zum Beschlusse noch eine Bemerkung mittheilen, welche für die Hauptsumme meines — freylich nicht ganz zuverläßigen — Calculs, über den politischen Zustand der vornehmsten italienischen Mächte, gel-

ten mag. Dieser Mächte zähle ich sechs: Neapel, Sardinien, Toskana, Venedig, Genua, und den Kirchenstaat. Mayland bringe ich hier nicht in Rechnung, weil ich es nur als den Theil eines auswärtigen großen Staates betrachte. Von diesen sechs Staaten, scheinen mir die ersten drey im Aufnehmen und die drey letztern im Abnehmen zu seyn. Neapel ist ohne Vergleich der mächtigste Staat Italiens. Er ist durch seine Größe, durch seine Bevölkerung, und durch die Menge seiner vortrefflichen Produkte doppelt so wichtig als jeder andere, und könnte durch eine hinlängliche Verbesserung seiner mannichfaltigen Gebrechen, auf der politischen Wagschale ein noch weit größers Gewicht erhalten. Man hat wirklich viele dieser Verbesserungen angefangen, aber man kann nur langsam damit fortschreiten, weil man bey jedem Schritte Hindernisse aufstößt. Der Despotismus des Adels, der in diesem Lande, zumal in Sicilien, die tiefsten Wurzel geschlagen hat, und die Schranken, welche Rom seinem gefährlichsten Nachbar immerdar entgegen zu setzen weiß, sind die wesentlichsten dieser Hindernisse. Es ist nicht zu glauben, welche Rechte die Diara zum Nachtheil der Krone und ihrer Unterthanen, in Calabrien und Apulien behauptet. Eine Abänderung hierin, und eine glückliche Reform der Staatsökonomie und des Finanzwesens, würden Neapel Mittel schaffen, fünfzig auch sechzig tausend Mann Landtruppen, und — was ihm noch weit wesentlicher wäre, eine ansehnliche Flotte zu halten. Wer begreiffet nicht, welche Macht dasselbe in diesem Falle so wohl auf dem festen Lande, als auf den benachbarten Meeren gewinnen würde. Aber freylich könnte es alsdann um die glückliche Ruhe Italiens geschehen seyn. Ich will Ihnen also, ohne Projekte zu machen, nur sagen, daß Neapel unter der jetzigen Regierung an Industrie, Kommerz und militärischer Kraft merklich zunimmt.—

Sardinien kann an seiner inneren Constitution (das Militär ausgenommen) wenig mehr verbessern. Eine Reihe kluger Regenten hat beynah schon alles gethan, was zu thun war. Nur die Insel Sardinien (sagt man) ward bisher als ein zu wenig geachtetes Stiefkind behandlet, und zu viel der Vormundschaft ihrer Gouverneurs überlassen. Einen großen Theil seiner äußeren Macht hat dieser Staat seiner glücklichen Lage, zwischen Frankreich und Österreich zu verdanken. Das große und schöne Stück von Mayland, das es besitzet, ist die Frucht dieser Lage. Allein könnten nicht Zufälle, zum Beyspiel, eine Veränderung in dem jetzigen nordischen System von Europa, dem Zustande Sardiniens eine sehr veränderte Gestalt geben? Gesetzt die Herzoge von Mayland lebten einst in einer vollkommnen Harmonie mit ihren nordischen Nachbarn, und erinnerten sich dann bey einer guten Gelegenheit der von ihrem Herzogthume abgerissenen Stücke? Bey einer Gelegenheit, da auch Frankreich anders wohin, als auf jene Seite der hohen Alpen zu denken hätte? Ganz gewiß würde da das Herzogthum Mayland aufhören zu seyn — was Viktor Amandee es nannte — eine Artischoke, die man blattweise speisen müsse. — Doch ich träume ja immer von Krieg; und unser Jahrhundert ist doch so friedlich! — Kein Wort mehr davon! — Wie Sardiniens Sachen jetzt liegen, ist dasselbe durch seine wohlgeordnete Staatsverwaltung (im Piemontesischen) und durch seine dort immer zunehmende Industrie einer der blühendsten Staaten Italiens: und außer diesem habe ich hier nichts zu behaupten, oder zu untersuchen.

Aber am meisten, am sichtbarsten von allen zeichnet sich durch ersterwähnte Eigenschaften Toskana aus. Hier ist alles was einem Staate Vortheil und Ehre bringen kann, unter der jetzigen vortrefflichen Regierung erweitert, und alles Entgegengesetzte eingeschränkt oder ausgerottet

worden. Ein Fremder trete von welcher Seite er will, in Toskana ein, so überzeuget ihn jeder physische und moralische Gegenstand, wie viel er bey der Veränderung gewonnen habe. Der angenehmste Beweis davon war mir meines Orts, das fröhliche, höfliche und (was in Italien nicht wenig bedeutet) wohl und reinlich gekleidete Landvolk dieser blühenden Provinz, die man in mancherley Rücksicht das Sachsen von Italien nennen kann; mit dem Unterschiede, daß man da nichts von Spuren des verderblichen Kriegs, wie hier und dort in Sachsen entdecket. Ich müßte weitläuftig werden, wenn ich Ihnen alle Verbesserungen anzeigen wollte, deren sich Toskana seit etlich und zwanzig Jahren zu erfreuen hat; hierorts ist es genug an meiner Versicherung, daß dasselbe jetzt unstreitig die blühendste Provinz von Italien ist — und dieß widerspricht mir gewiß niemand als etwa ein römisch denkender Tropf, oder irgend einer von den großträumenden toskanischen Exregenten, welcher beym Anblick seines hohen, mitten aus einem Comptoir heraus gewachsenen Stammbaums, seinen Stolz beleidigt fühlt, daß Toskanas Schicksal nicht in seiner eignen Hand lieget.

Die Beweggründe, um die ich die Republiken Venedig und Genua als abnehmende Staaten betrachte, sind größtentheils schon in demjenigen enthalten, was ich im Artikel vom Kommerz von beyden gesagt habe. Je mehr andre Staaten sich auf Handlung und Manufakturen verlegen, desto mehr müssen Diese verlieren. Ein paar sehr tiefe Wunden bekam Venedig erst in unsern Tagen durch die benachbarten Freyhafen Triest und Ankona. Ich sehe kein Mittel, wie es jemals diese Wunden wird heilen können. Und wie wäre es erst, wenn einst Neapel seinen Kriegsstaat in den Stand setzte, in welchen es ihn setzen könnte, und dann von ungefähr Lust bekäme, dem alten, gebrechlichen Gemahle der adriatischen See, seine theure

Hälfte abwendig zu machen; vielleicht nach einem förmlichen Divorce, sich selbst für ihren Gatten, und, aus Zärtlichkeit für ihre ganze Familie, zugleich auch für den Obervormund ihrer Töchter Corfu, Cefalonia ꝛc. zu erklären? — Auch muß man ja nicht wähnen, die venetianische Regierung habe sich den ausgebreiteten Ruhm der Weisheit dadurch erworben, daß sie mit stets wachem Eifer für das Wohl des gemeinen Wesens, immer die möglich klügsten Mittel zur Erreichung dieser Absicht wähle: der Hauptaugenmerk ihrer gepriesenen Weisheit ist das Wohl einer Anzahl adeliger Familien, weche Macht und Einkünfte des Staats unter sich theilen, und zur ungestörten Erhaltung ihrer unbeschränkten aristokratischen Gewalt, die schlausten und zugleich strengsten Hülfsmittel anwendet. Jeder Fremde wundert sich über die Gleichgültigkeit, womit die venetianische Regierung die gemeinschädlichsten Unordnungen ansehen kann, so lange dieselben nur nicht widrige Folgen für diesen ihren Hauptzweck hervor bringen. Aber man verwundert sich noch mehr über die Strenge, womit sie bey den unbedeutendsten Handlungen und Gesprächen, öfters bey einer in der besten Absicht gesagten Wahrheit, sobald dieselbe sich nicht ganz mit dem äußerst mißtrauischen Staatssystem zu vertragen scheinet, zu Werke geht. Wer kennet nicht das berüchtigte Loch für die geheimen, anonymen Denunciationen im Pallaste des Doge? und wer hat nicht von den geheimen Schwertstreichen der venetianischen Justiz gehört? Dinge, die mir alles zu übertreffen scheinen, was uns Tacitus von den Zeiten des Tiberius erzählet. Montesquieu, der sich selten irret, hat vollkommen recht, wann er schreibt: „In den italienischen Republiken hat der Adel allein die Macht Gesetze zu geben, zu vollführen und auch die Rechte der Bürger zu entscheiden. Aus dieser Ursache wird daselbst weniger Freyheit angetroffen als in unsern Monarchien; und diese Regierun-

gen, wann sie sich erhalten wollen, haben gewaltsamere Mittel nöthig, als die Regierung der Türken." Alle Stände der Republik Venedig fühlen die Gewalt und Arroganz der herrschenden Familien, aber am empfindlichsten fühlet sie der Provinzial-Adel und der Kriegsstand, welche beyde unstreitig die verachtetsten Stände des Staates sind. Das gemeine Volk muß zwar nicht weniger beym Anblick eines Schergen-Capitäns zittern, aber es preiset dessen ungeachtet seine Freyheit, weil es die beyden erstgenannten Stände ungestraft verachten, in den Theatern schreyen, und die Treppe des Doge verunreinigen darf. Mundus regitur opinionibus. So ließen die Rußen alles, was Peter der Erste wollte, geduldig aus sich machen, und glaubten sich doch immer frey zu seyn, bis sie ihre Schnurbärte ablegen sollten. — Alles dieß erwähne ich nur von der Republik Venedig, um endlich die Folge daraus zu ziehen, daß ein Staat, dessen ängstliche Politik sich immerfort mit dem Glück und der Erhaltung einer gewissen Anzahl von Familien beschäftiget und deßhalb das allgemeine Beste nur zur untergeordneten Absicht haben kann, an solider Kraft und Consistenz nothwendiger Weise immer abnehmen muß. Die Besitzungen der Republik in und außer Italien, sind indeß noch sehr ansehnlich; aber weder das Vermögen der Unterthanen, noch der Schatz des Staates, noch die Flotte, noch die Landmacht sind es mehr. Alles was einen Staatskörper gesund und stark machen muß, scheinet mir hier in einem so siechen Zustande zu seyn, daß es jetzt kein Bündniß von Cambrai mehr brauchte, um die älteste Republik von Europa in ihren ursprünglichen, kleinen Raum ihrer Lagunen einzuschränken. Doch wie gesagt, Europa ist ein sehr friedsamer Welttheil, und wird es hoffentlich noch lange bleiben.

Der dritte abnehmende Staat von Italien ist der römische. Den Zustand desselben zu beurtheilen, muß man ihn von zweyerley Seiten betrachten, von der hierarchischen und monarchischen. Da die hierarchische ehedem bey weiten die wichtigere war, hat die Regierung zu allen Zeiten ihre größte Sorgfalt und Wachsamkeit auf diese gewendet, und die weltliche Staatsverfassung nur als Nebending behandlet. Der Zufluß an Gold aus allen christlichen Ländern war so groß, daß man glaubte keiner andern Industrie zu bedürfen als derjenigen, welche die Quellen dieses Zuflusses immer offen erhalten könnte. Allein nach einer unvermutheten Revolution *) versiegten allmählich die meisten dieser Quellen, und die so lange verachtete weltliche Industrie rächet sich jetzt nachdrucksam an der entkräfteten geistlichen Politik. Vielleicht fodert man auch zu viel, wann man fodert, daß die römischen Monarchen, die ihrem Berufe gemäß, die beste Zeit ihres Lebens bloß geistlichen Studien und Betrachtungen widmen, in dem Augenblicke, da die Vorsehung sie auf den Thron erhebet, so viel von der profanen Staatskunst wissen sollen, als Prinzen die von Kindheit an darin unterrichtet werden. Die Regierungskunst, das heißt, die Kunst gut zu regieren, ist eine sehr schwere Kunst, und die Inspirationen des heil. Geistes erstrecken sich nicht auf die weltlichen Geschäfte. Ich habe Ihnen an der Verwaltung des Kirchenstaates in meinen Briefen schon so viel Mangelhaftes gewiesen, daß Sie sich denselben gewiß niemals als einen aufnehmenden eingebildet haben. Wahr ist es, daß der jetzige Beherrscher Roms alle mögliche Kräfte anspannet, die gesunkene Maschine empor zu richten; aber leider, läßt sich bisher bloß von seiner rühmlichen Absicht, nicht von dem Erfolge, Gutes sagen. Die Paludi pomptini kosten

*) Durch die Glaubenslehre Luthers.

ihm schon ungeheure Summen, und lassen erwähntermaßen noch wenig Nutzen hoffen. Die beträchtlichsten Auslagen nebst den pomptinischen, macht er zu Ankona, wo er viele kostbare Comerzial-Gebäude führet, und den Molo, welcher den Hafen vor den stürmischen Nordwinden decket, erhöhet hat. Aber man wird nun gewahr, daß dieser Molo die unerwartete Wirkung eines Wassersporns hervorbringet, indem er den Sand und Schlamm, welchen das Meer in den Hafen schwemmet, fest hält, und so nach und nach das Bassin anzufüllen drohet. Die levantinischen Kauffertheyschiffe, die noch vor fünfzehn Jahren gerade in das Lazaret einfuhren ihre Quarantäne zu halten, müssen jetzt auf der Rhede ankern und ihre Waaren auf kleinen Barken in das Lazaret überführen lassen. Man wird in kurzer Zeit neue Auslagen zu machen haben um einer gänzlichen Verschlammung des Hafens zuvorzukommen. — Mit der Agrikultur und den Manufakturen, will es, wie gesagt, auch nicht vorwärts gehen; der Mangel an baarem Gelde steigt immer höher und das Papiergeld hat im Lande selbst sehr wenig, und außer Landes, gar keinen Credit. Übel, übel! werden Sie denken? — Ja wohl übel, mein Freund! aber doch nicht so, daß einem so schönen und großen Staate wie dieser ist, der überdem noch immer beträchtliche Zuflüße von außen hat, und keine Armee zu unterhalten braucht, nicht Mittel zur Abwendung des Übels übrig bleiben sollten. — Und diese Mittel wären? — Sehr einfache! Daß man das schädliche Mönchthum abschafte oder wenigstens sehr verminderte; daß mehr Regenten auf einander folgten, die mit eben so viel Eifer, und mit mehr Glück, als der jetzige, das Wohl des Staates zu befördern trachteten; daß sowohl diese als die Governatori der Provinzen, ihre Herzen so ganz mit Patriotismus erfüllten, daß der jetzt herrschende Nepotismus keinen Raum darin behielte; daß mehrere von den vornehmen Römern sich so

viele solide Kenntnisse der Landesökonomie erwürben wie der jetzige Cardinal Staatssecretär, Buoncompagno in seiner Schrift über den politischen Zustand von Bologna, gewiesen hat; und daß endlich die geistlichen Geldzuflüße für Dispensationen, Annaten, Palia ꝛc. ꝛc. künftighin wenigstens in dem Zustand erhalten würden, worin sie noch jetzt sind — welches Letztere Rom wohl hoffen darf, so lange die bischöfliche Würde nicht vor dem Throne der Regenten, sondern ad limina Apostolorum, oder im Pallaste eines römischen Bevollmächtigten, eines Herz und Sinn prüfenden Nuntius, ertheilet wird; und so lange der Cardinalseid in der profanen Welt nicht bekannter wird, als er es noch jetzt zu seyn scheinet; das heißt, so lange die vornehmsten europäischen Höfe, Cardinäle als ihre Minister in Rom halten, oder wohl gar zu Hause regieren lassen. — Und nun mein Theuerster! mögen Sie an meiner politischen Silhouetten-Malerey genug haben oder nicht, so beschließe ich dieselbe in vollem Ernste, und wiederhole zum letztenmale mein ewig unwiderrufliches — Dixi.

Ende des sechsten und letzten Bandes.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Ayrenhoff, Cornelius von, 1733-1819

Des Herrn Cornelius von Ayrenhoff, kais. königl. Feldmarschall-Lieutenants, sämmtliche Werke

Bd.: 6.

Wien (1803)

P.o.germ. 66-5/6
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10310243-6